

JOHN GALSWORTHY

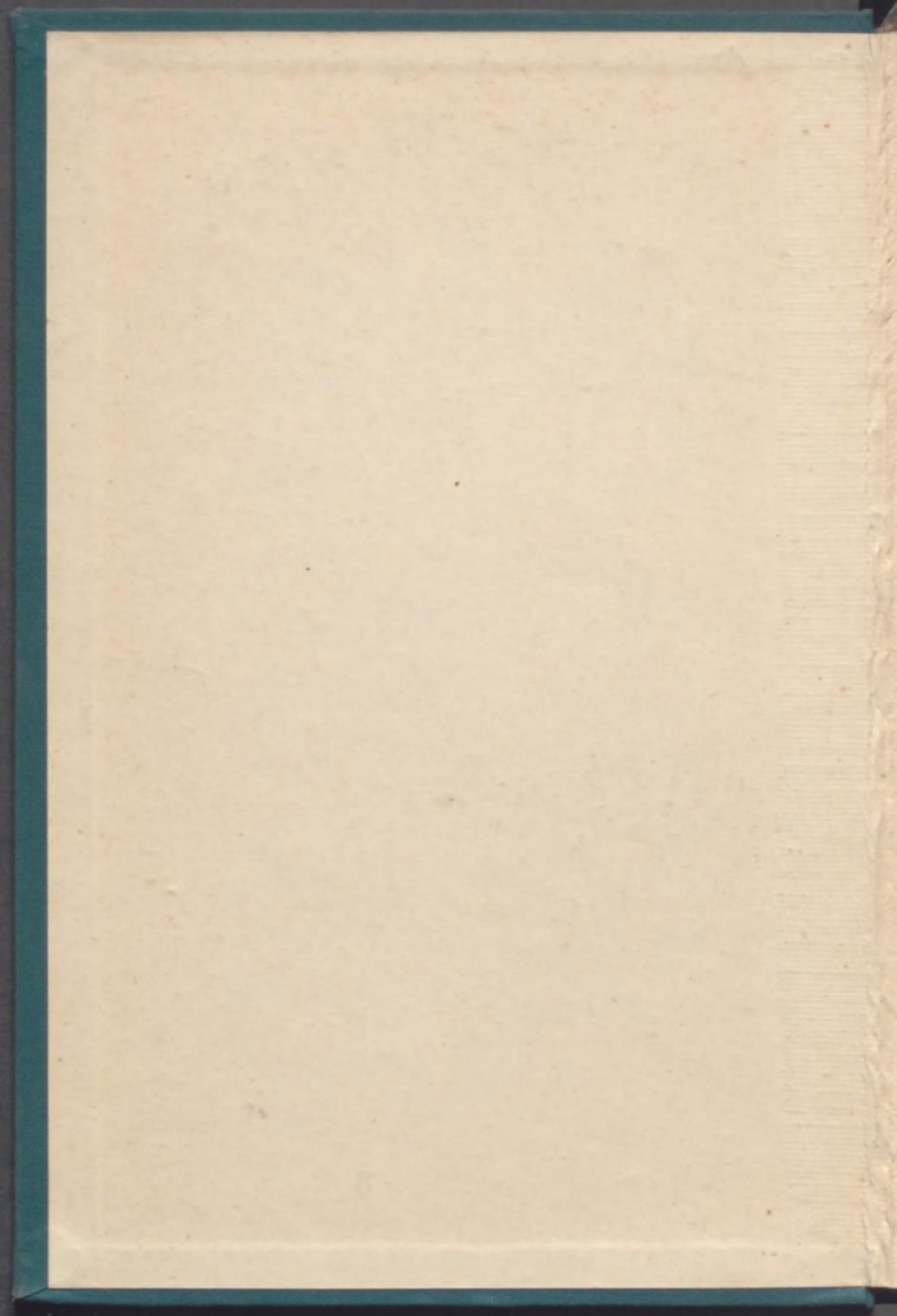
GALSWORTHY

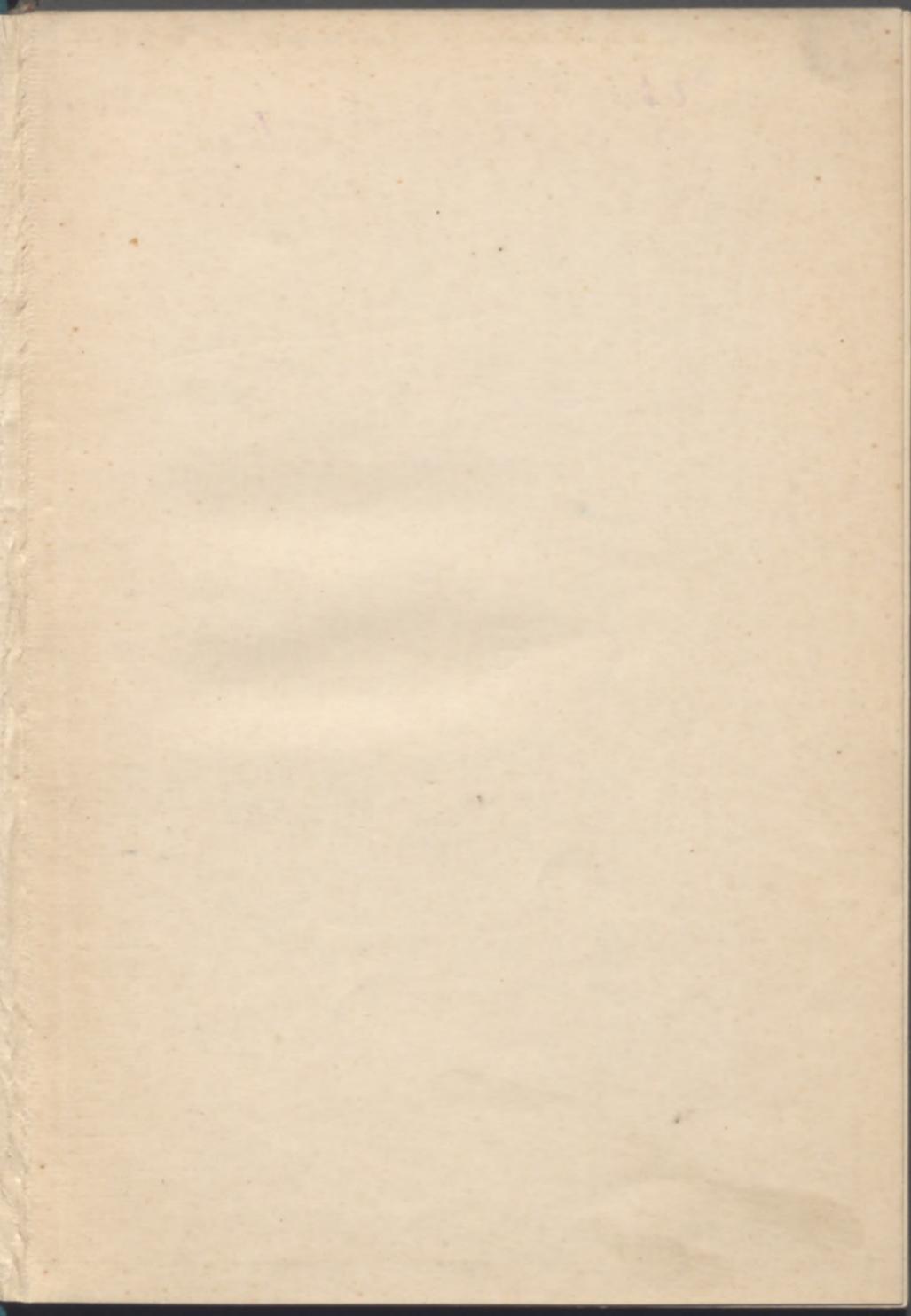
DIE
FORSYTE
SAGA

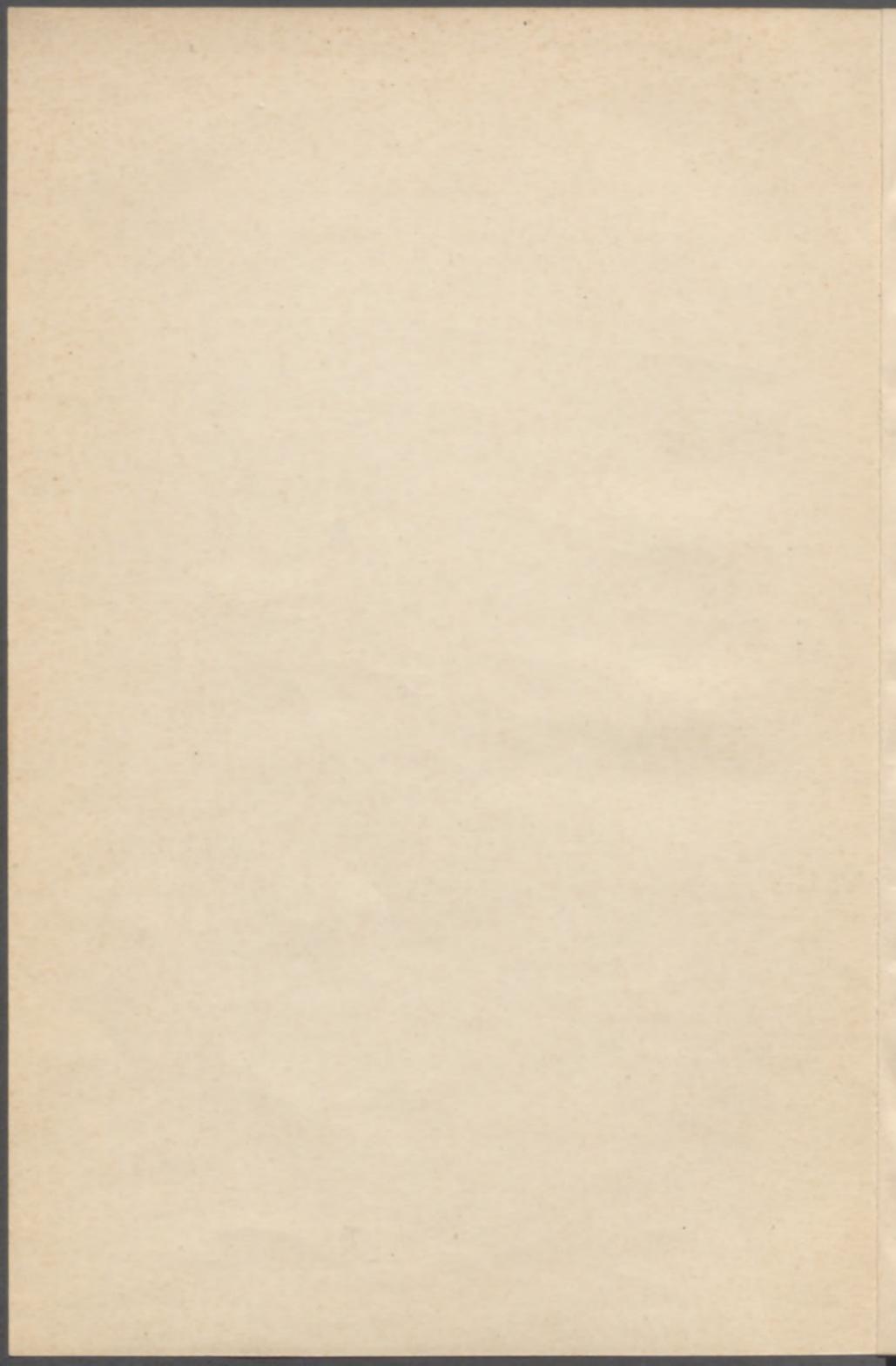
BAND III

PAUL
ZSOLNAY
VERLAG

DIE FORSYTE SAGA







Annunzio Grieco

Milano 1926.

Memorandum

Washington, D.C.
September 1922





JOHN GALSWORTHY
GESAMMELTE WERKE

DNAE WITTING

Erstausgabe
Dritte Auflage
Verlag W. G. C. M. G.

1928

PAUL SOHN VERLAG

Frankfurt am Main

JOHN GALSWORTHY
GESAMMELTE WERKE

Einzig berechtigte, vom
Dichter genehmigte
deutsche Ausgabe

1926

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN/WIEN/LEIPZIG

JOHN GALSWORTHY
DIE FORSYTE SAGA

DRITTER BAND

Autorisierte Übersetzung
aus dem Englischen von
Luise Wolf und Leon Schalit

1926

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN/WIEN/LEIPZIG

Die Übersetzung der Romane „Der reiche Mann“,
„In Fesseln“ und „Zu vermieten“ stammt von
Luise Wolf, die des „Nachsommer“ und „Erwachen“
von Leon Schalit

16.—25. TAUSEND



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1925 by Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig
Gedruckt bei R. Kiesel zu Salzburg

Erster Teil
Fünftes Kapitel
Drittes Buch
Zu vermieten

„Aus dieser Feinde leid'gem Schoß entsprang
Ein Liebespaar, vom Unstern schwer bedroht.“

Romeo und Julia

Drifts Buch

CHARLES SCRIBNER
ZUGEEIGNET

Erster Teil

ERSTES KAPITEL

Begegnung

In Gedanken über die Zukunft versunken, trat Soames Forsyte am Nachmittag des 12. Mai 1920 aus dem Knightsbridge Hotel, wo er wohnte, um die Bildersammlung in einer Galerie nahe der Cork Street zu besuchen. Er ging zu Fuß. Seit dem Kriege nahm er nie eine Droschke, wenn es sich vermeiden ließ. Die Kutscher waren seiner Ansicht nach eine unhöfliche Gesellschaft, wenn sie auch jetzt, wo der Krieg vorüber war und das Angebot die Nachfrage wieder zu übersteigen begann, gewohnheitsmäßig höflicher wurden. Dennoch hatte er ihnen nicht verziehen, da er sie mit düsteren Erinnerungen und, wie alle Angehörigen ihrer Klasse, jetzt dunkel mit der Revolution identifizierte. Die große Angst, die er während des Krieges ausgestanden hatte, und die noch größere Angst, der er seither im Frieden ausgesetzt gewesen, war nicht ohne psychische Folgen für seine zähe Natur geblieben. Er hatte im Geiste so oft den Ruin erlebt, daß er aufgehört hatte, an dessen greifbare Wahrscheinlichkeit zu glauben. Zahlte man viertausend Pfund im Jahr an Einkommen- und anderen Steuern, was konnte einem da noch Ärgeres widerfahren! Ein Vermögen von einer Viertelmillion, wenn man nur für seine Frau und seine Tochter zu sorgen hatte, bot, da es auf sehr verschie-

dene Art angelegt war, selbst der ‚Kateridee‘ der Kapitalsabgabe gegenüber eine feste Garantie. Und was die Einziehung der Kriegsgewinne anbetraf, war er vollständig damit einverstanden, denn er hatte keine, und der ‚Bande‘ geschah ganz recht! Der Preis der Bilder überdies war mehr gestiegen als irgend etwas, und mit seiner Sammlung war es ihm seit dem Kriege besser gegangen denn je zuvor. Luftangriffe hatten ebenfalls günstig auf einen Geist gewirkt, der von Natur vorsichtig war, und einen an sich eigensinnigen Charakter gestählt. Ist man in Gefahr, völlig zerstückt zu werden, so verringert sich die Furcht vor der teilweisen Zerstückelung, die Abgaben und Steuern mit sich bringen, während die Gewohnheit, die Unverschämtheit der Deutschen zu verurteilen, natürlich dazu geführt hatte, die der Arbeiter, wenn nicht offen, so doch im Grunde seines Herzens zu verurteilen.

Er ging zu Fuß. Übrigens hatte er noch keine Eile, denn Fleur sollte ihn um vier Uhr in der Galerie treffen, und es war erst halb drei. Das Gehen tat ihm gut — seine Leber beengte ihn ein wenig, und seine Nerven waren ziemlich angegriffen. Seine Frau war immer unterwegs, wenn sie in der Stadt waren, und seine Tochter hatte, wie die meisten jungen Mädchen seit dem Kriege, nichts anderes im Sinn als rastlos, wie ein Irrwisch, umherzuschwärmen. Aber er mußte dankbar sein, daß sie zu jung gewesen, im Kriege selbst etwas zu unternehmen. Natürlich hatte er den Krieg von Anbeginn mit ganzer Seele unterstützt, aber zwischen dieser Unterstützung und der körperlichen seiner Frau und seiner Tochter war ein himmelweiter Unterschied gewesen, und bei seinen etwas altmodischen Anschauungen verabscheute er jede extravagante Regung. Er war zum Beispiel streng dagegen gewesen, daß Annette, die so anziehend

und 1914 erst vierunddreißig Jahre alt war, nach ihrer Heimat Frankreich, ihrer ‚chère patrie‘, ging, wie sie es, durch den Krieg angeregt, zu nennen begonnen hatte, um ihre ‚braves poilus‘ zu pflegen! Das fehlte gerade, ihre Gesundheit und ihr Aussehen aufs Spiel zu setzen! Als ob sie wirklich Pflegerin wäre! Er hatte nichts davon hören wollen. Mochte sie zu Haus Handarbeiten machen oder stricken für sie! Sie war daher nicht gegangen und seitdem nie wieder ganz dieselbe gewesen. Eine böse Gewohnheit, ihn nicht offen, aber fortgesetzt auf allerlei Art zu verspotten, hatte sich verstärkt. Und für Fleur war durch den Krieg das schwierige Problem entstanden, ob sie in eine Pension kommen sollte oder nicht. Er hielt es für besser, wenn sie fern von der Mutter in ihrer Kriegsstimmung war, fern von dem Zufall der Luftangriffe und dem Bestreben, extravagante Dinge zu unternehmen; er hatte sie in einem Seminar so weit weg untergebracht, wie es ihm mit Vortrefflichkeit vereinbar schien, und hatte sie furchtbar vermisst. Fleur! Er hatte diesen etwas ausländischen Namen, für den er sich bei ihrer Geburt so plötzlich entschieden hatte — wenn es auch eine Konzession an die Franzosen gewesen war — nie bereut. Fleur! Ein hübscher Name — ein hübsches Kind! Aber unstet — zu unstet, und eigenwillig! Sie kannte auch ihre Macht über ihren Vater! Soames dachte oft darüber nach, welch ein Fehler es war, in seine Tochter vernarrt zu sein. Alt zu werden und vernarrt zu sein! Fünfundsechzig! Er wurde älter, aber er fühlte es nicht, denn glücklicherweise vielleicht, wenn man Annettens Jugend und gutes Aussehen in Betracht zog, hatte seine zweite Ehe sich als eine kühle Angelegenheit herausgestellt. Er hatte in seinem Leben nur eine wahre Leidenschaft gekannt — für seine erste Frau — für Irene. Ja, und sein

Vetter Jolyon, der mit ihr auf und davon gegangen war, sähe sehr klapprig aus, sagten sie. Kein Wunder zu zweiundsiebzig, nach zwanzig Jahren einer dritten Ehe!

Soames hielt einen Augenblick im Gehen inne, um sich über das Parkgitter zu lehnen. Ein passender Ort für Erinnerungen auf halbem Wege zwischen dem Haus in Park Lane, das seine Geburt und den Tod seiner Eltern gesehen, und dem kleinen Haus in Montpellier Square, wo er vor fünfunddreißig Jahren die erste Ausgabe seiner Ehe genossen hatte. Jetzt, nach zwanzig Jahren der zweiten Ausgabe, kam ihm die alte Tragödie vor wie ein Dasein, das er früher geführt — und das geendet hatte, als Fleur anstatt des Sohnes geboren war, auf den er gehofft. Seit vielen Jahren hatte er aufgehört, es auch nur vage zu bedauern, daß ihm kein Sohn geboren war; Fleur füllte sein Herz völlig aus. Schließlich trug sie ja seinen Namen, und er sehnte sich durchaus nicht nach der Zeit, wo sie ihn ändern würde. Dachte er jemals an solch eine Kalamität, so war sie durch das unbestimmte Gefühl gemildert, daß er sie reich genug machen könnte, um den Namen des jungen Mannes, der sie heiratete, vielleicht zu kaufen und auszulöschen — weshalb auch nicht, da Frauen doch heutzutage den Männern gleich waren, wie es den Anschein hatte? Und in der heimlichen Überzeugung, daß sie es nicht waren, strich sich Soames mit der gebogenen Hand kräftig über das Gesicht, bis sie gemächlich bis zum Kinn hinunterglitt. Dank seiner enthalt-samen Lebensweise war er nicht fett und schwammig geworden, seine Nase war blaß und dünn, und der graue Schnurrbart kurz gestutzt, seine Sehkraft ungeschmälert. Ein leichtes Vorbeugen machte das Höherwerden der Stirn unter dem zurückweichenden Haar weniger sichtbar. Die Zeit hatte den ‚begütertesten‘ der jungen Forsytes, wie der letzte

der alten Forsytes — Timothy — jetzt in seinem hundertsten Jahr, es ausgedrückt hätte, wenig verändert.

Der Schatten der Platanen fiel auf seinen feinen Filzhut, er hatte die Zylinderhüte aufgegeben — es hatte keinen Zweck, in Zeiten, wie diesen, die Aufmerksamkeit auf Reichtum zu lenken. Platanen! Seine Gedanken wanderten lebhaft nach Madrid — Ostern vorm Kriege, als er jenes Goya-Bildes wegen einen Entschluß fassen mußte und eine Entdeckungsreise unternommen hatte, um den Maler an Ort und Stelle zu studieren. Der Mann hatte Eindruck auf ihn gemacht — ein sehr vielseitiger Maler, ein wahres Genie! Doch einen so hohen Rang er auch einnahm, er würde einen höheren einnehmen, bevor sie mit ihm fertig waren. Der zweite Goya-Rummel würde größer sein als der erste gewesen, o ja! Und er hatte gekauft. Auf dieser Reise hatte er — was er nie zuvor getan — die Kopie eines Freskogemäldes, ‚La Vendimia‘ genannt, bestellt, auf dem die Gestalt eines Mädchens, einen Arm in die Seite gestemmt, ihn an seine Tochter erinnert hatte. Es hing jetzt in seiner Galerie in Mapledurham, und zwar ziemlich schlecht — man konnte Goya nicht kopieren. Wenn aber seine Tochter nicht mehr da war, würde er es um der Erinnerung willen, um des Unwiderstehlichen in der Beleuchtung, des straffen Gleichgewichts der Gestalt, der Weite zwischen den gewölbten Brauen, der glühenden verträumten Augen willen immer gern anschauen. Merkwürdig, daß Fleur dunkle Augen hatte, wo seine eigenen grau waren — kein echter Forsyte hatte braune Augen und die ihrer Mutter waren blau! Aber natürlich, die Augen Madame Lamottes, ihrer Großmutter, waren dunkel wie Sirup!

Er ging weiter bis zur Hydepark Corner. In ganz England gab es keine größere Veränderung als auf dem Reit-

weg in diesem Park. Beinah in Schußweite davon geboren, konnte er sich dessen seit 1860 erinnern. Als Kind hatte man ihn hingebacht, um zwischen Krinolinen die Dandys in engen Hosen mit Backenbärten anzustaunen, die in steifer Haltung vorüberritten, zu beobachten, wie die krausrandigen und die weißen steifen Hüte aus der Mode kamen und der kleine krummbeinige Mann in langer roter Weste, der mit Hunden an etlichen Leinen: King Charles-Wachtelhunden, und italienischen Windspielen, die in die Krinoline seiner Mutter verliebt waren, unter die modischen Leute zu kommen pflegte und versuchte, einen an sie zu verkaufen — jetzt war so etwas nie mehr zu sehen. Man sah niemand mehr von Rang, nur noch Arbeitervolk, das dumpf in Reihen saß und nichts zum Anstarren hatte als ein paar rittlings in den Sätteln sitzende kecke junge Reiterinnen mit Topfhüten oder Leute aus den Kolonien, die planlos auf elenden Mietsgäulen auf und nieder ritten, ab und zu hier und dort kleine Mädchen auf Ponys oder alte Herren, die sich Bewegung machten, zuweilen auch eine Ordonnanz auf einem großen Kavalleriepferd; kein Vollblut, keine Grooms, keine Verbeugung, kein Scharren, keine Unterhaltung — nichts, nur die Bäume waren dieselben — die Bäume, die den Generationen und dem Verfall der Menschheit gegenüber gleichgültig blieben. Ein demokratisches England — zersplittert, eilig, laut und offenbar ohne ein Ziel. Etwas wie stolze Verachtung regte sich in Soames. Für immer vorbei der enge Kreis von Vornehmheit und Rang! Reichtum gab es wohl — o ja! Reichtum — er selbst war ein reicherer Mann als sein Vater je gewesen, aber Manieren, Geschmack, Qualität, damit war es vorbei, es war alles in einen öden, häßlichen, wüsten, nach Maschinöl riechenden Rummel versunken. Hier und dort verstreut und ‚chétif‘, wie Annette

sagen würde, ein paar halb heruntergekommene Leute vornehmen Standes, aber nichts von Bestand und Zusammenhang mehr. Und in dies neue Durcheinander von schlechten Manieren und lockeren Sitten war seine Tochter — die Blume seines Lebens — hineingeschleudert! Und wenn diese Arbeitergesellen an die Macht kamen — wenn das jemals geschah — mußte man auf das Schlimmste gefaßt sein!

Er ging durch das Tor, das — Gott sei Dank — nicht mehr durch das Kanonengrau seines Scheinwerfers verunstaltet war. ‚Sie sollten lieber dort einen Scheinwerfer anbringen, wohin sie alle gehen,‘ dachte er, ‚und ihre kostbare Demokratie beleuchten!‘ Dann setzte er seinen Weg an den Klubfronten der Piccadilly entlang fort. George Forsyte würde natürlich an dem Bogenfenster des Iseum Klub sitzen. Der Mensch war jetzt so stark geworden, daß er fast seine ganze Zeit dort zubrachte, einem reglosen, spöttischen, humoristischen Auge gleich, das den Niedergang von Menschen und Dingen beobachtete. Und Soames, der sich im Grunde immer unbehaglich unter dem Blick seines Veters fühlte, beeilte sich, vorbeizukommen. George hatte, wie er gehört, mitten im Kriege einen Brief mit der Unterschrift ‚Patriot‘ geschrieben und sich über die Hysterie der Regierung beklagt, die den Hafer für die Rennpferde beschlagnahmt hatte. Ja, da war er, groß, wuchtig, geschneitelt, glatt rasiert, mit seinem schlichten Haar, das kaum dünner geworden war und sicher nach dem besten Haarwaschmittel roch, und einem Rennprogramm in der Hand. Nein, er veränderte sich nicht! Und vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben empfand Soames eine gewisse Sympathie unter seiner Weste für diesen spottlustigen Verwandten. Mit seinem Gewicht, seinem vollkommen gescheitelten Haar und dem stierähn-



lichen Blick war er eine Gewähr dafür, daß die alte Ordnung noch manchem Stoß widerstehen würde. Er sah George das Rennprogramm bewegen, wie um ihn aufzufordern, heraufzukommen — er wollte ihn wohl etwas über das Vermögen fragen. Es stand noch unter Soames' Kontrolle, denn bei der Annahme einer stillen Teilhaberschaft in jener schmerzlichen Periode vor zwanzig Jahren, als er sich von Irene hatte scheiden lassen, war Soames, fast ohne es zu wollen, weiter Verwalter aller reinen Forsyte-Angelegenheiten geblieben.

Einen Augenblick zögernd, nickte er und ging hinein. Seit dem Tode seines Schwagers Montague Dartie in Paris, bei dem niemand recht wußte, was er davon halten sollte, wenn es auch sicher kein Selbstmord gewesen war — schien Soames der Iseum Klub viel solider. Auch George hatte sich, das wußte er, die Hörner abgelaufen und völlig den Freuden der Tafel gewidmet, er aß nur vom Allerbesten, um sein Gewicht niederzuhalten und besaß, wie er sagte, „nur eben einen oder zwei alte Gäule, um sein Interesse am Leben aufrecht zu erhalten“. Er setzte sich daher ohne das verwirrende Gefühl, seinen Taktlosigkeiten ausgesetzt zu sein, das er hier sonst immer gehabt, zu seinem Vetter an das große Fenster. George streckte eine wohlgepflegte Hand aus.

„Hab' dich seit dem Kriege nicht gesehen,“ sagte er. „Wie geht's deiner Frau?“

„Danke,“ sagte Soames kühl, „ganz gut.“

Ein verstohlenes Lächeln huschte für einen Augenblick über Georges fleischiges Gesicht und stierte aus seinen Augen.

„Dieser Belgier Profond,“ sagte er, „ist jetzt hier Mitglied geworden. Er ist ein schnurriger Geselle.“

„Ja!“ murmelte Soames. „Was wolltest du von mir?“

„Der alte Timothy kann sich jeden Augenblick aus dem Staube machen. Ich vermute, er hat sein Testament gemacht.“

„Ja.“

„Nun, du oder irgend jemand müßte einmal nach ihm sehen — dem letzten von der alten Sorte — er ist hundert Jahre alt, weißt du. Sie sagen, er sei wie eine Mumie. Wohin wollt ihr ihn bringen? Er müßte eigentlich eine Pyramide bekommen.“

Soames schüttelte den Kopf. „Highgate, in die Familiengruft.“

„Ich glaube, die alten Mädchen würden ihn vermissen, wenn er wo anders wäre. Sie sagen, ihm liege noch etwas am Essen. Er könnte noch lange leben. **B e k o m m e n** wir nichts für die alten Forsytes? Es waren zehn — Durchschnittsalter achtundachtzig — ich habe es ausgerechnet.“

„Ist das alles?“ sagte Soames. „Ich muß weiter.“

„Du ungeselliger Teufel,“ schienen Georges Augen zu antworten. „Ja, das ist alles: Besuche ihn in seinem Mausoleum — der alte Bursche könnte prophezeien wollen.“ Das Grinsen erstarb in den reichen Kurven seines Gesichts und er fügte hinzu: „Habt ihr Advokaten noch keinen Kniff entdeckt, diese verwünschte Einkommensteuer abzuschaffen? Sie trifft das ererbte feste Einkommen ganz verteufelt. Ich pflegte Zweitausendfünfhundert im Jahr zu haben; jetzt habe ich bettelhafte Fünfzehnhundert, und der Preis der Lebenshaltung hat sich verdoppelt.“

„Ah!“ murmelte Soames, „der Rennplatz ist in Gefahr.“

Über Georges Gesicht huschte ein Strahl spöttischer Selbstverteidigung.

„Ich bin zum Nichtstun erzogen,“ sagte er, „und hier werde ich immer älter und werde jeden Tag ärmer. Dies

Arbeitergesindel meint, daß ihm alles zufällt, bevor sie noch etwas getan haben. Was wirst du tun, deinen Lebensunterhalt zu verdienen, wenn es dazu kommt? Ich werde sechs Stunden am Tage arbeiten, um Politiker zu lehren, wie man einen Scherz auffaßt. Nimm meinen Tip, Soames; gehe ins Parlament, sichere dir deine Vierhundert — und stelle mich an.“

Und als Soames sich entfernte, nahm er seinen Platz an dem Bogenfenster wieder ein.

Tief in Nachdenken versunken und erregt durch die Worte seines Veters, setzte Soames seinen Weg der Piccadilly entlang fort. Er selbst war immer ein Arbeiter und Sparer gewesen, George stets eine Drohne und ein Verschwen-der; und doch, wenn die Einziehung des Vermögens einmal begann, war er es — der Arbeiter und Sparer — der ausgebeutet wurde! Es war die Verneinung allen Ansehens, ein Umstürzen aller Forsyte-Grundsätze. Konnte die Zivilisation auf irgend welchen andern aufgebaut werden? Er glaubte es nicht. Nun, sie würden keine Bilder konfiszieren, denn sie würden ihren Wert nicht kennen. Aber was würden sie wert sein, wenn diese Wahnsinnigen anfangen, das Kapital zu melken? Wertlose Ware auf dem Markt. ‚Es ist mir nicht um mich selbst zu tun,‘ dachte er; ‚ich könnte mit Fünfhundert im Jahre leben und würde in meinem Alter den Unterschied gar nicht merken.‘ Aber Fleur! Dies Vermögen, das so klug angelegt war, diese zahlreichen Kunstschätze, die so sorgfältig gewählt waren, sollten alle ihr gehören. Und wenn es dazu käme, daß er ihr alles das nicht hinterlassen oder geben konnte — ja, dann war das Leben ohne Sinn, und welchen Zweck hatte es eigentlich, dahineinzugehen und sich diese verrückten, futuristischen Sachen anzusehen und zu beurteilen, ob sie eine Zukunft hatten?

Als er jedoch in der Galerie der Cork Street anlangte, zahlte er seinen Shilling, nahm einen Katalog und trat ein. Etwa zehn Personen streiften dort umher. Soames' Blick fiel auf etwas, das er für einen Laternenständer hielt, der durch eine Kollision mit einem Motoromnibus umgebogen war. Es stand etwa drei Schritt von der Wand entfernt, und war in seinem Katalog als ‚Jupiter‘ bezeichnet. Er prüfte es neugierig, denn er hatte kürzlich seine Aufmerksamkeit mehr der Skulptur zugewendet. ‚Wenn das Jupiter ist,‘ dachte er, ‚möchte ich wissen, wie Juno aussieht.‘ Und plötzlich sah er sie gegenüber. Sie erinnerte ihn lebhaft an eine Pumpe mit zwei Schwengeln, leicht in Schnee gehüllt. Er betrachtete sie noch voll Staunen, als zwei der Besucher neben ihm stehen blieben. „Epatant!“ hörte er den einen sagen.

„Quatsch!“ brummte Soames vor sich hin.

Die knabenhafte Stimme des andern erwiderte:

„Fehlgeschossen, lieber Freund; er führt dich an der Nase herum. Als er Jupiter und Juno schuf, sagte er: ‚Ich will sehen, wieviel diese Narren sich gefallen lassen.‘ Und dann haben die sich alles gefallen lassen.“

„Grünschnabel du! Vospovitsch ist ein Neuerer. Siehst du nicht, daß er Satire in die Skulptur gebracht hat? Die Zukunft der Bildhauerkunst, der Musik, der Malerei und selbst der Architektur hat satirisch eingesetzt. Es mußte so kommen. Die Leute sind es müde — dem Gefühl ist der Boden ausgeschlagen.“

„Nun, ich würde mich ebensogut ein wenig für Schönheit interessieren. Ich bin mit im Kriege gewesen. Sie haben Ihr Taschentuch fallen lassen, Sir.“

Soames sah ein Taschentuch vor sich hingehalten. Er nahm es mit einem natürlichen Mißtrauen und hielt es an

die Nase. Es hatte den richtigen Duft — roch schwach nach Eau de Cologne — und seine Initialen in der Ecke. Ziemlich beruhigt blickte er auf das Gesicht des jungen Mannes. Es hatte faunähnliche Ohren, einen lachenden Mund, mit einer halben Zahnbürste, die an jeder Seite daraus hervorwuchs, und kleine lebhaft Augen, im ganzen eine normal gekleidete Erscheinung.

„Danke Ihnen,“ sagte er und fügte, durch eine gewisse Erregung getrieben, hinzu: „Ich freue mich, daß Sie Schönheit lieben; es ist selten heutzutage.“

„Ich bin vernarrt in sie,“ sagte der junge Mann; „aber Sie und ich sind die letzten der alten Garde, Sir.“

Soames lächelte.

„Wenn Sie sich wirklich etwas aus Bildern machen,“ sagte er, „hier ist meine Karte. Ich kann Ihnen einige ganz gute zeigen, wenn Sie an irgend einem Sonntag den Fluß entlang kommen und Lust haben, sie anzuschauen.“

„Riesig liebenswürdig, Sir. Ich komme hereingeschneit, ehe Sie sich's versehen. Mein Name ist Mont — Michael.“ Und er nahm den Hut ab.

Soames, der seinen Einfall schon bereute, lüftete den seinen ebenfalls ein wenig und warf dabei einen Blick auf den Gefährten des jungen Mannes, der eine purpurrote Kravatte trug, einen schrecklichen kleinen Backenbart und einen verächtlichen Blick hatte — als wäre er Dichter!

Es war die erste Unbesonnenheit, die er seit langer Zeit begangen hatte. Was war ihm nur eingefallen, einem so ungestümen jungen Burschen, der mit einem solchen Menschen umherging, seine Karte zu geben? Und Fleur, die immer im Hintergrund seiner Gedanken war, trat hervor wie eine Filigranfigur aus einer Uhr, wenn die Stunde schlägt. An der Wand ihm gegenüber war eine Leinwand

mit einer großen Menge dicker tomatenfarbener Blasen darauf, sonst weiter nichts, soviel Soames von seinem Platz aus sehen konnte. Er sah in seinem Katalog nach: ‚Nr. 32 — ‚Die zukünftige Stadt‘ — Paul Post.‘ ‚Vermutlich ist das auch satirisch,‘ dachte er. ‚Was für ein Zeug!‘ Aber sein zweiter Impuls war vorsichtiger. Man durfte nicht zu schnell verdammen. Da waren jene streifigen, gestrichelten Schöpfungen Monets, die solche Trümpfe geworden waren; und dann die Schule der Pointillisten; und Gauguin. Sogar seit den Nach-Impressionisten hatte es zwei oder drei Maler gegeben, die nicht zu verachten waren. Während der acht- unddreißig Jahre seines Kennerlebens hatte er in der Tat soviele ‚Bewegungen‘ beobachtet, den Umschwung des Geschmacks und der Technik so ebbend und flutend sehen, daß man wirklich nichts sagen konnte, als daß aus jedem Wechsel der Mode Geld zu machen war. Auch dies konnte ein Fall sein, wo man den allerersten Instinkt unterdrücken oder den Markt verlieren mußte. Er stellte sich vor das Bild und bemühte sich, es mit den Augen anderer Leute zu betrachten. Über den Tomatenblasen war etwas, das er für einen Sonnenuntergang hielt, bis jemand im Vorübergehen sagte: „Er hat die Flugmaschine wundervoll herausbekommen, findest du nicht?“ Unter den Tomatenblasen war ein Band von Weiß mit vertikalen schwarzen Streifen, dem er keinerlei Bedeutung unterzulegen vermochte, bis wieder jemand vorbeikam und murmelte: „Welch einen Ausdruck er seinen Vordergründen gibt!“ Ausdruck? Wovon? Soames ging zu seinem Sitz zurück. ‚Das Ding hatte etwas Reiches‘, wie sein Vater gesagt hätte, und er wollte nicht einen Pfifferling dafür geben. Ausdruck! Ach! Sie waren jetzt alle Expressionisten auf dem Kontinent, wie er gehört hatte. Also kam es auch hierher, wirklich? Er erinnerte sich der ersten In-

fluenzawelle im Jahre 87 oder 88 — die aus China stammte, wie man sagte. Er hätte gern gewußt, wo dieser — dieser Expressionismus eigentlich herstammte. Die Sache war eine reguläre Krankheit!

Er hatte eine Dame und einen jungen Mann bemerkt, die zwischen ihm und der ‚Zukünftigen Stadt‘ standen. Sie kehrten ihm den Rücken zu, sehr plötzlich aber hielt Soames sich seinen Katalog vor das Gesicht, zog seinen Hut nach vorn und starrte durch den Spalt dazwischen hin. Nicht zu verkennen dieser Rücken, elegant wie immer, obwohl das Haar oben ergraut war. Irene! Seine geschiedene Frau — Irene! Und dies war ohne Zweifel ihr Sohn — von diesem Burschen Jolyon Forsyte — ihr Junge, sechs Monate älter als sein Mädchel! Im Geiste durchlebte er nochmals die bitteren Tage seiner Scheidung und erhob sich, um ihnen aus dem Wege zu gehen, setzte sich aber rasch wieder hin. Sie hatte den Kopf gewandt, um mit ihrem Jungen zu sprechen, ihr Profil war noch so jugendlich, daß ihr graues Haar wie gepudert schien, als wäre sie in einem Phantasiekostüm; und ihre Lippen lächelten, wie Soames, ihr erster Besitzer, sie nie hatte lächeln sehen. Ärgerlich mußte er zugeben, daß sie noch schön war und so jung aussah wie je. Und wie der Junge das Lächeln erwiderte! Der Anblick beleidigte seinen Gerechtigkeitssinn. Er mißgönnte ihr das Lächeln des Jungen — es übertraf alles, was Fleur ihm gab, und das war unverdient. Ihr Sohn hätte der seine sein können; Fleur hätte ihre Tochter sein können, wenn sie sich richtig verhalten hätte! Er senkte seinen Katalog. Sah sie ihn, um so besser! Eine Mahnung an ihr Benehmen in Gegenwart ihres Sohnes, der wahrscheinlich von nichts wußte, würde ein heilsamer Wink der Nemesis sein, die sie sicher früher oder später heimsuchen mußte! Dann kam Soames

halb unbewußt der Gedanke, daß es extravagant für einen Forsyte seines Alters sei, so zu denken, und er nahm seine Uhr heraus. Vier vorüber! Fleur verspätete sich. Sie war zu seiner Nichte, Imogen Cardigan, gegangen, und dort hielten sie sie wohl mit ihren Zigaretten und ihrem Geschwätz fest. Er hörte den jungen Mann lachen und munter sagen: „Ob dies wohl eine von Tante Junes ‚lahmen Enten‘ ist, Mama?“

„Paul Post — ich glaube, es ist so, Liebling.“

Bei dem Wort zuckte Soames leise zusammen; er hatte sie es nie brauchen hören. Und dann sah sie ihn. Seine Augen mußten etwas von George Forsytes spöttischem Blick gehabt haben, denn ihre Hand krampfte sich um die Falten ihres Rockes, sie zog die Augenbrauen hoch und ihr Gesicht versteinerte sich. Sie ging weiter.

„Ein Beispiel dafür, wie man nicht malen darf,“ sagte der Junge und griff wieder ihren Arm.

Soames startete ihnen nach. Der junge Mann sah gut aus mit dem Forsytekinn und den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen, die aber etwas Sonniges hatten, als wäre ein Glas alten Sherrys darüber ausgegossen, auch über sein Lächeln vielleicht und sein Haar. Sie hatten es besser, als sie es verdienten — die beiden! Im nächsten Zimmer kamen sie ihm aus dem Gesicht, und Soames fuhr fort, die ‚Zukünftige Stadt‘ zu betrachten, sah aber nichts. Ein leises Lächeln schürzte seine Lippen. Er verachtete die Heftigkeit seiner eigenen Gefühle nach all diesen Jahren. Gespenster! Und doch, wenn man alt wurde — blieb da irgend etwas zurück, das nicht gespensterhaft war? Ja, da war ja Fleur! Er heftete den Blick auf den Eingang. Sie mußte jetzt kommen, aber sie ließ ihn warten, natürlich! Und plötzlich spürte er etwas wie einen menschlichen Atem — eine kleine

schmächtige Gestalt in einem seegrünen Djibbah mit Metallgürtel und einem Stirnband um das widerspenstige rotgoldene, ganz mit grauen Strähnen durchsetzte Haar. Sie sprach mit dem Galeriediener, und etwas in ihren Augen, ihrer Miene, in ihrem ganzen Wesen, etwas, das an einen schlanken Terrier gerade vor seinem Mittagessen erinnerte, kam ihm bekannt vor. Sicherlich June Forsyte! Seine Kusine June — und sie kam geradeswegs auf seine Nische zu! Tief in Gedanken setzte sie sich neben ihn, nahm ein Täfelchen heraus und notierte etwas. Soames regte sich nicht. „Eine verwünschte Geschichte, diese Verwandtschaft! Widerlich!“ hörte er sie murmeln; dann, als fühle sie die Gegenwart eines zuhörenden Fremden, sah sie ihn an. Das Schlimmste war geschehen!

„Soames!“

Soames wandte den Kopf ein klein wenig.

„Wie geht es dir?“ sagte er. „Habe dich seit zwanzig Jahren nicht gesehen.“

„Nein. Was führte dich her?“

„Meine Sünden,“ sagte Soames. „Was für Zeug!“

„Zeug? O ja — natürlich; es ist noch nicht ‚anerkannt‘!“

„Das wird es nie,“ sagte Soames; „es muß einen großen Verlust bringen.“

„Natürlich tut es das.“

„Woher weißt du das?“

„Es ist meine Galerie.“

Soames war sprachlos vor Staunen.

„Deine? Wie in aller Welt kommst du darauf, eine Ausstellung, wie diese, zu wagen?“

„Ich behandle die Kunst nicht, als wäre sie ein Kramhandel.“

Soames wies auf die ‚Zukünftige Stadt‘. „Sieh dir das an!

Wer wird in einer solchen Stadt oder mit ihr an der Wand leben wollen?“

June betrachtete das Bild einen Augenblick. „Es ist eine Vision,“ sagte sie.

„Ach! Was du sagst!“

Es entstand Schweigen und June erhob sich. ‚Verrücktes Geschöpf!‘ dachte er.

„Du wirst deinen jungen Stiefbruder mit einer Frau treffen, die ich einst kannte. Wenn du meinem Rat folgen willst, müßtest du die Ausstellung schließen.“

June sah sich nach ihm um. „O! Du Forsyte!“ sagte sie und ging weiter. Über ihrer leichten flüchtigen Gestalt, die sich plötzlich so schnell entfernte, lag eine gefährliche Entschiedenheit. Forsyte! Natürlich war er ein Forsyte! Und sie ebenfalls! Doch seit der Zeit, wo sie Bosinney in sein Leben gebracht, um es zu zerstören, hatte er sich nie mit June versöhnen können — und würde es nie! Und nun war sie hier, unverheiratet bis heute, im Besitz einer Galerie! . . . Und plötzlich fiel ihm ein, wie wenig er jetzt von seiner eigenen Familie wußte. Die alten Tanten bei Timothy waren seit vielen Jahren tot; es gab keine Ablagerungsstelle für Neuigkeiten mehr. Wie war es ihnen allen während des Krieges ergangen? Des jungen Rogers Junge war verwundet worden, St. John, Haymans zweiter Sohn, gefallen; der älteste des jungen Nicholas hatte das Kriegskreuz bekommen, oder was sie sonst gaben. Sie hatten alle irgendwie daran teilgenommen, glaubte er. Der Sohn Jolyons und Irenens war wohl zu jung gewesen, seine eigene Generation natürlich zu alt, wenn auch Giles Hayman einen Wagen für das Rote Kreuz geführt hatte — und Jesse Hayman speziellen Dienst bei der Polizei gehabt — die ‚Siamesen‘ waren immer ein Sportsmantyp gewesen! Und

er selbst hatte eine Motorfeldambulanz gestiftet und die Zeitungen gelesen, bis er krank davon wurde, hatte viel Angst ausgestanden, keine Kleider gekauft und sieben Pfund an Gewicht verloren; er wußte nicht, was er in seinem Alter mehr hätte tun können. Zwar, wenn er darüber nachdachte, mußte er einräumen, daß er und seine Familie diesen Krieg ganz anders aufgenommen hatten als die Sache mit den Buren, wo, wie man annahm, alle Hilfsquellen des Reiches aufgeboten wurden. In dem alten Kriege freilich war sein Neffe Val Dartie verwundet worden und der älteste Sohn Jolyons an Darntyphus gestorben, die ‚Siamesen‘ waren zu Pferde hinausgegangen und June als Pflegerin; allein all das waren Ausnahmen gewesen, während in diesem Krieg jeder selbstverständlich ‚das Seinige‘ getan hatte, soviel er wußte. Es schien irgend etwas im Wachsen begriffen, oder nahe dem Verfall. Waren die Forsytes weniger individuell geworden oder monarchischer oder weniger provinziell? Oder geschah es einfach, weil man die Deutschen haßte? ... Weshalb kam Fleur nicht, so daß er fort konnte? Er sah die drei zusammen aus dem andern Raum zurückkommen und an der gegenüberliegenden Wand vorübergehen. Der junge Mann stand jetzt vor der Juno. Und plötzlich sah Soames an der andern Seite von ihr — seine Tochter mit hochgezogenen Brauen. Er konnte ihre Augen seitwärts nach dem jungen Mann blicken und ihn den Blick erwidern sehen. Dann schob Irene ihren Arm unter den seinen und zog ihn fort. Soames sah ihn verstohlen zurückschauen und Fleur den dreien nachsehen, als sie hinausgingen.

Eine Stimme sagte heiter: „Ein bißchen arg, Sir, nicht wahr?“

Der junge Mann, der ihm sein Taschentuch zurückgegeben hatte, ging wieder vorüber. Soames nickte.

„Ich weiß nicht, wohin wir noch geraten werden.“

„O! Da ist alles in Ordnung, Sir,“ antwortete der junge Mann munter, „die wissen es auch nicht.“

Fleurs Stimme sagte: „Hallo, Vater! Da bist du ja!“ gerade als hätte er sie warten lassen.

Der junge Mann riß den Hut herunter und ging weiter.

„Nun,“ sagte Soames und sah sie von oben bis unten an, „du bist ja eine sehr pünktliche junge Dame!“

Dieser kostbare Besitz seines Lebens war von mittlerer Größe und Farbe, mit kurzem, nußbraunem Haar; ihre weit auseinanderstehenden braunen Augen schwammen in so klarem Weiß, daß sie glänzten, wenn sie sich bewegten, und doch waren sie in der Ruhe beinah träumerisch unter den sehr weißen, schwarz bewimperten Lidern. Sie hatte ein reizendes Profil und nichts von ihrem Vater außer einem entschiedenen Kinn. Als er merkte, daß sein Ausdruck sanfter wurde, während er sie ansah, runzelte Soames die Stirn, um seine Gleichmütigkeit zu bewahren, wie es sich für einen Forsyte ziemte. Er wußte, daß sie nur zu sehr dazu neigte, sich seine Schwäche zunutze zu machen.

Sie schob ihre Hand unter seinen Arm und sagte:

„Wer war das?“

„Er hob mein Taschentuch auf. Wir sprachen über die Bilder.“

„Du wirst doch das nicht kaufen, Vater?“

„Nein,“ sagte Soames grimmig, „und auch die Juno nicht, die du dir angesehen hast.“

Fleur zog ihn am Arm. „O! Laß uns gehen! Es ist eine schauerhafte Ausstellung!“

An der Tür begegneten sie dem jungen Manne namens Mont und seinem Gefährten. Aber Soames hatte eine ab-

weisende Miene aufgesteckt und beachtete kaum den Gruß des jungen Menschen.

„Nun,“ sagte er auf der Straße, „wen hast du bei Imogen getroffen?“

„Tante Winifred und jenen Monsieur Profond.“

„Ah!“ murmelte Soames. „Was findet deine Tante denn an dem Burschen?“

„Ich weiß nicht. Er sieht ziemlich verschlagen aus — Mutter mag ihn ganz gern.“

Soames brummte.

„Vetter Val und seine Frau waren auch da.“

„Wie?“ sagte Soames. „Ich dachte, sie wären nach Süd-Afrika zurückgegangen.“

„O nein! Sie haben ihre Farm verkauft. Vetter Val will Rennpferde in Sussex züchten. Sie haben ein hübsches altes Landhaus bekommen und mich zu sich eingeladen.“

Soames hustete: die Nachrichten gefielen ihm nicht. „Wie sieht seine Frau jetzt aus?“

„Sie ist sehr still, aber hübsch, finde ich.“

Soames hustete wieder. „Ein toller Bursche, dein Vetter Val.“

„O nein, Vater, sie sind schrecklich anhänglich. Ich versprach, vom Samstag bis zum nächsten Mittwoch zu ihnen zu kommen.“

„Rennpferde züchten!“ sagte Soames. Es war schlimm genug, aber nicht der Grund seines Mißfallens. Warum, zum Teufel, hatte sein Neffe nicht draußen in Süd-Afrika bleiben können? Seine eigene Scheidung war schlimm genug gewesen, auch ohne die Heirat seines Neffen mit der Tochter seines Gegners, einer Halbschwester von June noch dazu, und des jungen Menschen, den Fleur sich von den Pumpenschwengeln aus eben angeschaut hatte. Wenn er nicht auf-

paßte, würde sie alles über die alte Schande erfahren! Unangenehme Geschichten. Sie verfolgten ihn an diesem Nachmittag wie ein Schwarm von Bienen!

„Ich sehe es nicht gern!“ sagte er.

„Ich möchte die Rennpferde sehen,“ murmelte Fleur, „und sie haben versprochen, mich reiten zu lassen. Vetter Val kann nicht viel gehen, weißt du, aber er reitet vollkommen. Er will mich ihre Galopps lehren.“

„Rennen!“ sagte Soames. „Schade, daß der Krieg dem nicht ein Ende gemacht hat. Er schlägt seinem Vater nach, fürchte ich.“

„Ich weiß nichts von seinem Vater.“

„Nein,“ sagte Soames verbissen. „Er interessierte sich für Pferde und brach sich in Paris den Hals, als er eine Treppe hinunterging. Gut für deine Tante, daß sie ihn los ist.“ Mit gerunzelter Stirn erinnerte er sich seiner Erkundigung nach dieser Treppe, die er vor sechs Jahren in Paris eingezogen, einer ganz normalen Treppe in einem Hause, wo man Baccarat zu spielen pflegte. Entweder Darties Gewinne oder die Art, wie er dazu gekommen war, waren seinem Schwager zu Kopf gestiegen. Die französische Art zu spielen war sehr lax gewesen; und so war er in große Schwierigkeiten geraten.

Ein Ausruf Fleurs zerstreute seine Aufmerksamkeit. „Sieh! Die Leute, die in der Galerie mit uns waren.“

„Was für Leute?“ fragte Soames, der es sehr gut wußte.

„Ich finde die Frau sehr schön.“

„Komm in diese Konditorei,“ sagte Soames plötzlich, und ihren Arm fester fassend, führte er sie hinein. Es war — für ihn — erstaunlich, das zu tun, und er sagte ziemlich unsicher: „Was willst du haben?“

„O! Ich brauche nichts. Ich bekam einen Cocktail und ein fabelhaftes Frühstück.“

„Wir müssen etwas nehmen, da wir einmal hier sind,“ murmelte Soames, während er sie am Arm festhielt.

„Zweimal Tee,“ sagte er, „und zwei von den Nougatdingern.“

Aber kaum saß er äußerlich ruhig da, als sein Herz zusammenzuckte.

Die drei — jene drei kamen herein! Er hörte Irene etwas zu ihrem Jungen sagen und ihn antworten:

„O nein, Mama, dieser Platz ist ganz gut. Ganz mein Geschmack.“ Und die drei setzten sich.

In diesem höchst ungelegenen Augenblick, wo Geister und Schatten seiner Vergangenheit auf ihn einstürmten, in Gegenwart der beiden einzigen Frauen, die er je geliebt — seiner geschiedenen Frau und der Tochter ihrer Nachfolgerin — fürchtete Soames die beiden nicht so sehr wie seine Kusine June. Sie konnte eine Szene machen — könnte die Kinder einander vorstellen — sie war zu allem fähig. Er biß zu hastig in das Nougat, und es setzte sich an seiner Platte fest. Während er mit dem Finger daran stocherte, blickte er zu Fleur hinüber. Sie kaute träumerisch, aber ihre Augen ruhten auf dem Jungen. Der Forsyte in ihm sagte: ‚Denke, fühle, und es ist vorbei mit dir!‘ Und er gebrauchte verzweifelt seinen Finger. Eine Platte! Hatte Jolyon eine Platte? Hatte die Frau dort eine? Es hatte eine Zeit gegeben, wo er gesehen hatte, daß sie keine trug! Das wenigstens war etwas, das ihm nie genommen werden konnte. Und sie wußte es, wenn sie auch ruhig und beherrscht dort saß, als wäre sie nie sein Weib gewesen. Ein herbes Gefühl regte sich in seinem Forsyteblut, ein leiser Schmerz, der sich nur um Haaresbreite von Freude unterschied. Wenn nur June nicht plötzlich ihre Pfeile abschöß. Der Junge sprach mit ihnen.

„Natürlich, Tante June —“ so nannte er seine Halbschwester wirklich ‚Tante‘? — allerdings, sie mußte wohl nächstens fünfzig sein! — „es ist riesig gut von dir, sie zu ermutigen. Nur — zum Kuckuck!“ Soames blickte verstohlen hin. Irenens erschreckter Blick weilte aufmerksam auf ihrem Jungen. Sie — sie hatte soviel Zärtlichkeit für — Bosinney —, für den Vater dieses Knaben — für diesen Knaben! Er berührte Fleurs Arm und sagte:

„Nun, hast du genug?“

„Noch eins, bitte, Vater.“

Es würde sie krank machen! Er ging an den Ladentisch, um zu zahlen. Als er sich wieder umdrehte, sah er Fleur nahe an der Tür stehen und ein Taschentuch halten, das der junge Mann ihr offenbar eben übergeben hatte.

„F. F.“ hörte er sie sagen. „Fleur Forsyte — es ist das meine. Danke vielmals.“

Guter Gott! Sie hatte den Trick versucht, von dem er ihr in der Galerie erzählt hatte — Affe!

„Forsyte? Aber — das ist ja auch mein Name. Vielleicht sind wir Verwandte.“

„Wirklich! Das sind wir gewiß. Es gibt keine andern. Ich wohne in Mapledurham, und Sie?“

„In Robin Hill.“

Frage und Antwort waren einander so rasch gefolgt, daß alles vorüber war, bevor er einen Finger rühren konnte. Er sah Irenens Gesicht sich erschreckt beleben, neigte unmerklich den Kopf und schob seinen Arm unter den Fleurs.

„Komml!“ sagte er.

Sie regte sich nicht.

„Hörtest du nicht, Vater? Ist es nicht sonderbar — unser Name ist der gleiche. Sind wir verwandt?“

„Was sagst du?“ erwiderte er. „Forsyte? Entfernt vielleicht.“

„Mein Name ist Jolyon, Sir. Jon abgekürzt.“

„Ah! Soso!“ sagte Soames. „Ja. Entfernt. Sehr freundlich von Ihnen. Leben Sie wohl!“

Er ging weiter.

„Ich danke vielmals,“ sagte Fleur. „Au revoir!“

„Au revoir!“ hörte er den jungen Mann erwidern.

ZWEITES KAPITEL

Fine Fleur Forsyte

Als sie aus der Konditorei traten, war Soames' erster Impuls, sich Luft zu machen und zu seiner Tochter zu sagen: ‚Wie konntest du nur das Taschentuch fallen lassen!‘ worauf ihre Antwort wohl sein würde: ‚Das habe ich dir nachgemacht!‘ Sein zweiter Impuls war daher, schlafende Hunde nicht zu wecken. Aber sie würde ihn sicherlich ausfragen. Er warf von der Seite einen Blick auf sie und merkte, daß sie ihn ebenso ansah. Sie sagte sanft:

„Weshalb magst du diese Verwandten nicht, Vater?“

Soames zog die Mundwinkel hoch.

„Wie kommst du darauf?“

„Cela se voit!“

„Das sieht sich!‘ Welch eine Art, sich auszudrücken!

Nach zwanzigjähriger Ehe mit einer Französin hatte Soames doch wenig Sympathie für ihre Sprache; er fand sie theatralisch und seinem Gefühl nach mit allen Finessen geheimen Spottes verbunden.

„Wie?“ fragte er.

„Du mußt sie doch kennen, und du ließest dir nichts anmerken; ich sah doch, wie sie dich anschauten.“

„Ich habe den jungen Mann nie im Leben gesehen,“ erwiderte Soames wahrheitsgemäß.

„Nein, aber du hast die andern gesehen, mein Lieber.“

Soames warf abermals einen Blick auf sie. Was hatte sie aufgeschnappt? Hatten ihr Tante Winifred, oder

Imogen, oder Val Dartie und seine Frau ihr etwas gesagt? Jede Andeutung des alten Skandals war zu Haus sorgfältig vor ihr vermieden worden, und er hatte Winifred oftmals gewarnt und ihr gesagt, daß er ihr nicht um die Welt etwas davon zu Ohren kommen lassen wolle. Für sie war er nie vorher verheiratet gewesen. Aber ihre dunkeln Augen, deren südlicher Glanz und Klarheit ihn oft erschreckten, blickten mit vollkommener Unschuld auf ihn.

„Ja,“ sagte er, „dein Großvater und sein Bruder hatten einen Streit. Die beiden Familien kennen einander nicht.“

„Wie romantisch!“

„Was denkt sie sich wohl dabei?“ dachte er. Das Wort schien ihm extravagant und gefährlich — es war, als hätte sie gesagt: „Wie drollig!“

„Und sie werden sich weiter nicht kennen,“ fügte er hinzu, bereute aber augenblicklich die Herausforderung in den Worten. Fleur lächelte. In diesem Alter, wo junge Leute sich damit brüsten, ihre eigenen Wege zu gehen und auf keinerlei Vorurteil zu achten, waren seine Worte gerade dazu angetan, ihren Eigenwillen zu wecken. Dann, als er sich des Ausdrucks in Irenens Gesicht erinnerte, atmete er wieder auf.

„Was für einen Streit?“ hörte er Fleur sagen.

„Eines Hauses wegen. Es ist eine alte Geschichte. Dein Großvater starb an dem Tage, wo du geboren wurdest. Er war neunzig.“

„Neunzig? Gibt es viele Forsytes außer denen in dem Roten Buch?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Soames. „Sie sind jetzt alle zerstreut. Die Alten, außer Timothy, sind tot.“

Fleur schlug die Hände zusammen.

„Timothy! Ist das nicht köstlich?“

„Durchaus nicht,“ sagte Soames. Es kränkte ihn, daß sie ‚Timothy‘ köstlich fand — es war wie eine Beleidigung seiner Familie. Diese neue Generation verspottete alles Solide und Ausdauernde. „Gehe hin und besuche den alten Knaben. Er könnte prophezeien wollen.“ Ah! Wenn Timothy das unruhige England seiner Großneffen und Großnichten sehen könnte, würde er sicherlich schelten. Und unwillkürlich blickte er zum Iseum hinauf; ja — George saß noch am Fenster, mit demselben Rennprogramm in der Hand.

„Wo ist Robin Hill, Vater?“

Robin Hill! Robin Hill, der Mittelpunkt der ganzen Tragödie! Weshalb wollte sie das wissen?

„In Surrey,“ murmelte er, „nicht weit von Richmond. Warum?“

„Ist das Haus dort?“

„Welches Haus?“

„Um das sie sich stritten.“

„Ja. Aber was hat das alles mit dir zu tun? Wir fahren morgen nach Haus — du sollst lieber an deine Kleider denken.“

„Du lieber Himmel! Das ist alles bedacht. Eine Familienfehde? Es ist wie in der Bibel oder bei Mark Twain — furchtbar spannend. Welche Rolle spieltest du bei der Fehde, Vater?“

„Was kümmert das dich?“

„O! Aber wenn ich sie doch wieder aufnehmen soll?“

„Wer sagt, daß du sie wieder aufnehmen sollst?“

„Du, mein Lieber.“

„Ich? Ich sagte, es habe nichts mit dir zu tun.“

„Genau, was ich denke, weißt du; dann ist alles in Ordnung.“

Sie war zu spitzfindig für ihn; fine, wie Annette sie zuweilen nannte.

Es war nichts zu machen, als ihre Aufmerksamkeit davon abzulenken.

„Da drinnen ist ein Stück echter Spitze,“ sagte er und blieb vor einem Laden stehen, „ich dachte, sie würde dir gefallen.“

Als er sie bezahlt hatte und sie weiter gingen, sagte Fleur: „Findest du nicht, daß die Mutter des jungen Mannes die schönste Frau ihres Alters ist, die du je gesehen?“

Soames schauerte zusammen. Unnatürlich, wie sie daran festhielt!

„Ich achtete nicht darauf.“

„Ich sah doch deinen verstohlenen Blick auf sie.“

„Du siehst alles — und ein groß Teil mehr, scheint mir!“

„Wie ist ihr Mann? Er muß dein rechter Vetter sein, wenn eure Väter Brüder waren.“

„Tot, soviel ich weiß,“ sagte Soames mit plötzlicher Heftigkeit. „Ich habe ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehen.“

„Was war er?“

„Maler.“

„Das ist aber drollig!“

Die Worte: ‚Wenn du mir einen Gefallen tun willst, schlage dir die Leute aus dem Sinn,‘ kamen Soames auf die Zunge, aber er unterdrückte sie — er durfte sie seine Gefühle nicht sehen lassen.

„Er beleidigte mich einst,“ sagte er.

Ihre raschen Blicke ruhten auf seinem Gesicht.

„Ich verstehe! Du rächtest dich nicht, und nun brennt es noch. Armer Vater! Du mußt es mir überlassen!“

Es war wirklich, wie wenn man im Dunkeln lag und ein

Moskito über einem hin und her schwirrte. Solch eine Hartnäckigkeit bei Fleur war ihm neu, und als sie das Hotel erreichten, sagte er grimmig:

„Ich tat, was ich konnte. Und nun ist's genug über diese Leute. Ich gehe bis zum Essen hinauf.“

„Ich bleibe hier.“

Mit einem Abschiedsblick auf sie, die ausgestreckt in einem Stuhl lag — einem Blick halb grollend, halb liebevoll — stieg Soames in den Fahrstuhl und ließ sich zu ihren Zimmern im vierten Stock befördern. Er stand am Fenster des Wohnzimmers, das eine Aussicht auf den Hydepark hatte, und trommelte mit einem Finger auf die Scheiben. Seine Gefühle waren wirr, absonderlich unruhig. Das Pochen in der alten Wunde, die mit der Zeit, wo neue Interessen kamen, vernarbt war, mischte sich mit Verdruß, mit Besorgnis und einem leisen Schmerz in der Brust, denn das Nougatzeug war ihm nicht bekommen. Ob Annette zu Haus war? Nicht, daß sie ihm irgend eine Hilfe in solcher schwierigen Lage war. Jedesmal, wenn sie ihn nach seiner ersten Ehe gefragt, war er darüber hinweggegangen; sie wußte nichts davon, außer daß es die große Leidenschaft seines Lebens gewesen und seine Heirat mit ihr nur ein Notbehelf. Sie hatte den Groll darüber nie verwinden können und nutzte ihn praktisch aus. Er horchte. Ein Ton — das vage Geräusch der Bewegungen einer Frau — kam durch die Tür. Sie war zu Haus. Er klopfte.

„Wer ist da?“

„Ich,“ sagte Soames.

Sie hatte die Kleider gewechselt und war noch nicht völlig angekleidet; eine fesselnde Gestalt vor dem Spiegel. Es war etwas Herrliches um ihre Arme, ihre Schultern und ihr Haar, das dunkler geworden war, seit er sie zuerst

kennen gelernt, um die Haltung ihres Halses, das Seidige ihrer Gewänder, ihre dunkel bewimperten, graublauen Augen — sie war zu vierzig wirklich so hübsch wie sie immer gewesen. Ein schöner Besitz, eine vorzügliche Hausfrau, eine vernünftige und leidlich liebevolle Mutter. Wenn sie nur nicht immer so offen zynisch über die Beziehungen zwischen ihnen gesprochen hätte! Soames, der nicht mehr wirkliche Liebe für sie empfand, als sie für ihn, litt als Engländer unter einem nagenden Kummer darüber, daß sie ihr Verhältnis zu einander nie durch den dünnsten Schleier eines Gefühls verhüllte. Wie die meisten seiner Landsleute und Landsmänninnen war er der Ansicht, daß Ehe auf gegenseitige Liebe gegründet sein müsse, wenn aber die Liebe in einer Ehe verschwunden war oder man fand, daß sie nie wirklich bestanden hatte, — die Ehe also nachweislich nicht auf Liebe gegründet war — man es nicht eingestehen dürfe. So stand es um sie, denn die Liebe fehlte — aber man war nun einmal da und mußte fortfahren zu leben! Auf diese Weise ging es und man wurde nicht durch Zynismus, Realismus und Sittenlosigkeit gehemmt wie die Franzosen. Außerdem war es des Vermögens wegen notwendig. Er wußte, daß sie wußte, daß sie beide wußten, daß keine Liebe zwischen ihnen bestand, aber er erwartete von ihr das weder in Worten noch Handlungen zuzugeben und konnte nie begreifen, was sie meinte, wenn sie von der Heuchelei der Engländer sprach.

„Wen hast du für die nächste Woche nach ‚Haus Zuflucht‘ eingeladen?“ fragte er.

Annette fuhr fort, ihre Lippen sorgfältig mit Salbe zu betupfen — er wünschte immer, daß sie es nicht tue.

„Deine Schwester Winifred, und Car—r—r—digans,“

sie nahm einen winzigen schwarzen Stift — „und Prosper Profond.“

„Den Belgier? Weshalb den?“

Annette wandte sich lässig um, strich über ein Augenlid und sagte:

„Er amüsiert Winifred.“

„Ich möchte jemand, der Fleur amüsiert; sie ist so reizbar.“

„R—r—r—reizbar?“ wiederholte Annette. „Ist es das erste Mal, daß du das siehst, mein Lieber? Sie ist von Geburt an r—r—r—reizbar, wie du es nennst.“

Würde dies affektierte Rollen ihrer ‚r‘ nie aufhören?

Er berührte das Kleid, das sie abgelegt hatte, und fragte:

„Was hast du unternommen?“

Annette sah ihn im Spiegel an. Ihre noch glänzend vollen Lippen lächelten ironisch.

„Mich amüsiert,“ sagte sie.

„Aha!“ erwiderte Soames mürrisch. „Weiberkram vermutlich.“

Es war sein Wort für all das unbegreifliche Rennen in die Läden, für das Frauen so schwärmen. „Hat Fleur schon ihre Sommerkleider?“

„Du fragst nicht, ob ich meine habe.“

„Dir liegt doch nichts daran, ob ich es tue oder nicht.“

„Ganz recht; nun, sie hat sie; und ich habe meine — furchtbar teuer.“

„Hm!“ sagte Soames. „Was tut dieser Profond in England?“

Annette zog die Brauen hoch, mit denen sie gerade fertig war.

„Er segelt mit seiner Yacht.“

„Ah!“ sagte Soames; „er ist ein schläfriger Geselle.“

„Zuweilen,“ erwiderte Annette, und ihr Gesicht hatte

einen Ausdruck von stiller Heiterkeit. „Zuweilen aber sehr amüſant.“

„Er hat ſo etwas von einem Miſchling an ſich.“

Annette reckte ſich.

„Miſchling?“ ſagte ſie. „Was meinteſt du damit? Seine Mutter war eine Armenierin.“

„Dann iſt es das,“ murmelte Soames. „Verſteht er etwas von Bildern?“

„Er verſteht von allem etwas — ein Mann von Welt.“

„Gut, alſo beſorge jemand für Fleur. Ich möchte ſie zerſtreuen. Sie geht am Samstag zu Val Dartie und ſeiner Frau; ich mag das nicht.“

„Weſhalb nicht?“

Da der Grund nicht zu erklären war, ohne die Familiengeſchichte zu berühren, erwiderte Soames nur:

„Dies Umherſchwärmen. Es nimmt zu ſehr überhand.“

„Mir gefällt die kleine Mrs. Val; ſie iſt ſehr ſtill und klug.“

„Ich weiß nichts von ihr, außer — das hier iſt neu.“ Und Soames nahm ein Gewand vom Bett auf.

Annette nahm es ihm ab.

„Willſt du es mir zuhaken?“ ſagte ſie.

Soames hakte es zu. Als er einmal, über ihre Schulter hinweg, in den Spiegel blickte, ſah er den ein wenig amüſierten, ein wenig verächtlichen Ausdruck in ihrem Geſicht, der zu ſagen ſchien: ‚Danke! Du wirſt es nie lernen!‘ Nein, Gott ſei Dank war er kein Franzoſe! Er endigte mit einem Ruck und den Worten: „Es iſt zu tief ausgeſchnitten.“ Dann ging er, in dem Wunſch, von ihr fort zu kommen, und wieder zu Fleur hinunter zu gehen, zur Tür.

Annette ſtand mit der Puderquaste da und ſagte mit erſchreckender Plötzlichkeit:

„Que tu es grossier!“

Er kannte den Ausdruck — er hatte Grund dazu. Das erste Mal, wo sie ihn gebraucht, hatte er geglaubt, es bedeute ‚Was für ein Krämer du bist!‘, und hatte nicht gewußt, ob er sich erleichtert fühlen sollte oder nicht, als er besser unterrichtet war. Ihn ärgerte dies Wort — er war nicht unzart! War er unzart, was war dann erst der Kerl im Zimmer nebenan, der sich jeden Morgen so entsetzlich räusperte, oder jene Leute im Empfangszimmer, die es für gesittet hielten, ihre Konversation so laut zu führen, daß die ganze Welt sie hören mußte — fade Schwätzer! War es unzart zu sagen, daß ihr Kleid zu tief ausgeschnitten sei! Das war es doch! Er ging ohne Erwiderung hinaus.

Als er in die Halle trat, sah er sogleich Fleur, wo er sie verlassen hatte. Sie hatte ein Knie über das andere geschlagen und wippte langsam mit einem Fuß, in Seidenstrumpf und grauem Schuh, ein sicheres Zeichen, daß sie verträumt war. Auch ihre Augen verrieten es — sie blickten mitunter so. Und dann in einem Augenblick konnte sie wieder ganz lebhaft werden, und so ruhelos und behende, wie ein kleiner Affe. Und sie wußte so viel, war so selbstsicher, und doch noch nicht neunzehn. Wie nannte man doch diese modernen jungen Mädchen? Diese schrecklichen Dinger — quietschend und kreischend, die ihre Beine zeigten! Die schlimmsten von ihnen böse Träume, die besten gepuderte Engel! Fleur war kein solch schreckliches Ding, nicht eines jener geschwätzigen, schlecht erzogenen Frauenzimmer. Und doch war sie erschreckend eigenwillig, voller Leben, und entschlossen, es zu genießen. Genießen! Das Wort erregte keinen puritanischen Schauer in ihm, aber es erregte einen Schauer, der seinem Temperament angemessen war. Er hatte sich immer gefürchtet, das Heute

zu genießen, weil er Angst hatte, das Morgen dann nicht genießen zu können. Und es war beängstigend zu fühlen, daß seine Tochter dieses innern Halts beraubt war. Schon die Art allein, wie sie in Träumen verloren dort saß, war ein Beweis dafür. Er selbst war nie in einen Traum verloren gewesen — es brachte nichts ein; und woher sie das hatte, wußte er nicht! Sicher nicht von Annette! Und doch hatte Annette, als junges Mädchen, damals als er sich um sie bewarb, zuweilen etwas Schmelzendes in ihrem Blick gehabt. Jetzt natürlich hatte sich das verloren!

Rasch, unstedt erhob Fleur sich und stürzte an einen Schreibtisch. Sie ergriff Feder und Papier und begann zu schreiben, als hätte sie nicht Zeit, zu atmen, bevor der Brief fertig war. Und plötzlich sah sie ihn. Die Miene leidenschaftlicher Vertieftheit schwand, sie lächelte, warf ihm eine Kußhand zu und machte ein Gesicht, als wäre sie ein wenig verlegen und ein wenig gelangweilt.

Ach! Sie war ‚fine‘ — ‚fine‘!

DRITTES KAPITEL

In Robin Hill

Jolyon Forsyte hatte in Robin Hill den neunzehnten Geburtstag seines Jungen verlebt, war aber dabei ruhig seiner Beschäftigung nachgegangen. Er tat jetzt alles sehr ruhig, weil sein Herz angegriffen war und ihm, wie seiner ganzen Familie, der Gedanke an den Tod zuwider war. Er hatte sich nie klar gemacht wie sehr, bis er eines Tages vor zwei Jahren gewisser Symptome wegen zum Arzt gegangen war und erfahren hatte:

„Jeden Augenblick, bei jeder Überanstrengung!“

Er hatte es mit einem Lächeln aufgenommen — bei einem Forsyte die natürliche Rückwirkung einer unangenehmen Wahrheit gegenüber. Allein, als die Symptome sich im Zuge auf dem Heimweg verschlimmerten, war er zu voller Klarheit über den Urteilspruch gekommen, der über ihm schwebte. Irene verlassen, seinen Jungen, sein Haus, seine Arbeit — wenn er jetzt auch wenig genug arbeitete! Sie um eines unbekanntes Dunkels willen verlassen, um eines so undenkbarsten Zustands, eines solchen Nichts willen, daß er nicht einmal etwas von dem Wind wissen würde, der die Blätter über seinem Grab bewegte, noch dem Geruch von Gras und Erde. Um solchen Nichts willen, das er nie würde begreifen können, mochte er auch noch so sehr versuchen, es zu tun. Daher durfte er die Hoffnung nicht aufgeben, sie, die er liebte, einst wiederzusehen! Sich dies vorzustellen, war eine stechende innere Qual. Bevor er an

jenem Tage zu Haus anlangte, hatte er beschlossen, es Irene zu verschweigen.

Er würde vorsichtiger sein müssen, als je ein Mann gewesen, denn die geringste Kleinigkeit konnte es verraten und sie — beinah ebenso unglücklich machen wie ihn selbst. Sein Arzt hatte ihn in anderer Hinsicht für gesund erklärt, und siebzig Jahre waren kein Alter — er würde noch lange standhalten, wenn er konnte!

Dieser Beschluß, den er vor nahezu zwei Jahren gefaßt, entwickelte in vollem Maße die zartere Seite seines Charakters. Von Natur nicht aufbrausend, außer, wenn er sich in nervöser Erregung befand, war er die verkörperte Selbstbeherrschung geworden. Die traurige Geduld alter Leute, die zum Müßiggang verurteilt sind, war durch ein Lächeln verhüllt, das sogar, wenn er allein war, auf seinen Lippen blieb. Und er ersann fortgesetzt allerlei Vorwände, um den erzwungenen Müßiggang zu verbergen.

Obwohl er sich selbst deswegen verspottete, heuchelte er eine Bekehrung zu einfacherem Leben, gab Wein und Zigarren auf und trank eine besondere Art von Kaffee ohne Kaffee darin. Kurz, er sicherte sich, wie ein Forsyte in seiner Lage es mit Hilfe seiner milden Ironie vermochte. Sicher vor Entdeckung, da seine Frau und sein Sohn in die Stadt gefahren waren, hatte er den schönen Maitag damit zugebracht, in Ruhe seine Papiere zu ordnen, damit er morgen sterben könnte, ohne irgend jemand zu belästigen, und somit seinem irdischen Sein tatsächlich den letzten Stempel aufzudrücken. Nachdem er sie in seines Vaters chinesischem Schrank verstaut und eingeschlossen hatte, legte er den Schlüssel in ein Kuvert, schrieb außen darauf die Worte: ‚Schlüssel zum chinesischen Schrank, worin die genaue Aufstellung meines Vermögens zu finden ist. J. F.‘

und steckte es in seine Brusttasche, um es für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte, immer bei sich zu haben. Dann klingelte er nach Tee und ging hinaus, um ihn unter der Eiche einzunehmen.

Allen Menschen droht der Tod, und Jolyon, dem er nur ein wenig deutlicher und ernster drohte, hatte sich so daran gewöhnt, daß er, wie andere Leute, meist an andere Dinge dachte. Jetzt dachte er an seinen Sohn.

Jon war an diesem Tage neunzehn Jahre alt und hatte kürzlich einen Entschluß gefaßt. Er war weder in Eton erzogen worden wie sein Vater, noch in Harrow, wie sein verstorbener Halbbruder, sondern in einer der Anstalten, die bestimmt waren, das Schlechte des öffentlichen Schulsystems zu vermeiden und das Gute darin zu pflegen, aber vielleicht das Schlimme pflegten und das Gute vermieden. Jon hatte die Schule im April verlassen, ohne die geringste Ahnung zu haben, was er eigentlich werden wolle. Der Krieg, der ewig zu dauern versprach, war gerade zu Ende, als er im Begriff war, sechs Monate vor seiner Zeit ins Heer einzutreten. Seitdem hatte er sich allmählich an den Gedanken zu gewöhnen gehabt, daß es ihm jetzt frei stand, selbst eine Wahl für sich zu treffen. Er hatte mit seinem Vater verschiedentliche Diskussionen gehabt, und als er munter erklärte, daß er zu allem bereit sei — ausgenommen natürlich Kirche, Heer, Rechtswissenschaft, Bühne, Medizin, Börse, Geschäft und die Technik —, war Jolyon ziemlich im Klaren darüber, daß Jon eigentlich zu nichts Lust hatte. Er selbst hatte in dem Alter genau so gefühlt. Bei ihm hatte eine frühe Heirat und deren unglückliche Folgen dieser angenehmen Leere bald ein Ende gemacht. Ihn hatte die Not gezwungen, als Agent bei Lloyds einzutreten, und er war wieder zu Wohlstand gekommen, bevor sein künstlerisches

Talent sich entpuppt hatte. Doch nachdem er seinen Jungen ‚gelernt‘ hatte, wie einfache Leute es nennen, Schweine und andere Tiere zu zeichnen, wußte er, daß Jon niemals Maler werden würde, und schloß aus seiner Abneigung gegen alles sonst, daß er wohl dazu bestimmt war, Schriftsteller zu werden. Da seiner Ansicht nach jedoch selbst für diesen Beruf Erfahrung notwendig war, fand Jolyon, daß für Jon nichts anderes übrig blieb als die Universität, Reisen und vielleicht das Studium der Rechte. Danach würde man sehen, oder vielmehr wahrscheinlich nicht sehen. Indessen war Jon diesen Anregungen gegenüber unentschieden geblieben.

Solche Auseinandersetzungen mit seinem Sohn hatten Jolyon in dem Zweifel daran bestärkt, daß die Welt sich wirklich verändert hatte. Die Leute sagten, es sei ein neues Zeitalter. Aber mit seinem Scharfblick erkannte Jolyon, daß die Zeit unter einer leichten Veränderung der Oberfläche genau dieselbe war, die sie gewesen. Die Menschheit war noch in zwei Arten geteilt: die wenigen, die Phantasie hatten, und die vielen, die sie nicht hatten, mit einem Gürtel von Bastardwesen, wie er, in der Mitte. Jon schien Phantasie zu besitzen; sein Vater betrachtete das als schlechte Aussicht.

Mit einem tieferen Gefühl, als sein gewohntes Lächeln erkennen ließ, hatte er den Jungen daher vor vierzehn Tagen sagen hören: „Ich möchte es gern mit der Landwirtschaft versuchen, Papa, wenn es nicht zu viel kostet. Es scheint die einzige Art von Leben zu sein, die niemand schadet, ausgenommen die Kunst, und davon kann bei mir keine Rede sein.“

Jolyon hatte sein Lächeln unterdrückt und geantwortet:

„Gut, du sollst dahin zurückkehren, wo wir im Jahre 1760 unter dem ersten Jolyon waren. Es wird die Theorie des

Kreises beweisen, und wenn der Zufall es will, wirst du vielleicht bessere Rüben ziehen, als er es getan.“

Ein wenig verduzt hatte Jon erwidert:

„Aber hältst du es nicht für einen guten Plan, Papa?“

„Er ist nicht schlecht, mein Lieber, und wenn du dich wirklich dafür entscheidest, wirst du mehr Gutes tun als die meisten Menschen, was wenig genug ist.“

Zu sich selbst jedoch hatte er gesagt: „Aber er wird sich nicht dafür entscheiden. Ich gebe ihm vier Jahre. Schließlich ist es gesund und harmlos.“

Nachdem er die Sache nach allen Seiten hin überlegt und sich mit Irene beraten hatte, schrieb er an seine Tochter, Mrs. Val Dartie, und fragte sie, ob sie einen Landwirt in ihrer Nähe wüßten, der Jon als Eleven annehmen würde. Hollys Antwort war enthusiastisch. Sie wüßten einen vortrefflichen Mann ganz nahe bei ihnen, sie und Val wären glücklich, mit Jon leben zu können.

Der Junge sollte morgen fort.

Jolyon schlürfte seinen schwachen Tee mit Zitrone und betrachtete durch die Blätter der alten Eiche die Aussicht, die ihm zweiunddreißig Jahre so lieb gewesen. Der Baum, unter dem er saß, schien nicht einen Tag älter. So jung die kleinen, bräunlichen goldenen Blätter, so alt das weißliche Grüngrau des dicken rauhen Stammes. Ein Baum der Erinnerungen, der noch Hunderte von Jahren leben würde, wenn nicht irgend ein Barbar ihn fällte. — Er erinnerte sich einer Nacht vor drei Jahren, als er, den Arm fest um Irene geschlungen, aus dem Fenster gesehen und ein deutsches Flugzeug beobachtet hatte, das gerade über dem alten Baum zu schweben schien. Am nächsten Tage hatten sie auf dem Felde des Nachbargutes ein Bombenloch gefunden. Das war, bevor er wußte, daß er zum Tode verurteilt war.

Er wünschte beinah, daß die Bombe ihn getötet hätte. Es hätte ihm viel Ungewißheit erspart, viele Stunden kalter Furcht im Herzen. Er hatte damit gerechnet, bis zu dem normalen Forsytealter von fünfundachtzig oder mehr zu leben, wo Irene siebzig sein würde. Sie würde ihn wohl vermissen. Allein sie hatte ja Jon, der wichtiger für ihr Leben als er war, Jon, der seine Mutter anbetete.

Unter diesem Baum, wo der alte Jolyon, während er Irene erwartete, sein Leben ausgehaucht hatte, überlegte Jolyon, ob er, wo er alles so vollkommen in Ordnung gebracht, jetzt nicht lieber auch die Augen schließen und von ihnen gehen sollte. Es lag etwas Unwürdiges darin, so parasitenhaft an dem zwecklosen Ende eines Lebens zu hängen, in dem er nur zweierlei bedauerte — die lange Trennung zwischen seinem Vater und ihm, als er jung war, und daß er so spät zu der Verbindung mit Irene gekommen war.

Von seinem Platz aus konnte er eine Gruppe blühender Apfelbäume sehen. Nichts in der Natur bewegte ihn so, wie Obstbäume in der Blüte; und sein Herz tat ihm plötzlich weh, weil er sie vielleicht nie wieder blühen sehen würde. Frühling! Wahrlich, niemand sollte sterben müssen, solange das Herz noch jung genug war, Schönheit zu lieben! Amseln sangen sorglos in den Büschen, die Schwalben flogen hoch, die Blätter über ihm glänzten; und über den Feldern brannte in der Sonne junges Laubwerk jeder Schattierung, bis zu dem fernen Blau des ‚Rauchbuschs‘, das sich am Horizonte hinzog. Irenens Blumen, auf ihren schmalen Beeten, wirkten an diesem Abend erstaunlich individuell, fast wie eine Verheißung heiterer Lebenslust. Nur chinesische und japanische Maler, und vielleicht Leonardo, hatten jenes kleine erstaunliche Ego in jede gemalte Blume, jeden Vogel und jedes Tier zu bringen gewußt — das Ego und

doch dabei das Eigentümliche der Art, das Leben in seiner Gesamtheit. Sie hatten es verstanden! ‚Ich habe nichts gemacht, das bleiben wird!‘ dachte Jolyon; ‚ich war ein Dilettant — ein bloßer Liebhaber, kein Schöpfer. Schließlich aber hinterlasse ich doch Jon, wenn ich gehe.‘ Welch ein Glück, daß der Junge nicht dem grausigen Krieg zum Opfer fiel! Er hätte so leicht getötet werden können, wie der arme Jolly, vor zwanzig Jahren, draußen in Transvaal. Jon würde dereinst etwas zuwege bringen — wenn die Zeit ihn nicht verdarb — er war ein phantasievoller Bursche! Sein Einfall, es mit der Landwirtschaft zu versuchen, war nur Gefühlssache bei ihm und würde wohl nicht von Dauer sein. Und gerade jetzt sah er sie über das Feld heraufkommen: Irene und der Junge kamen Arm in Arm vom Bahnhof. Er stand auf und schlenderte durch den neuen Rosengarten, um ihnen entgegen zu gehen . . .

An diesem Abend kam Irene in sein Zimmer und setzte sich ans Fenster. Sie saß dort, ohne zu sprechen, bis er sagte:

„Was ist dir, meine Liebe?“

„Wir hatten heute eine Begegnung.“

„Mit wem?“

„Soames.“

Soames! Seit zwei Jahren hatte er vermieden, an diesen Namen zu denken, denn er wußte, daß es ihm schaden könnte. Und jetzt brachte das Pochen seines Herzens ihn beinahe aus der Fassung, als drohe es, ihm die Brust zu sprengen.

Irene fuhr ruhig fort:

„Er und seine Tochter waren in der Galerie, und nachher in der Konditorei, wo wir Tee tranken.“

Jolyon ging zu ihr und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Wie sah er aus?“

„Grau; sonst aber ganz der alte.“

„Und die Tochter?“

„Hübsch. Wenigstens fand Jon es.“

Jolyons Herz fing wieder an zu pochen. Das Antlitz seiner Frau hatte einen gespannten, bestürzten Ausdruck.

„Du hast nicht —?“ begann er.

„Nein; aber Jon kennt ihren Namen. Das Mädchen ließ das Taschentuch fallen, und Jon hob es auf.“

Jolyon setzte sich auf sein Bett. Ein böser Zufall!

„June war mit dir. Hat sie sich eingemischt?“

„Nein; aber es war alles sehr sonderbar und gezwungen, und Jon konnte sehen, daß es so war.“

Jolyon holte tief Atem und sagte:

„Ich habe mich oft gefragt, ob es recht war, daß wir es ihm verschwiegen. Er wird eines Tages doch dahinter kommen.“

„Je später, desto besser, Jolyon; die Jugend hat ein so schnelles, hartes Urteil. Was hättest du zu neunzehn Jahren von deiner Mutter gedacht, wenn sie getan hätte, was ich getan?“

Ja! Das war es! Jon verehrte seine Mutter und wußte nichts von den Tragödien, den unerbittlichen Notwendigkeiten des Lebens, nichts von dem geheimen Kummer einer unglücklichen Ehe, nichts von Eifersucht oder Leidenschaft — wußte von alledem noch nichts!

„Was hast du ihm gesagt?“ fragte er schließlich.

„Daß es Verwandte seien, wir sie aber nicht kennen; daß du dir nie viel aus deiner Familie gemacht hättest und sie sich nichts aus dir. Ich vermute, daß er dich danach fragen wird.“

Jolyon lächelte. „Das verspricht, die Stelle der Luftangriffe einzunehmen,“ sagte er. „Schließlich vermißt man sie.“

Irene blickte zu ihm auf.

„Wir haben gewußt, daß es eines Tages kommen würde.“

Er antwortete mit plötzlicher Energie:

„Ich könnte es nicht ertragen, dich von Jon getadelt zu sehen. Er wird es nicht tun, nicht einmal in Gedanken. Er hat Phantasie und wird es verstehen, wenn es ihm richtig erklärt wird. Ich glaube, ich täte besser, es ihm zu sagen, bevor er es von andern erfährt.“

„Noch nicht, Jolyon.“

Das sah ihr ähnlich — sie hatte keine Voraussicht und ging allem Kummer aus dem Wege. Doch — wer konnte wissen? — sie hatte vielleicht recht. Es war eine böse Sache, dem Instinkt einer Mutter zuwider zu handeln. Vielleicht wäre es richtig, den Jungen in Ruhe zu lassen, bis er an der Erfahrung einen Prüfstein hatte, nach dem er den Wert der alten Tragödie beurteilen konnte; bis Liebe, Eifersucht, Sehnsucht sein Mitempfunden vertieft hatten. Aber einerlei, man mußte vorsichtig sein — so vorsichtig wie möglich! Und lange, nachdem Irene ihn verlassen hatte, hielten die Gedanken über diese Vorsichtsmaßregeln ihn wach. Er mußte an Holly schreiben, ihr sagen, daß Jon noch nichts von den Familiengeschichten wußte. Holly war verschwiegen, sie würde sich ihres Mannes versichern, würde acht geben! Jon konnte den Brief mitnehmen, wenn er morgen hinfuhr.

Und so verklang der Tag, an dem Jolyon die letzten Verfügungen über seinen materiellen Besitz getroffen, mit dem Läuten der Stallglocke und es begann ein anderer für ihn im Schatten seelischer Bedrängnis, die nicht so abzutun und zu glätten war . . .

Aber Jon, dessen Zimmer einst seine Kinderstube gewesen war, lag ebenfalls wach da als Beute eines Gefühls,

über das die Menschen immer disputierten, die niemals ‚Liebe auf den ersten Blick‘ gekannt. Er hatte sie bei dem Leuchten der dunkeln Augen kommen gefühlt, die über die Juno hinweg in die seinen schauten — er war überzeugt davon, daß dies sein ‚Traum‘ war, so daß, was folgte, ihm natürlich und wunderbar zugleich erschienen war. Fleur! Ihr Name allein schon genügte beinah für ihn, der so empfänglich für den Reiz der Worte war. In einem homöopathischen Zeitalter, wo Knaben und Mädchen zusammen erzogen wurden und sich früh vermischten, bis das Geschlecht beinah aufgehoben schien, war Jon sonderbar altmodisch geblieben. Seine moderne Schule nahm nur Knaben auf, und seine Ferien hatte er immer in Robin Hill mit Schulkameraden oder den Eltern allein verlebt. Ihm war das Gift gegen die Keime der Liebe daher nie in kleinen Dosen eingeimpft worden. Und jetzt in der Dunkelheit stieg seine Temperatur sehr schnell. Er lag wach, Fleurs Bild vor Augen, und rief sich ihre Worte, namentlich das ‚Au revoir!‘ zurück, das so sanft und heiter geklungen hatte.

Er war noch in der Morgendämmerung so völlig wach, daß er aufstand und in Tennisschuhen, Beinkleidern und einem Sweater leise die Treppe hinunter und durch das Fenster des Lesezimmers hinaus schlüpfte. Es wurde eben hell, und es roch nach Gras. ‚Fleur!‘ dachte er, ‚Fleur!‘ Es war geheimnisvoll weiß draußen, und nichts war wach als die Vögel, die gerade zu zwitschern begannen. ‚Ich will ins Wäldchen hinunter gehen,‘ dachte er. Er lief durch die Felder, erreichte den Teich gerade als die Sonne aufging, und ging weiter in das Wäldchen hinein. Blaue Glockenblumen bedeckten den Boden wie einen Teppich, unter den Lärchenbäumen wisperte es geheimnisvoll — die Luft hatte gleichsam etwas Romantisches. Jon atmete die

Frische ein und staunte die blauen Glockenblumen in dem heller werdenden Lichte an. Fleur! Ein Gedicht wie sie! Und sie wohnte in Mapledurham — auch ein hübscher Name, irgendwo am Fluß. Er konnte es gleich im Atlas auffinden. Er wollte an sie schreiben. Aber würde sie antworten? O! Sie mußte. Sie hatte gesagt: ‚Au revoir!‘ Nicht: ‚Leben Sie wohl!‘ Welch ein Glück, daß sie ihr Taschentuch hatte fallen lassen! Sonst hätte er sie nie kennen gelernt. Und je mehr er an das Taschentuch dachte, desto merkwürdiger schien ihm sein Glück. Fleur! Es war wirklich wie ein Gedicht! Rhythmen drängten sich in seinem Kopf, Worte strebten, miteinander verbunden zu werden, er war nahe daran, zu dichten.

Jon blieb mehr als eine halbe Stunde in dieser Gemütsverfassung, ging dann zum Haus zurück, nahm eine Leiter und kletterte vor lauter Seligkeit in sein Schlafzimmerfenster. Dann erinnerte er sich, daß das Fenster im Lesezimmer offen stand, ging hinunter und schloß es, nachdem er erst die Leiter weggestellt hatte, wie um die Spuren seiner Gefühle zu verwischen. Die Sache war zu tief, um sie sterblichen Seelen — selbst seiner Mutter — zu offenbaren.

VIERTES KAPITEL

Das Mausoleum

Es gibt Häuser, deren Seelen in die Hölle der Zeit eingegangen sind, ihre Körper aber in der Hölle Londons zurückgelassen haben. Dies war nicht ganz der Fall bei Timothy's Haus in der Bayswater Road, denn Timothy's Seele stand noch mit einem Fuße in Timothy Forsytes Körper, und Smither sorgte mit Kampfer und Portwein dafür, daß die Atmosphäre unverändert blieb in dem Haus, dessen Fenster nur zweimal täglich geöffnet wurden, um zu lüften.

In der Vorstellung der Forsytes war das Haus jetzt eine Art von chinesischer Pillenschachtel, eine Serie von Lagern, auf deren letztem Timothy lag. Er war nicht zu erreichen, so wurde wenigstens von Familienmitgliedern berichtet, die aus alter Gewohnheit oder Zerstretheit eines schönen Tages vorfuhren, um sich nach ihrem überlebenden Oheim zu erkundigen. So zum Beispiel von Francie, die sich jetzt völlig von Gott emanzipiert hatte (sie bekannte sich offen zum Atheismus), von Euphemia, die sich von dem alten Nicholas, und Winifred, die sich von ihrem ‚Mann von Welt‘ emanzipiert hatte. Schließlich war aber jedermann jetzt emanzipiert, oder sagte, daß er es sei — was vielleicht nicht ganz dasselbe war!

Als Soames daher am Morgen nach jener Begegnung auf seinem Wege zur Paddingtonstation dort vorsprach, geschah es kaum in der Erwartung, Timothy leibhaftig anzutreffen. Er spürte eine leise Regung im Herzen,

während er in vollem Sonnenschein auf der frisch geweißten Schwelle des kleinen Hauses stand, wo einst vier Forsytes gelebt hatten und jetzt nur noch einer darin wohnte wie eine Winterfliege; des Hauses, wo Soames unzählige Male ein- und ausgegangen, seiner Bündel von Familienklatsch beraubt oder damit beladen; des Hauses der ‚Alten‘ eines andern Jahrhunderts, eines andern Zeitalters.

Der Anblick Smithers — die immer noch bis an die Achselhöhlen geschnürt war, weil die neue Mode, die 1903 aufkam, von den Tanten Juley und Hester nie ‚anständig‘ gefunden wurde — rief eine blasse Freundlichkeit auf Soames' Lippen hervor. Smithers, die in jeder Einzelheit noch getreu nach dem alten Muster ausgestattet war, ein unschätzbare Dienstbote — wie es keine mehr gab — erwiderte das Lächeln mit den Worten: „Ach, das ist ja Mr. Soames, nach so langer Zeit! Wie geht es Ihnen denn, Sir? Mr. Timothy wird sich so freuen, zu hören, daß Sie hier waren.“

„Wie geht es ihm?“

„O! er hält sich ziemlich für sein Alter; aber natürlich, er ist ein wunderbarer Mann. Wie ich schon Mrs. Dartie sagte, als sie zuletzt hier war: Es würde Miß Forsyte und Mrs. Juley und Miß Hester sicher freuen, zu sehen, wie ihm ein Bratapfel noch schmeckt. Aber er ist ganz taub. Und ein Glück ist das, denke ich immer. Denn was wir bei den Luftangriffen mit ihm angefangen hätten, weiß ich nicht.“

„Was h a b t ihr dabei denn mit ihm angefangen?“

„Wir ließen ihn ruhig in seinem Bett und hatten die Klingel bis in den Keller hinuntergeleitet, so daß die Köchin und ich hören konnten, wenn er klingelte. Es wäre unmöglich gewesen, ihn wissen zu lassen, daß Krieg war.

Ich sagte zu der Köchin: ‚Wenn Mr. Timothy klingelt, mögen sie tun, was sie wollen, ich gehe hinauf.‘ Meine lieben Damen hätten einen Anfall bekommen, wenn sie gesehen hätten, daß er klingelte und niemand zu ihm ging. Aber er schlief während aller Angriffe wunderschön. Und bei dem einen am Tage nahm er sein Bad. Es war wirklich ein Glück, denn er hätte all die Leute auf der Straße bemerken können, die alle in die Höhe schauten — er sah oft aus dem Fenster.“

„So ist es!“ murmelte Soames. Smither wurde schwatzhaft! „Ich wollte mich nur umschauen und sehen, ob etwas zu tun ist.“

„Ja, Sir. Ich glaube, es ist nichts als ein Geruch von Mäusen im Speisezimmer, den wir nicht zu beseitigen wissen. Merkwürdig, daß er da ist, denn es ist kein Krümchen darin, da Mr. Timothy seit Anfang des Krieges nicht mehr herunterzukommen pflegt. Aber es sind garstige kleine Dinge, man weiß nie, wo sie einen das nächste Mal fassen.“

„Verläßt er sein Bett zuweilen?“

„O ja! Sir; er macht morgens fleißig Bewegung zwischen Bett und Fenster, um keinen Luftwechsel zu riskieren. Und er fühlt sich ganz behaglich, nimmt jeden Tag regelmäßig sein Testament vor. Es ist ihm ein großer Trost.“

„Nun, Smither, ich möchte ihn gern sehen, wenn ich kann, für den Fall, daß er mir etwas zu sagen hat.“

Smither errötete über ihrem Schnürleib.

„Das wird aber ein Ereignis sein!“ sagte sie. „Darf ich Ihnen das Haus zeigen, Sir, während ich die Köchin hinaufschicke, es ihm zu sagen?“

„Nein, gehen Sie zu ihm,“ sagte Soames. „Ich kann mir das Haus allein ansehen.“

Man durfte vor andern seine Empfindungen nicht zeigen,

und Soames fühlte, daß er anfang sentimental zu werden, während er durch die Räume ging, die so vollgesogen mit Vergangenheit waren. Als Smither aufgelöst vor Aufregung ihn verlassen hatte, trat Soames ins Speisezimmer und schnupperte; seiner Meinung nach waren es nicht Mäuse, sondern beginnende Holzfäule, und er untersuchte die Täfelung. Ob es sich lohnte, sie streichen zu lassen bei Timothy's Alter? Das Zimmer war immer das modernste im ganzen Hause gewesen, und ein leises Lächeln kräuselte Soames' Lippen und Nasenflügel. Wände von reichem Grün über dem Eichengesims, ein schwerer Metallkronleuchter hing an einer Kette von der Decke herab, die durch imitierte Balken geteilt war. Die Bilder hatte Timothy vor sechzig Jahren einmal, spottbillig, bei Jobson gekauft — drei Snyders 'Stilleben', zwei schwach kolorierte Zeichnungen von einem Knaben und einem Mädchen, sehr hübsch, die mit 'J. R.' gezeichnet waren — Timothy hatte immer geglaubt, sie würden sich als Werke von Joshua Reynolds entpuppen, aber Soames, der sie bewunderte, hatte entdeckt, daß sie nur von John Robinson waren, und ein zweifelhafter Morland, ein weißes Pony, das beschlagen wird. Tiefrote Plüschvorhänge, zehn hochlehnige dunkle Mahagonistühle mit tiefroten Sitzen, ein türkischer Teppich und ein Mahagonitisch, der so groß war wie das Zimmer klein, das war die Einrichtung, deren Soames sich, unverändert an Körper und Seele, seit seinem vierten Jahr erinnern konnte. Er betrachtete hauptsächlich die beiden Zeichnungen und dachte: 'Ich werde sie aus dem Nachlaß kaufen.'

Aus dem Speisezimmer ging er in Timothy's Arbeitszimmer. Er erinnerte sich nicht, jemals in dem Raume gewesen zu sein. Er war vom Boden bis zur Decke mit

Büchern angefüllt, und Soames betrachtete sie mit Neugierde. Eine Wand schien Erziehungsbüchern gewidmet, die Timothys Firma vor zwei Generationen veröffentlicht hatte — mitunter zwanzig Exemplare desselben Buches. Soames las ihre Titel und schauderte. An der Mittelwand standen genau dieselben Bücher, die in der Bibliothek seines Vaters in Park Lane zu stehen pflegten, woraus er schloß, daß James und sein jüngster Bruder eines Tages wohl zusammen ausgegangen waren und einen Haufen kleiner Bibliotheken aufgekauft hatten. Der dritten Wand näherte er sich mit größerer Spannung. Hier würde sich doch wohl Timothys eigener Geschmack finden. So war es. Die Bücher waren Attrappen. Die vierte Wand nahmen nur die mit schweren Vorhängen versehenen Fenster ein. Und davor stand ein großer Lehnstuhl, an dem ein Mahagonipult befestigt war, auf dem gelblich und zusammengefaltet die ‚Times‘ vom 6. Juli 1914, dem Tag, an dem Timothy zum ersten Male nicht heruntergekommen war, wie in Vorbereitung auf den Krieg noch auf ihn zu warten schien. In einer Ecke stand ein großer Globus von der Welt, die Timothy nie betreten hatte, weil er die tiefe Überzeugung hegte, daß außerhalb Englands alles unreell sei, und er einen wahren Abscheu vor der See empfand, auf der er an einem Sonntag Nachmittag im Jahre 1836 in einem Vergnügungsboot in Brighton mit Juley, Hester, Swithin und Hatty Chessman sehr krank gewesen war; und zwar hatte er das Swithin zu verdanken, der sich immer solche Dinge in den Kopf setzte, zum Glück aber ebenfalls krank gewesen war. Soames kannte die Geschichte ganz genau, da er sie mindestens fünfzigmal gehört hatte. Er trat an den Globus und ließ ihn sich drehen; ein leises Knarren war zu hören, er bewegte sich etwa einen Zoll weiter und brachte dabei ein lang-

beiniges Insekt in seinen Gesichtskreis, das auf dem vier- und vierzigsten Breitegrad verendet war.

„Mausoleum!“ dachte er. „George hat recht!“ dann ging er hinaus und die Treppe hinauf. Auf dem halben Absatz blieb er vor dem Kasten mit den ausgestopften Kolibris stehen, die ihn in seiner Kindheit entzückt hatten. Sie sahen nicht einen Tag älter aus, wie sie da an Drähten über dem Pampasgras hingen. Öffnete man den Kasten, würden die Vögel nicht zu summen anfangen, sondern das ganze Ding würde wohl zerfallen, nahm er an. Es hatte keinen Wert, ihn mit in den Nachlaß aufzunehmen! Und plötzlich fiel ihm Tante Ann ein — die liebe alte Tante Ann — die ihn vor dem Kasten bei der Hand hielt und sagte: „Sieh her, Soamey! Sind sie nicht hübsch und lustig, die summenden kleinen Kolibris?“ Und Soames erinnerte sich seiner eigenen Antwort: „Sie summen ja nicht, Tantchen.“ Er mußte damals sechs Jahre alt gewesen sein, in einem schwarzen Samtanzug mit hellblauem Kragen — er erinnerte sich des Anzugs noch ganz gut. Tante Ann mit ihren Ringellocken, ihren gütigen hageren Händen und ihrem ernstesten alten Lächeln — eine feine alte Dame, diese Tante Ann! Er ging weiter an die Tür des Wohnzimmers. Da hingen zu beiden Seiten davon die Gruppen der Miniaturen. Die allerdings würde er mit einkaufen! Die Miniaturen seiner vier Tanten, eine seines Onkels Swithin als junger Mann, und eine seines Onkels Nicholas als Knabe. Sie waren alle, von einer befreundeten jungen Dame der Familie, zu gleicher Zeit gemalt, etwa um 1830, wo Miniaturen als etwas sehr Feines und auch Haltbares angesehen wurden, da sie auf Elfenbein gemalt waren. So manches Mal hatte er die Geschichte der jungen Dame gehört: „Sie war sehr begabt, mein Lieber, sie hatte geradezu ein Schwäche für

Swithin, und sehr bald danach wurde sie schwindstüchtig und starb: ganz wie Keats — wir sprachen oft davon.

Ja, das waren sie! Ann, Hester, Juley, Susan — als ganz kleines Kind; Swithin, mit himmelblauen Augen, rosigen Wangen und gelben Locken, in einer weißen Weste, die viel zu groß für ihn war, und Nicholas, wie Cupido, mit Augen, die gen Himmel blickten. Jetzt erst fiel es ihm ein, Onkel Nick hatte immer etwas davon gehabt — ein wunderbarer Mann bis zuletzt. Ja, sie mußte Talent besessen haben, und Miniaturen hatten immer ihr eigen unvergängliches Gepräge und waren wenig abhängig von dem Wettringen an der Börse der Ästhetik. Soames öffnete die Wohnzimmertür. In dem Zimmer war alles abgestaubt, die Möbel unbedeckt, die Vorhänge zurückgezogen, genau als weilten seine Tanten noch geduldig wartend darin. Und ihm kam ein Gedanke: ‚Wenn Timothy starb — weshalb nicht? Wäre es nicht beinahe eine Pflicht, dieses Haus zu erhalten — wie Carlyles — eine Tafel anzubringen und es zu zeigen? ‚Muster einer Wohnung aus der viktorianischen Zeit — Eintritt ein Shilling, mit Katalog.‘ Es war eigentlich die vollkommenste Sache und vielleicht die toteste im heutigen London. Vollkommen hinsichtlich des speziellen Geschmacks und der Kultur, das heißt, wenn er die vier Barbizons, die er ihnen geschenkt, herunternahm und sie in seiner eigenen Sammlung unterbrachte. Die noch himmelblauen Wände, die grünen, mit roten Blumen und Farnen gemusterten Vorhänge, der gestickte Wandschirm vor dem gußeisernen Kaminrost, der Mahagonischrank mit Glasscheiben, voll kleiner Nippsachen, die mit Perlen gestickten Fußbänke, Keats, Shelley, Southey, Cowper, Coleridge, Byrons ‚Korsar‘ (sonst nichts von ihm), und die Dichter der viktorianischen Zeit in einer Reihe auf dem Bücherbrett, der ein-

gelegte Schrank, mit stumpfem roten Plüsch ausgelegt, voll von Familienreliquien, Hesters erstem Fächer, den Schnallen von ihres Vaters und ihrer Mutter Schuhen, drei Skorpionen in Flaschen und einem sehr gelben Elefantenzahn, den ihr Großonkel, Edgar Forsyte, der in Jute gehandelt, aus Indien geschickt hatte, einem Stück gelben Papiers mit spinnenähnlicher Schrift darauf, die Gott weiß was enthielt! Und die vielen Bilder an den Wänden — alles Aquarelle, außer jenen vier Barbizons, die wie Fremdlinge darunter wirkten, die sie auch waren, und zweifelhafte Kunden dazu — heitere, illustrative Bilder, ‚Bei den Bienen‘, ‚Juchhe, da kommt die Fähre!‘ und zwei im Stile von Frith, alle mit Taschenspiellern und Krinolinen, die Swithin ihnen geschenkt. Ach! Viele, viele Bilder, die Soames tausendmal voll überlegenen Entzückens angeschaut, eine wunderbare Sammlung glatter, mattvergoldeter Rahmen.

Und das Boudoirpiano, schön abgestaubt, hermetisch verschlossen, wie immer, und Tante Juleys Album mit gepressten Seenesseln darauf. Und die Stühle mit den vergoldeten Beinen, die stärker waren als sie aussahen. Und an einer Seite des Kamins das Sofa, aus karmesinfarbener Seide, wo Tante Ann, und nach ihr Tante Juley zu sitzen gewohnt war, dem Licht gegenüber und gerade aufrecht. Und an der andern Seite des Kamins der einzige wirklich bequeme Armsessel, mit dem Rücken zum Licht für Tante Hester. Soames blickte umher, er meinte sie dort sitzen zu sehen. Ah! Und die Atmosphäre — selbst jetzt noch, von allerlei Stoffen, gewaschenen Spitzen und Gardinen, Lavendel in Beuteln und getrockneten Bienenflügeln. ‚Nein,‘ dachte er, ‚dergleichen gibt es nicht noch einmal, das müßte bewahrt bleiben.‘ Und mochten sie darüber lachen, aber als Standard schlichten vornehmen Lebens, von dem man niemals abwich,

als Muster des Geschmacks für Auge, Nase und Gefühl, trug es den Sieg davon über das Heute — das Heute mit seinen Untergrundbahnen und Automobilen, seinem unaufhörlichen Rauchen, seinen jungen Mädchen mit den bis zur Taille entblößten Nacken, den übereinandergeschlagenen Beinen, die bis zu den Knien sichtbar waren (eine Augenweide für den Satyr in jedem Forsyte, aber kaum seine Vorstellung von einer Dame), mit ihren Füßen, die sie beim Essen um die Stuhlbeine schlangen, ihrem Gekicher und albernen Redensarten — Mädchen, die ihn schaudern machten, wenn er sich Fleur in Kontakt mit ihnen dachte; und mit den streng blickenden tüchtigen älteren Frauen, die selbständig waren und ihn ebenfalls schaudern machten. Nein! Seine alten Tanten hatten, wenn sie auch niemals ihre Herzen, ihre Augen oder sehr viel ihre Fenster öffneten, doch wenigstens Manieren, und einen Standard, und Ehrfurcht vor der Vergangenheit und Zukunft.

Mit einem beklemmenden Gefühl schloß er die Tür und ging auf den Zehenspitzen die Treppe hinauf. Er schaute unterwegs in einen Raum hinein: Hm! in vollkommener Ordnung seit den achtziger Jahren, mit einer Art von gelbem Ölpapier an den Wänden. An der Treppe oben zögerte er zwischen vier Türen. Welche von ihnen war Timothy's? Und er lauschte. Ein Geräusch, als wenn ein Kind langsam sein Steckenpferd hinter sich herzüge, traf sein Ohr. Das mußte Timothy sein! Er klopfte, und eine Tür wurde von Smither geöffnet, die sehr rot im Gesicht war.

Mr. Timothy machte seinen Spaziergang, und sie sei noch nicht imstande gewesen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn Mr. Soames in das Hinterzimmer kommen wolle, könne er ihn durch die Tür sehen.

Soames ging in das Hinterzimmer und beobachtete ihn.

Der letzte der alten Forsytes schritt mit nachdrücklicher Langsamkeit und einer Miene vollkommenster Hingabe für sein Unternehmen zwischen dem Fußende seines Bettes und dem Fenster, einer Entfernung von etwa zwölf Fuß, hin und her. Den unteren Teil seines eckigen Gesichts, das nicht mehr glatt rasiert war, bedeckte ein schneeiger Bart, der so kurz wie möglich geschnitten war, und sein Kinn sah so breit aus wie seine Stirn, wo das Haar ebenfalls ganz weiß war, während Nase, Wangen und Stirn eine gute gelbliche Farbe hatten. In einer Hand hielt er einen dicken Stock, und die andere faßte in die Falten seines Jäger-Schlafrocks, unter dem seine Knöchel in Bettsocken und die Füße in Jäger-Pantoffeln sichtbar waren. Der Ausdruck in seinem Gesicht glich dem eines eigensinnigen Kindes, das erpicht auf etwas ist, das es nicht bekommen hat. Jedesmal, wenn er sich umwandte, stieß er mit dem Stocke auf und zog ihn dann hinter sich her, wie um zu zeigen, daß er ohne ihn fertig wurde.

„Er sieht noch kräftig aus,“ sagte Soames leise.

„O! ja, Sir. Sie sollten ihn sein Bad nehmen sehen — es ist wunderbar; er genießt es so.“

Diese ganz lauten Worte waren eine Bestätigung für Soames' Annahme, daß Timothy völlig kindisch geworden war.

„Nimmt er irgend ein Interesse an den Dingen im allgemeinen?“ fragte Soames ebenfalls laut.

„O! ja, Sir, an seinem Essen und an seinem Testament. Es ist ganz erstaunlich, ihn es immer wieder umwenden zu sehen, nicht um es zu lesen, natürlich; und alle Augenblicke fragt er nach dem Preis von Konsols, und ich schreibe es dann sehr groß für ihn auf eine Tafel. Natürlich schreibe ich immer dasselbe, wie sie waren, als er im Jahre 1914 zuletzt Notiz davon nahm. Wir veranlaßten den Arzt, ihm

das Zeitungslernen zu verbieten, als der Krieg ausbrach. O! er war zuerst außer sich darüber. Aber bald gab er nach, weil er wußte daß es ihn ermüdete; und er ist wunderbar in dem Bemühen, seine Energie zu bewahren, wie er es zu nennen pflegte, als meine lieben Damen noch lebten, Gott segne sie! Wie ärgerlich er oft über sie gewesen ist; sie waren immer so geschäftig, wenn Sie sich erinnern, Mr. Soames.“

„Was würde geschehen, wenn ich hineinginge?“ fragte Soames. „Würde er mich erkennen? Ich setzte sein Testament auf, wie Sie wissen, als Miß Hester im Jahre 1907 starb.“

„Ach, Sir,“ erwiderte Smither zweifelnd, „darüber kann ich nichts sagen. Ich glaube, es wäre möglich, er ist wirklich ein wundervoller Mensch für sein Alter.“

Soames ging in die Türöffnung und wartete, bis Timothy sich umdrehte, dann sagte er mit lauter Stimme: „Onkel Timothy!“

Timothy stapfte den halben Weg zurück und hielt inne.

„Eh?“ sagte er.

„Soames,“ rief Soames mit hoher Stimme und streckte die Hand aus, „Soames Forsyte!“

„Nein!“ sagte Timothy, und mit seinem Stock laut auf den Boden stoßend, setzte er seinen Gang fort.

„Es scheint nicht zu wirken,“ sagte Soames.

„Nein, Sir,“ erwiderte Smither ziemlich verzagt; „Sie sehen, er hat seinen Spaziergang noch nicht beendet. Ihn beschäftigt immer nur eine Sache zur selben Zeit. Ich bin überzeugt, daß er mich heute Nachmittag fragen wird, ob Sie wegen des Gaslichts gekommen wären, und es wird schwer sein es ihm verständlich zu machen.“

„Glauben Sie, daß er einen Mann um sich haben müßte?“

Smither hob abwehrend die Hände. „Einen Mann! O! nein! Die Köchin und ich werden vollkommen fertig mit ihm. Ein Fremder um ihn würde ihn in kürzester Zeit wahnsinnig machen. Und meine Damen hätten den Gedanken, einen Mann im Hause zu haben, nicht gemocht. Außerdem sind wir so stolz auf ihn.“

„Ich nehme an, daß der Doktor zu ihm kommt?“

„Jeden Morgen. Er gibt seine bestimmten Anweisungen, und Mr. Timothy ist so gewöhnt daran, daß er es gar nicht beachtet, außer daß er die Zunge herausstreckt.“

Soames wandte sich ab. „Es ist sehr traurig und schmerzlich für mich,“ sagte er.

„O! Sir!“ erwiderte Smither besorgt, „so dürfen Sie nicht denken. Jetzt, wo er sich über nichts mehr ärgern kann, genießt er sein Leben so recht, wirklich, das tut er. Wie ich schon zu der Köchin sagte, Mr. Timothy ist zufriedener, als er je gewesen. Wenn er nicht badet, sehen Sie, oder seinen Spaziergang macht, ißt er, und wenn er nicht ißt, schläft er; so ist es. Er hat keine Sorge und keinen Schmerz.“

„Nun,“ sagte Soames, „das ist wahr. Ich will hinunter gehen. Übrigens, lassen Sie mich das Testament sehen.“

„Dazu muß ich meine Zeit abwarten, Sir; er hat es unter seinem Kopfkissen, und er würde mich sehen, solange er noch auf ist.“

„Ich möchte nur wissen, ob es dasjenige ist, das ich aufgesetzt habe,“ sagte Soames, „sehen Sie irgendwann einmal nach dem Datum und lassen Sie mich's wissen.“

„Ja, Sir, aber ich bin sicher, daß es dasselbe ist, weil die Köchin und ich Zeugen waren, wenn Sie sich erinnern, und da stehen noch unsere Namen, und wir haben es nur einmal getan.“

„Ganz recht,“ sagte Soames. Er erinnerte sich. Smither

und Jane waren richtige Zeugen gewesen, aber es war ihnen nichts in dem Testament vermacht, so daß sie kein Interesse an dem Tode Timothys haben konnten. Es war — das sah er völlig ein — eine fast ungebührliche Vorsicht gewesen, aber Timothy hatte es so gewünscht, und übrigens hatte Tante Hester reichlich für sie gesorgt.

„Sehr gut, Smither,“ sagte er, „leben Sie wohl. Sehen Sie nach ihm, und wenn er irgendwann etwas sagen sollte, schreiben Sie es auf und lassen Sie es mich wissen.“

„O! ja, Mr. Soames, das werde ich sicher tun. Es war eine so angenehme Abwechslung, Sie zu sehen. Die Köchin wird ganz aufgeregt sein, wenn ich es ihr erzähle.“

Soames schüttelte ihr die Hand und ging hinunter. Er blieb volle zwei Minuten an dem Hutständer stehen, wo er seinen Hut so viele Male aufgehängt hatte. ‚So geht alles dahin,‘ dachte er, ‚vergeht und beginnt aufs neue. Armer alter Kerl!‘ Und er horchte, ob vielleicht das Geräusch von Timothys Nachschleppen seines Steckenpferdes die Treppen herunter zu hören war, oder der Geist eines alten Gesichtes sich über dem Geländer zeigte und eine alte Stimme sagte: ‚Ach, das ist ja der liebe Soames, und wir sprachen gerade davon, daß wir ihn seit einer Woche nicht gesehen!‘

Nichts — nichts! Nur der Geruch von Kampfer, und Staubkörnchen in einem Sonnenstrahl durch das fächerartige Fenster über der Tür. Das kleine alte Haus! Ein Mausoleum! Dann riß er sich los und ging, um einen Zug noch zu erreichen.

FÜNFTES KAPITEL

Heimaterde

„Auf Heimaterde tritt sein Fuß,
Sein Name ist — Val Dartie.“

Mit einem solchen Gefühl etwa machte Val Dartie sich in seinem vierzigsten Jahr an demselben Donnerstag-Morgen sehr früh aus dem alten Gutshaus auf, das er im Norden von Sussex gekauft hatte. Sein Ziel war Newmarket, das er seit dem Herbst im Jahre 1899 nicht mehr gesehen hatte, als er von Oxford heimlich zu dem Cambridge-shire hingefahren war. Er zögerte an der Tür, um seine Frau zu küssen, und steckte eine Flasche Portwein in die Tasche.

„Übermüde dein Bein nicht, Val, und wette nicht zu viel.“

Bei ihrer Umarmung, Brust an Brust, und dem Blick ihrer Augen in die seinen fühlte Val Bein und Flasche sicher. Er wollte mäßig sein, Holly hatte immer recht — sie besaß eine natürliche Anpassungsfähigkeit. Es schien ihm garnicht so merkwürdig, wie vielleicht andern, daß er — obwohl er ein halber Dartie war — seiner jungen Kusine, die zwanzig Jahre hindurch, seit er sie auf so romantische Art draußen im Burenkrieg geheiratet hatte, vollkommen treu geblieben war, ihr ohne jedes Gefühl von Opfer oder Langeweile treu geblieben — sie war so beweglich, wußte so klug seiner Stimmung immer ein wenig zuvorzukommen. Da sie Vetter und Kusine waren, hatten sie,

oder vielmehr hatte Holly beschlossen, keine Kinder zu haben, und wenn sie auch ein wenig blasser war, hatte sie doch ihr gutes Aussehen, ihre Schlankheit und die Farbe ihres dunkeln Haares behalten. Val bewunderte namentlich das Leben, das sie für sich führte, dabei aber doch ihm widmete, und ihr Reiten, das sich jedes Jahr vervollkommnete. Sie trieb ihre Musik weiter, las eine furchtbare Menge von Romanen, Dichtungen, allerlei Zeug. Draußen auf ihrer Farm in der Kap-Kolonie hatte sie sich aller ‚Nigger‘-Kinder und Frauen in wunderbarer Weise angenommen. Sie war tatsächlich tüchtig, machte aber nicht viel Wesens davon und stellte sich gar nicht vornehm. Wenngleich er nicht gerade zu Demut neigte, war Val doch allmählich zu dem Gefühl gekommen, daß sie ihm überlegen war und grollte ihr deswegen nicht — das war ein großer Tribut. Es sei hier erwähnt, daß er sie nie ansah, ohne daß sie es merkte, ihr Blick aber mitunter ganz unvermutet auf ihm weilte.

Er hatte sie im Torweg geküßt, weil er es auf dem Bahnsteig nicht tun konnte, obwohl sie ihn zur Station begleitete, um das Auto zurückzufahren. Wenn auch gebräunt und zerfurcht durch das Wetter in den Kolonien und die Tücken, die von Pferden nicht zu trennen sind, dazu gehindert durch das Bein, das im Burenkrieg geschwächt, ihm in dem eben beendeten Kriege wahrscheinlich das Leben gerettet hatte, war Val fast noch derselbe, der er in den Tagen ihres Brautstandes gewesen; sein Lächeln war so offen wie anziehend, seine Wimpern wenn möglich noch dichter und dunkler, die Augen klar und grau, seine Sommerprossen vielleicht dunkler, das Haar an den Schläfen ein wenig ergraut. Er machte den Eindruck eines Menschen, der sich in einem sonnigen Klima viel mit Pferden beschäftigt hat.

Während er am Tor mit dem Auto eine scharfe Wendung machte, sagte er:

„Wann kommt der junge Jon?“

„Heute.“

„Brauchst du irgend etwas für ihn? Ich könnte es am Samstag mitbringen.“

„Nein, aber du könntest mit demselben Zuge kommen wie Fleur — um ein Uhr vierzig.“

Val ließ den Ford schneller laufen; er fuhr noch wie jemand in einem fremden Land mit schlechten Wegen fährt, der jedes Kompromiß zurückweist und bei jedem Loch auf den Himmel rechnet.

„Das ist ein Mädel, das weiß, was es will,“ sagte er. „Ist dir das nicht auch aufgefallen?“

„Ja,“ sagte Holly.

„Onkel Soames und dein Papa — ein wenig peinlich, nicht wahr?“

„Sie weiß nichts davon, und er weiß nichts davon, und es darf natürlich nichts erwähnt werden. Es ist nur für fünf Tage, Val.“

„Stallgeheimnis! Recht so!“ Wenn Holly es für sicher hielt, dann war es so. Sie lächelte ihm verschmitzt zu und sagte: „Hast du bemerkt, wie reizend sie sich selbst einlud?“

„Nein.“

„Sie tat es aber. Wie findest du sie, Val?“

„Hübsch und klug, aber sie wäre wohl imstande, an jeder Ecke durchzugehen, wenn ihr die Laune danach steht, glaube ich.“

„Ich möchte wissen,“ sagte Holly, „ob sie eins dieser modernen Mädchen ist. Man fühlt sich ganz ratlos, wenn man in all dies hineinkommt.“

„Du? Du findest dich doch so rasch in alles hinein.“

Holly schob ihre Hand in seine Rocktasche.

„Was hältst du von Profond, diesem Belgier?“ fragte Val.

„Ich glaube, er ist ein ganz ‚guter Teufel‘.“

Val grinste.

„Er scheint mir ein verdächtiger Freund für unsere Familie. Sie ist wirklich in einer fatalen Lage mit Onkel Soames, der eine Französin geheiratet hat, und deinem Vater, der Soames' erste Frau nahm. Unsere Großväter wären außer sich geraten.“

„Die anderer Leute ebenfalls, mein Lieber.“

„Dieses Auto,“ sagte Val, „braucht eine Aufmunterung, es kommt bergauf nicht von der Stelle. Ich werde abwärts wohl die volle Geschwindigkeit einschalten müssen, wenn ich den Zug noch erreichen soll.“

Seine Vorliebe für Pferde hatte ihn immer gehindert, wirklich Gefallen an einem Auto zu finden, und die Geschwindigkeit des Ford unter seiner Führung war mit der unter Hollys Führung gar nicht zu vergleichen. Aber er erreichte den Zug.

„Sei vorsichtig auf dem Rückweg, sonst wirst du noch herausgeschleudert. Leb wohl, Liebling.“

„Leb wohl,“ rief Holly und warf ihm eine Kußhand zu.

Im Zuge, nach einer Viertelstunde Unentschiedenheit zwischen seinen Gedanken an Holly, seiner Morgenzeitung, dem Anblick des schönen Tages und seiner schwachen Erinnerung an Newmarket, vertiefte Val sich in den Inhalt eines kleinen dicken Buches mit allen Namen, Stamm-bäumen und Notizen über Zucht und Gestalt von Pferden. Der Forsyte in ihm neigte dazu, eine bestimmte Rasse zu wählen, und er unterdrückte entschlossen den Dartiehang zu Flüchtigkeit. Als er nach dem günstigen Verkauf seiner Farm und seiner Pferdezucht in Südafrika nach England

zurückkehrte und bemerkte, daß die Sonne selten schien, sagte Val sich: ‚Ich muß durchaus etwas mit meinem Leben anfangen oder dies Land wird es mich fühlen lassen. Jagen genügt nicht, ich will züchten und aufziehen.‘ Mit diesen vernünftigen Ansichten und seiner Entschlossenheit, die er sich durch seinen langen Aufenthalt in einem neuen Lande erworben, hatte Val bald den schwachen Punkt der modernen Zucht herausgefunden. Sie waren alle durch die Mode und die hohen Preise fasziniert. Er wollte schöne Tiere kaufen und sich um Namen nicht kümmern! Aber hier saß er bereits hypnotisiert von dem Blendwerk einer bestimmten Rasse! Halb unbewußt dachte er: ‚Es ist etwas in diesem verwünschten Klima, das einen dazu bringt, sich im Kreise zu drehen. Doch einerlei. Ich muß einen Abkömmling des Mayflybluts haben.‘

In dieser Stimmung erreichte er das Mekka seiner Hoffnung. Es war eins jener ziemlich ruhigen Rennen, die günstiger für diejenigen sind, die es vorziehen, Pferde anzusehen, als sich um die Buchmacher zu kümmern; und Val hielt sich an die Koppel. Die zwanzig Jahre seines Lebens in den Kolonien hatten ihn von dem Dandyismus befreit, in dem er erzogen war, ihm aber die nötige Eleganz des Reiters gelassen und ihm einen scharfen Blick für das gegeben, was er die ‚Albernheit‘ mancher Engländer und das Papageienhafte mancher Engländerin nannte — Holly aber hatte nichts davon, und Holly war sein Vorbild. Aufmerksam, rasch, mit allem Nötigen versehen, ging Val stets gerade auf sein Ziel los, mochte es sich um ein Pferd oder einen Trunk handeln; und er war gerade im Begriff, sich eine Mayflystute zu sichern, als eine Stimme dicht neben ihm sagte:

„Mr. Val Dartie? Wie gehen es Mrs. Val Dartie? Ich

hoffen, sie ist wohl.“ Und er sah den Belgier neben sich, den er bei seiner Schwester Imogen getroffen hatte.

„Prosper Profond — ich traf Sie beim Lunch,“ sagte die Stimme.

„Wie geht's?“ murmelte Val.

„Danke, gut,“ erwiderte Monsieur Profond lächelnd mit einer gewissen unnachahmlichen Langsamkeit. „Einen guten Teufel“ hatte Holly ihn genannt. Nun! Er sah ein wenig wie ein Teufel aus mit seinem dunkeln, kurzgeschnittenen spitzen Bart, wenn auch wie ein schläfriger und gut gelaunter, mit schönen Augen, die unerwartet intelligent aussahen.

„Hier ist ein Herr, der Sie kennen lernen möchte — ein Vetter von Ihnen — Mr. George Forsyte.“

Val sah eine hohe Gestalt und ein glattrasiertes Gesicht, stierähnlich, ein wenig düster, mit spöttischem Ausdruck in den großen grauen Augen; er erinnerte sich seiner dunkel aus alten Tagen, wenn er mit seinem Vater im Iseum Klub speiste.

„Ich pflegte mit Ihrem Vater zu den Rennen zu gehen,“ sagte George. „Was macht der Rennstall? Wollen Sie einen meiner Klepper kaufen?“

Val lachte, um das plötzliche Gefühl zu verbergen, daß Züchtung hier nichts mehr galt. Sie glaubten an nichts mehr hier, nicht einmal an Pferde. George Forsyte, Prosper Profond! Der Teufel selbst war nicht nüchterner als diese beiden.

„Ich wußte nicht, daß Sie ein Rennbahnliebhaber sind,“ sagte er zu Monsieur Profond.

„Nein, ich machen mir nichts daraus. Ich segeln mit meiner Yacht. Eigentlich, ich machen mir auch daraus nichts, aber ich sehen gern meine Freunde. Ich haben ein

Frühstück bereit, Mr. Val Dartie, nur ein kleines Frühstück, wenn Sie Lust dazu haben; nicht viel — nur ein kleines eben — in meinem Auto.“

„Danke,“ sagte Val, „sehr freundlich von Ihnen. Ich komme in einer Viertelstunde etwa.“

„Dort drüben. Mr. Forsyte kommt auch,“ und Monsieur Profond wies mit einem gelbbehandschuhten Finger auf den ‚kleinen Wagen mit dem kleinen Frühstück‘; dann ging er weiter, lässig, verschlafen und fremd, und George Forsyte, geschneigelt, unförmig, mit seiner vergnügten Miene, begleitete ihn.

Val war bei der Mayflystute stehen geblieben. George Forsyte natürlich war ein alter Knabe, aber dieser Profond mochte in seinem Alter sein. Val fühlte sich außerordentlich jung, als wäre die Mayflystute ein Spielzeug, über das die beiden gelacht hatten. Das Tier hatte alle Wirklichkeit verloren.

‚Was sehen Sie an der ‚kleinen‘ Stute?‘ meinte er die Stimme von Monsieur Profond sagen zu hören, ‚was haben Sie an ihr? — wir müssen alle sterben!‘

Und George Forsyte, der alte Freund seines Vaters, noch immer auf der Rennbahn! Die Mayflyrasse — war sie eigentlich besser als irgend eine andere? Er konnte mit seinem Gelde ebenso gut etwas Amüsanteres unternehmen.

„Nein, wahrhaftig!“ murmelte er plötzlich, „wenn es keinen Zweck hat, Pferde zu züchten, hat nichts einen Zweck. Wozu bin ich denn hergekommen? Ich werde sie kaufen.“

Er trat zurück und beobachtete das Zurückgehen der Besucher des Sattelplatzes. Geschneigelte alte Herren, schlaue, stattliche Gesellen, Juden, Trainer, die aussahen,

als hätten sie nie im Leben ein Pferd gesehen; große, schlaffe, lässige oder lebhaftere Frauen mit lauten Stimmen; junge Männer mit einer Miene, als versuchten sie die Sache ernst zu nehmen — zwei oder drei von ihnen mit nur einem Arm.

„Das Leben hier ist ein Spiel!“ dachte Val. „Die ‚Startglocke‘ läutet, Pferde rennen. Geld wechselt den Besitzer; wieder läutet es, wieder rennen Pferde, das Geld kommt zurück in andere Hände.“

Aber beunruhigt über seine eigene Philosophie, ging er an das Tor des Sattelplatzes, um die Mayflystute hinuntergaloppieren zu sehen. Sie bewegte sich gut; dann ging er zu dem ‚kleinen‘ Auto hinüber. Das ‚kleine‘ Frühstück war, wie man es sich oft erträumt, aber selten bekommt; und als es vorüber war, ging Monsieur Profond mit ihm zurück zum Sattelplatz.

„Ihre Frau ist sehr hübsch,“ war seine überraschende Bemerkung.

„Die hübscheste Frau, die ich kenne,“ erwiderte Val trocken.

„Ja,“ sagte Monsieur Profond, „sie haben ein hübsches Gesicht. Ich bewundere hübsche Frauen.“

Val sah ihn argwöhnisch an, aber etwas Gütiges und Offenes in dem diabolischen Wesen seines Gefährten entwaffnete ihn für den Augenblick.

„Wenn Sie irgend einmal Lust haben, auf meine Jacht zu kommen, werd’ ich sie immer gerne für kurze Zeit mitnehmen.“

„Danke,“ sagte Val wieder gewappnet, „sie haßt die See.“

„Ich auch,“ sagte Monsieur Profond.

„Weshalb segeln Sie denn?“

Die Augen des Belgiers lächelten. „O! Ich weiß nicht.“

Ich haben alles versucht; das ist das Letzte, was ich haben versucht.“

„Es muß verd — — kostspielig sein. Ich würde etwas Vernünftigeres unternehmen.“

Monsieur Profond zog die Brauen hoch und schob seine dicke Unterlippe vor.

„Ich bin ein leichtlebiger Mensch,“ sagte er.

„Sind Sie mit im Krieg gewesen?“

„Ja — a. Auch das haben ich getan. Ich war vergast; es war ein klein wenig unangenehm.“ Er lächelte verschlafen mit der Miene eines Menschen, dem alles glückt, als habe er es seinem Namen zu verdanken. Ob seine kleinen Sprechfehler Affektation waren, konnte Val nicht entscheiden, der Mann war offenbar zu allem fähig. In dem Kreis von Käufern um die Mayflystute, die das Rennen gewonnen hatte, sagte Monsieur Profond:

„Sie wollen mitbieten?“

Val nickte. Mit diesem schläfrigen Satan neben sich aber fehlte ihm der Glaube. Wenn er durch die Vorsorge seines Großvaters, der tausend Pfund im Jahr für ihn ausgesetzt hatte, zu denen noch die tausend kamen, die Hollys Großvater jährlich für sie ausgesetzt hatte, schließlich auch vor Schicksalsschlägen geschützt war, besaß er doch nicht einen Überfluß an Kapital, das ihm zur Verfügung stand, da er das meiste von dem Erlös seiner südafrikanischen Farm für seinen Landsitz in Sussex verwendet hatte. Und sehr bald kam er zu der Einsicht, daß der Preis zu hoch für ihn war. Das Äußerste für ihn — sechshundert — war überschritten; er gab das Mitbieten auf. Die Mayflystute kam für siebenhundertfünfzig Guineen unter den Hammer. Er machte ärgerlich kehrt, als die langsame Stimme Monsieur Profonds an sein Ohr schlug:

„Ich haben die kleine Stute gekauft, wissen Sie, aber ich brauchen sie nicht, nehmen Sie sie und schenken Sie sie Ihrer Frau.“

Val sah ihn mit erneutem Argwohn an, aber der launige Ausdruck in seinen Augen war so, daß er wirklich keinen Anstoß daran nehmen konnte.

„Ich haben eine kleine Menge Geld im Kriege verdient,“ begann Monsieur als Antwort auf seinen Blick. „Ich hatten Munitionsaktien. Es machen mir Spaß, es auszugeben. Ich verdienen immer Geld. Und ich brauchen sehr wenig für mich. Ich haben es gern, wenn meine Freunde es nehmen.“

„Ich werde sie zu dem Preis von Ihnen kaufen, den Sie zahlten,“ sagte Val mit plötzlicher Entschiedenheit.

„Nein,“ sagte Monsieur Profond, „Sie nehmen sie. Ich brauchen sie nicht.“

„Unsinn! man nimmt doch nicht —“

„Weshalb nicht?“ lächelte Monsieur Profond. „Ich bin ein Freund von Ihrer Familie.“

„Siebenhundertfünfzig Guineen sind doch keine Kiste Zigarren,“ sagte Val ungeduldig.

„Gut, dann behalten Sie sie, bis ich sie brauchen, und machen Sie mit ihr, was Sie wollen.“

„Solange sie Ihnen gehört, habe ich nichts dagegen,“ sagte Val.

„So ist's recht,“ murmelte Monsieur Profond und entfernte sich.

Val beobachtete ihn. Er mag ein ‚guter Teufel‘ sein, aber vielleicht auch nicht. Er sah, daß er sich George Forsyte anschloß, und danach begegnete er ihm nicht wieder.

Die Nächte nach den Rennen brachte Val im Hause seiner Mutter in der Green Street zu.

Winifred mit ihren zweiundsechzig Jahren hatte sich

wunderbar gehalten, wenn man die dreiunddreißig Jahre mit in Betracht zog, in denen sie mit Montague Dartie fertigzuwerden hatte, bis eine französische Treppe sie glücklich erlöste. Es war eine große Befriedigung, ihren Lieblingssohn nach so langer Zeit aus Südafrika zurück zu haben, ihn so wenig verändert zu sehen und seine Frau in ihr Herz zu schließen. Winifred, die Ende der Siebzigerjahre, vor ihrer Heirat, Vorkämpferin für Freiheit, Vergnügen und Mode gewesen war, mußte einräumen, daß ihre Jugend durch die heutigen donzellas überboten war. Sie schienen zum Beispiel die Ehe als einen Zufall zu betrachten, und Winifred bedauerte zuweilen, daß sie es nicht ebenfalls getan; ein zweiter, dritter, vierter Zufall hätte ihr vielleicht einen Partner von weniger betörendem Reiz beschieden; schließlich aber hatte er ihr doch Val, Imogen, Maud und Benedikt (der beinahe Hauptmann und doch unbeschädigt durch den Krieg war) gelassen — von denen bis jetzt noch keiner geschieden war. Dachte sie an deren Vater, so staunte sie oft über die Beständigkeit ihrer Kinder, und es war ihr ein angenehmer Gedanke, daß sie alle, mit Ausnahme von Imogen vielleicht, echte Forsytes waren. Die ‚Kleine‘ ihres Bruders, Fleur, beunruhigte Winifred mehr. Das Kind war so unstet wie all diese modernen jungen Mädchen — „sie ist ein Flämmchen im Zugwind“ hatte Prosper Profond einmal nach Tisch gesagt, — aber sie war nicht zappelig und sprach nicht mit lauter Stimme. Der unbeirrte Forsyteismus in Winifreds eigenem Charakter verwarf instinktiv die überspannten Gefühle, die Gewohnheiten und das Motto des modernen Mädchens: ‚Ach was, heute ist heut! Ausgeben, morgen sind wir arm!‘ Sie sah als rettende Tugend bei Fleur, da sie, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, nicht ruhte, bis sie es bekam

— obwohl sie hinsichtlich dessen, was später geschah, wohl zu jung war, um die Tragweite ihrer Handlungsweise zu beurteilen. Das Kind war ein ‚sehr hübsches kleines Ding‘, und es war ein Vergnügen, sie auszuführen, mit dem französischen Geschmack ihrer Mutter und der Gabe, ihre Kleider zu tragen. Jeder wandte sich um nach Fleur — das war von großer Bedeutung für Winifred mit ihrer Vorliebe für Stil und Vornehmheit, die sie, was Montague anbelangte, so grausam getäuscht hatte.

Als sie sich beim Frühstück am Samstagmorgen mit Val über sie unterhielt, kam sie auf das ‚Gespenst‘ in der Familie zu sprechen.

„Von der Sache zwischen deinem Schwiegervater und deiner Tante Irene, Val — es ist zwar ewig lange her — darf Fleur aber nichts erfahren. Dein Onkel Soames ist sehr sonderbar darin. Du mußt also vorsichtig sein.“

„Ja! Aber es ist verteufelt schwierig — Hollys junger Halbbruder soll bei uns wohnen, während er die Landwirtschaft erlernt. Er ist schon da.“

„O!“ sagte Winifred. „Welch eine Komödie! Wie ist er denn?“

„Ich sah ihn nur einmal — in Robin Hill, als wir 1909 zu Hause waren; er war nackt und mit blauen und gelben Streifen bemalt — ein lustiger kleiner Bursche!“

Winifred fand das ‚allerliebst‘ und fügte gemächlich hinzu: „Na, Holly ist ja vernünftig; sie wird schon wissen, was sie zu tun hat. Ich werde es deinem Onkel nicht sagen. Es würde ihn nur ärgern. Es ist ein großer Trost, daß du wieder zurück bist, mein lieber Junge, jetzt, wo ich älter werde.“

„Älter! Was! du bist so jung wie je. Dieser Profond, Mutter, ist mit dem alles in Ordnung?“

„Prosper Profond? O! der amüsanteste Mann, den ich kenne.“

Val brummte und erzählte die Geschichte mit der Mayflystute.

„Das sieht ihm ähnlich,“ murmelte Winifred. „Er macht die sonderbarsten Dinge.“

„Nun,“ sagte Val heftig, „unsere Familie hat nicht viel Glück gehabt mit dieser Sorte; sie sind zu leichtherzig für uns.“

Es war richtig, und Winifred saß eine volle Minute in Gedanken versunken, bevor sie erwiderte:

„Nun ja, er ist ein Ausländer, Val, man muß es nicht so genau nehmen.“

„Gut, ich nehme seine Stute und mache es irgendwie wieder wett.“

Und kurz darauf verabschiedete er sich von ihr, nahm ihren Kuß entgegen und verließ sie, um zu seinem Buchmacher, in den Iseum Klub und zur Viktoriastation zu gehen.

SECHSTES KAPITEL

Jon

Mrs. Val Dartie hatte sich nach zwanzig Jahren Südafrika glücklicherweise in etwas verliebt, das ihr gehörte, denn der Gegenstand ihrer Leidenschaft war die Aussicht vor ihren Fenstern und das kühle klare Licht auf dem grünen Hügelland. Das war endlich wieder England! England schöner, als sie geträumt. Der Zufall hatte Val Dartie und seine Frau wirklich an einen Ort geführt, wo die südlichen Hügel von großem Reiz waren, wenn die Sonne schien. Holly hatte genug von ihres Vaters Augen, um Verständnis für die seltene Schönheit ihrer Umrisse und ihr kreidiges Leuchten zu haben; durch den schluchtartigen Weg da hinauf zu gehen und auf Chanctonbury und Amberley zu weiterzuwandern, war ein Vergnügen, das sie kaum mit Val zu teilen versuchte, denn seine Bewunderung für die Natur war von dem Trieb der Forsytes, Nutzen daraus zu ziehen, abhängig, wie die Übungen seiner Pferde von der Beschaffenheit des Rasens.

Als sie den Ford geschickt, ihn gewissermaßen sanft behandelnd, nach Hause gefahren hatte, nahm sie sich vor, Jon als erstes dort hinaufzunehmen und ihm ‚die Aussicht‘ unter diesem Maihimmel zu zeigen.

Sie freute sich mit einer Mütterlichkeit, die trotz Val erschöpflich war, auf ihren jungen Halbbruder. Bei einem dreitägigen Besuch in Robin Hill, bald nach ihrer Ankunft zu Hause, hatte sie ihn nicht gesehen — er war noch auf

der Schule; so daß sie sich seiner, wie Val, nur als eines kleinen sonnenblondhaarigen kleinen Buben erinnerte, der blau und gelb gestreift unten am Teich gestanden hatte.

Diese drei Tage in Robin Hill waren aufregend, traurig und verwirrend gewesen. Erinnerungen an ihren toten Bruder, Erinnerungen an Vals Bewerbung, das Altern ihres Vaters, den sie zwanzig Jahre nicht gesehen hatte, etwas Todestrauriges in seiner ironischen Sanftheit, das ihr, die einen so feinen Instinkt hatte, nicht entgehen konnte; vor allem die Gegenwart ihrer Stiefmutter, derer sie sich noch vage als der ‚Dame in Grau‘ aus den Tagen erinnerte, wo sie jung war, ihr Großvater noch lebte, und Made-moiselle Beauce so böse war, weil dieser Eindringling ihr Musikstunden gab — alles dies verwirrte und quälte ihr Gemüt, das sich gesehnt hatte, Robin Hill ungetrübt vor-zufinden. Aber Holly war gewohnt, dergleichen für sich zu behalten, und so hatte es den Anschein gehabt, als ginge alles gut.

Mit Lippen, die zitterten, wie sie deutlich merkte, hatte ihr Vater sie geküßt, als sie ihn verließ.

„Der Krieg hat Robin Hill nicht verändert, nicht wahr, meine Liebe?“ sagte er. „Wenn du nur Jolly hättest mit zurückbringen können! Sage, kannst du dies spiritistische Gerede vertragen? Wenn die Eiche stirbt, stirbt sie, fürchte ich.“

Aus der Wärme ihrer Umarmung erriet er wahrscheinlich, daß er die Katze aus dem Sack gelassen hatte, denn er verfiel sogleich wieder in seine Ironie.

„Spiritismus — sonderbares Wort. Je mehr sie offenbaren, desto mehr beweisen sie, daß sie mit der Materie zu tun haben.“

„Wie das?“ sagte Holly.

„Nun! Sieh dir ihre Photographien der Auraausstrahlungen an. Du mußt etwas Materielles haben, worauf Licht und Schatten fällt, bevor du eine Photographie aufnehmen kannst. Nein, es wird damit enden, daß wir alle Materie Geist nennen, oder allen Geist Materie — ich weiß nicht, welches von beiden.“

„Aber glaubst du nicht an ein Leben nach dem Tode, Papa?“

Jolyon hatte sie angesehen, und der launige Ernst seines Gesichts hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

„Meine Liebe, ich möchte dem Tode gern etwas abgewinnen. Ich habe da ein wenig hineingeschaut. Aber beim besten Willen kann ich nichts finden, für das Telepathie, Unterbewußtsein und Emanation aus dem Warenhaus dieser Welt nicht ebenso gut erhalten können. Ich wünschte, ich könnte es! Der Wunsch ist zwar Vater des Gedankens, erbringt aber doch keinen Beweis.“

Holly hatte nochmals ihre Lippen auf seine Stirn gepreßt, und meinte, seine Theorie, daß alle Materie Geist würde, bestätigt zu sehen — seine Stirn fühlte sich so unkörperlich an.

Aber die lebhafteste Erinnerung dieses kurzen Besuches war die unbemerkte Beobachtung ihrer Stiefmutter, die einen Brief von Jon las. Es war entschieden der reizendste Anblick, den sie je gehabt. In den Brief ihres Jungen vertieft, stand Irene an einem Fenster, wo das Licht auf ihr Gesicht und das schöne graue Haar fiel; ihre Lippen bewegten sich lächelnd, ihre dunkeln Augen lachten, leuchteten, und die Hand, die den Brief nicht hielt, war an die Brust gepreßt. Dieses Bild vollkommener Liebe gab Holly die Überzeugung, daß Jon nett sein mußte.

Als sie ihn mit einer Ledertasche in jeder Hand vom Bahnhof kommen sah, war sie in ihrer Vorahnung bestärkt.

Er war Jolly, diesem längst verlorenen Idol ihrer Kindheit, ein wenig ähnlich, aber der Blick war lebhafter und sein Wesen weniger förmlich, die Augen tiefer und das Haar heller, denn er trug keinen Hut; im ganzen genommen ein sehr interessanter ‚kleiner‘ Bruder!

Seine schüchterne Höflichkeit entzückte sie, die an Sicherheit im Benehmen der Jugend gewöhnt war; er war verwirrt, weil sie ihn nach Hause fahren wollte, anstatt daß er sie fuhr. Sollte er es nicht versuchen? Sie hätten seit dem Kriege allerdings kein Auto in Robin Hill, und er sei nur einmal gefahren und auf einer Böschung gelandet, also brauche sie nichts gegen den Versuch zu haben. Sein leises, ansteckendes Lachen war sehr anziehend. Als sie zu Hause anlangten, zog er einen zerknüllten Brief hervor, den sie las, während er sich wusch — einen ganz kurzen Brief, den zu schreiben ihren Vater wohl viel Überwindung gekostet haben mußte.

„Meine Liebe!

Du und Val werden, hoffe ich, nicht vergessen, daß Jon nichts von der Familiengeschichte weiß. Seine Mutter und ich denken, daß er jetzt noch zu jung dazu ist. Der Junge ist sehr lieb und ihr Augapfel. Verbum sapientibus.

Dein Dich liebender Vater

J. F.’

Das war alles; aber es erneute in Holly ein unbehagliches Bedauern, daß Fleur kommen sollte.

Nach dem Tee erfüllte sie sich selbst ihren Wunsch und nahm Jon mit auf die Anhöhe. Sie hatten ein langes Gespräch, während sie dort über einer alten Kreidegrube saßen, die ganz mit Brombeeren und Labkraut überwachsen

war. Milchwurz und Leberkraut besternt den grünen Abhang, die Lerchen sangen, und die Amseln im Gebüsch, und dann und wann kreiste eine Möwe, die an Land flog, sehr weiß am verblassenden Himmel, wo der ferne Mond aufging. Ein köstlicher Wohlgeruch wehte zu ihnen herüber, als liefen unsichtbare kleine Wesen umher, die Duft aus Blättern und Gräsern traten.

Jon, der ganz verstummt war, sagte plötzlich:

„Es ist wundervoll hier! Nichts, das stören könnte. Möwenflug und Schafglocken — —“

„Möwenflug und Schafglocken! Du bist ein Dichter, mein Lieber!“

Jon seufzte:

„Du lieber Himmel! Wo denkst du hin!“

„Versuche es! Ich tat es auch in deinem Alter.“

„Wirklich? Mutter sagt auch ‚versuche es‘; aber ich bin so faul. Kannst du mir etwas von deinen zeigen?“

„Mein Lieber,“ erwiderte Holly, „ich bin neunzehn Jahre verheiratet. Ich schrieb nur Verse, als ich wünschte, es zu sein.“

„Ach!“ sagte Jon und wandte das Gesicht ab: die eine Wange, die sie sehen konnte, war von köstlicher Farbe. Hatte Jon sich wohl schon die Finger verbrannt, wie Val es nennen würde? Schon? Wenn es so war, desto besser, dann würde er Fleur nicht beachten. Überdies sollte er am Montag mit der Landwirtschaft beginnen. Und sie lächelte. War es Burns, der hinter dem Pfluge hergegangen war, oder nur Piers Plowman? Fast jeder junge Mann, und die meisten jungen Mädchen, waren heutzutage Dichter, nach der Anzahl ihrer Bücher zu urteilen, die sie draußen in Südafrika gelesen hatte; und auch ganz gute, viel bessere als sie selbst gewesen waren! Aber die Poesie war seit ihrer Zeit eigentlich erst mit den — Automobilen gekommen. Nach

Tisch noch ein langes Gespräch, bei einem Holzfeuer, in der niedrigen Halle, und es schien wenig übrig zu bleiben, das sie von Jon nicht wußte, ausgenommen einiges von wirklicher Wichtigkeit. Holly trennte sich an seiner Schlafzimmertür von ihm, nachdem sie zweimal nachgesehen, ob er alles hatte, und war überzeugt, daß sie ihn lieb gewinnen und Val ihn gern mögen würde. Er war eifrig, aber nicht überströmend; er war ein glänzender Zuhörer, sympathisch, verschwiegen über sich selbst. Er liebte offenbar ihren Vater und betete seine Mutter an. Er liebte Reiten, Rudern und Fechten mehr als Spiele. Er rettete Motten aus der Flamme, und konnte Spinnen nicht vertragen, trug sie aber lieber in einem Stückchen Papier hinaus, als daß er sie tötete. Mit einem Wort, er war liebenswürdig. Sie ging schlafen mit dem Gedanken, daß er furchtbar leiden würde, wenn jemand ihn verletzte; aber wer sollte ihn verletzen?

Jon dagegen, saß wach mit einem Stück Papier und einem Bleistift in der Hand am Fenster, und schrieb sein erstes ‚wirkliches Gedicht‘ beim Licht einer Kerze, weil nicht Mondlicht genug war, um dabei zu sehen, nur genug, die Nacht unwirklich und wie in Silber getaucht erscheinen zu lassen. Just die Nacht, für Fleur zu wandern und sich umzuschauen, und weiter zu gehen — über die Hügel und weit, weit fort. Und Jon, die offene, freie Stirn in tiefen Falten, machte Zeichen auf das Papier und rieb sie wieder aus, um sie abermals aufzuschreiben, und tat alles, was für die Vollendung eines Kunstwerks notwendig ist; und er hatte ein Gefühl, wie die Frühlingswinde es haben müssen, wenn sie ihren ersten Sang unter den kommenden Blüten versuchen. Jon war einer jener Knaben (es gibt nicht viele), in denen eine von Haus aus eingepflichte Schönheitsliebe das Schulleben überdauert. Er hatte es natürlich in sich ver-

schließen müssen, so daß nicht einmal sein Zeichenlehrer etwas davon wußte; aber es war da, lebte stolz und rein in ihm. Und sein Gedicht kam ihm so lahm und gekünstelt vor, wie die Nacht beschwingt. Aber er behielt es trotzdem. Es war ‚Torheit‘, doch besser denn nichts, als Ausdruck des Unaussprechlichen. Und beinah niedergeschlagen dachte er: ‚Ich werde es Mutter nicht zeigen können.‘ Als er, überwältigt von allem Neuen, endlich einschlief, schlief er entsetzlich gut.

SIEBENTES KAPITEL

Fleur

Um das Peinliche von Fragen zu vermeiden, die nicht beantwortet werden konnten, war Jon nichts weiter gesagt worden als:

„Es kommt ein junges Mädchen am Ende der Woche mit Val heraus.“

Aus demselben Grunde war alles, was Fleur gesagt wurde: „Es wohnt ein junger Mann bei uns.“

Die beiden Jährlinge, wie Val sie in seinen Gedanken nannte, trafen sich daher auf eine Weise, die an Unvorbereitsein nichts zu wünschen übrig ließ. Holly stellte sie einander so vor:

„Dies ist Jon, mein kleiner Bruder; Fleur ist eine Kusine von uns, Jon.“

Jon, der durch die hohe Glastür aus starkem Sonnenlicht hereinkam, war von dem unvorhergesehenen Wunder so betroffen, daß er Zeit gewann, Fleur ruhig sagen zu hören: ‚O, sehr angenehm!‘ als wenn er sie nie gesehen hätte, und undeutlich aus der denkbar schnellsten kleinen Bewegung ihres Kopfes zu verstehen, daß er sie nie gesehen h a t t e. Er neigte sich daher ganz trunken über ihre Hand und war schweigsamer als das Grab. Er hütete sich zu sprechen. Einmal in seiner frühesten Kindheit, als er lesend bei einem Nachtlicht überrascht wurde, hatte er töricht gesagt: ‚Ich habe nur die Blätter umgewendet, Mama,‘ und seine Mutter hatte erwidert: ‚Jon, sage nie eine Lüge,

deines Gesichts wegen — niemand wird sie dir je glauben.'

Dieser Ausspruch hatte für immer das notwendige Vertrauen zu dem Erfolg der gesprochenen Unwahrheit untergraben. Er hörte daher Fleurs gewandte und lebhaftere Bemerkungen darüber, wie hübsch sie alles finde, mit an, versah sie mit Gebäck und Marmelade und entfernte sich, sobald es ging. Man sagt, daß man im Delirium tremens einen, vorzugsweise dunkeln, bestimmten Gegenstand sehe, der plötzlich Gestalt und Lage verändert. Jon sah den bestimmten Gegenstand; er hatte dunkle Augen und ziemlich dunkles Haar, und er änderte seine Lage, aber nie die Gestalt. Das Bewußtsein, daß zwischen ihm und dem Gegenstand bereits ein geheimes Einverständnis bestand (wie unmöglich es auch zu verstehen war), durchzitterte ihn so, daß er fieberhaft wartete und sein Gedicht abzuschreiben begann — das er ihr natürlich nie zu zeigen wagen würde —, bis der Klang von Pferdehufen ihn weckte und er vom Fenster aus Val mit ihr fortreiten sah. Es war klar, daß sie keine Zeit vergeudete, aber der Anblick schmerzte ihn. Er vergeudete die seine. Wäre er in seiner furchtbaren Erregung nicht davongelaufen, hätten sie ihn vielleicht aufgefordert, mitzukommen. Und von seinem Fenster aus beobachtete er ihr Verschwinden, sah sie auf der Straße wieder erscheinen und noch einmal für eine Minute klar am Rande der Hügelkette auftauchen. „Alberner Tropf!“ dachte er; „ich versäume immer die Gelegenheit.“

Weshalb konnte er nicht Selbstvertrauen haben und bereit sein? Er legte sein Kinn auf die Hand und stellte sich den Ritt vor, den er mit ihr hätte machen können. Fünf Tage waren nur fünf Tage, und nun hatte er drei Stunden davon versäumt. Gab es irgend jemand außer ihm, der

solch ein Dummkopf gewesen wäre wie er? Er kannte keinen.

Er kleidete sich früh zu Tisch an und war zuerst unten. Er wollte nichts mehr versäumen. Aber er vermißte Fleur, die zuletzt herunterkam. Er saß ihr bei Tisch gegenüber, und es war furchtbar — unmöglich, etwas zu sagen aus Furcht, das Falsche zu sagen; unmöglich, sie unbefangen anzuschauen; unmöglich, sie, mit der er im Geiste schon über alle Berge und weit fort gewesen, normal zu behandeln; in dem Bewußtsein dazu, die ganze Zeit, daß er ihr und allen andern wie ein stummer Tölpel vorkommen mußte. Ja, es war entsetzlich! Und sie sprach so sicher — schwebte leichtbeschwingt hierhin und dorthin. Wunderbar, wie sie eine Kunst beherrschte, die er so gräßlich schwer fand. Sie mußte ihn in der Tat für hoffnungslos halten!

Die Augen seiner Schwester, die mit einigem Erstaunen auf ihn gerichtet waren, nötigten ihn schließlich, Fleur anzublicken; aber sofort schienen ihre Augen, sehr eifrig und sehr weit geöffnet, zu sagen: „Um Gotteswillen!“ und zwangen ihn, Val anzusehen, dessen Grinsen ihn wieder zwang, auf sein Kotelett zu blicken, das wenigstens keine Augen und kein Grinsen hatte, und es hastig zu verzehren.

„Jon ist im Begriff, Landwirt zu werden,“ hörte er Holly sagen; „Landwirt und Dichter.“

Er blickte vorwurfsvoll auf, sah ein komisches Hochziehen ihrer Brauen wie das ihres Veters, lachte und fühlte sich besser.

Val erzählte den Vorfall mit Monsieur Profond, und nichts hätte günstiger sei können, denn während er erzählte, sah er Holly an, die wieder ihn ansah, während Fleur mit leisem Stirnrunzeln irgend einen eigenen Gedanken zu betrachten schien und Jon endlich sie anschauen konnte.

Sie hatte ein weißes Kleid an, das sehr einfach und gut gemacht war; ihre Arme waren bloß, und in ihrem Haar steckte eine weiße Rose. In diesem raschen Augenblick freien Anschauens nach so intensivem Unbehagen sah Jon sie verklärt wie einen schlanken weißen Obstbaum, den man im Dunkeln sieht, empfand sie wie den Vers eines Gedichts, der im Geist vor einem aufblitzt, oder einen Ton, der in weiter Ferne verhallt.

Er hätte gar zu gern gewußt, wie alt sie war — sie schien so viel selbstbewußter und erfahrener als er. Weshalb durften sie nicht sagen, daß sie sich getroffen hatten? Er erinnerte sich plötzlich des Gesichtes seiner Mutter, das bestürzt war, verletzt aussah, als sie antwortete: ‚Ja, es sind Verwandte, aber wir kennen sie nicht.‘ Unmöglich, daß seine Mutter, die Schönheit liebte, Fleur nicht bewundern sollte, wenn sie sie kannte!

Als er nach Tisch mit Val allein blieb, nippte er ehrfurchtsvoll an dem Portwein und antwortete auf die Vorschläge seines neugewonnenen Schwagers. Zum Reiten (immer das erste, was bei Val in Betracht kam) könnte er den jungen Chestnut haben, ihn selbst satteln und ab-satteln und nach ihm sehen, wenn er ihn hereinbrachte. Jon sagte, daß er von zu Haus an all das gewöhnt sei, und sah, daß er in der Achtung seines Wirtes um eine Stufe höher gestiegen war.

„Fleur,“ sagte Val, „kann noch nicht gut reiten, aber sie ist kühn. Ihr Vater natürlich kann ein Pferd nicht von einem Wagenrad unterscheiden. Reitest dein Papa?“

„Er pflegte es zu tun; aber jetzt ist er — du weißt, er ist —“ Er hielt inne, denn er haßte das Wort ‚alt‘ so. Sein Vater war alt, und doch nicht alt; nein — nie!

„Ja, ja,“ sagte Val. „Ich kannte deinen Bruder von

Oxford her, vor langer Zeit, den, der im Burenkrieg starb. Wir hatten einen Kampf im Garten des New College. Das war eine sonderbare Geschichte," fügte er nachdenklich hinzu; „es zog vieles nach sich.“

Jons Augen öffneten sich weit; alles drängte ihn zu historischer Untersuchung, als die Stimme seiner Schwester sanft von der Tür her sagte:

„Kommt doch her, ihr beiden,“ und er erhob sich, da sein Herz ihn zu etwas drängte, das viel mehr zeitgemäß war.

Nachdem Fleur erklärt hatte, daß es ‚einfach zu wundervoll wäre, um drinnen zu bleiben‘, gingen sie alle hinaus. Das Mondlicht machte den Tau frösteln und eine alte Sonnenuhr warf einen langen Schatten. Zwei Buchsbaumhecken im rechten Winkel, breit und dunkel, sperren den Obstgarten ab. Fleur ging durch die Öffnung und rief: „Kommen Sie mit!“

Jon blickte auf die andern und folgte. Sie lief wie ein Geist zwischen den Bäumen. Alles war lieblich und wie Schaum über ihr, und es roch nach alten Baumstämmen und nach Nesseln. Sie verschwand. Er dachte, daß er sie verloren hatte, aber da rannte er sie beinah um, da sie ganz still dastand.

„Ist das nicht herrlich?“ rief sie, und Jon erwiderte:

„Sehr!“

Sie streckte die Hand aus, zupfte eine Blüte ab, drehte sie zwischen den Fingern und sagte:

„Ich darf Sie doch Jon nennen, nicht wahr?“

„Selbstverständlich.“

„Gut denn! Aber Sie wissen doch, daß da eine Fehde zwischen unseren Familien ist?“

„Eine Fehde?“ stammelte Jon. „Weshalb?“

„Das ist ja eben so romantisch und albern. Deshalb tat ich, als kennten wir uns nicht. Wollen wir morgen früh aufstehen und vor dem Frühstück einen Spaziergang machen und uns über alles aussprechen? Ich hasse es, etwas aufzuschieben, Sie nicht auch?“

Jon stimmte begeistert zu.

„Sechs Uhr also. Ich finde Ihre Mutter entzückend.“

Jon sagte feurig: „Ja, das ist sie.“

„Ich liebe alles Schöne,“ fuhr Fleur fort, „wenn es aufregend ist. Aber Griechisches mag ich gar nicht.“

„Wie! Nicht Euripides?“

„Euripides? Ach! Nein! Ich mag griechische Stücke nicht leiden; sie sind so lang. Ich finde, man muß Schönheit immer rasch genießen. Ich sehe mir zum Beispiel gern ein Bild an und laufe dann davon. Ich vertrage nicht so viele Dinge auf einmal. Sehen Sie!“ Sie hielt ihre Blüte in das Mondlicht. „Das ist besser als der ganze Garten, finde ich.“

Und plötzlich ergriff sie mit der andern Hand die seine.

„Finden Sie nicht, daß von allem in der Welt Vorsicht das Schrecklichste ist? Riechen Sie das Mondlicht!“

Sie hielt ihm die Blüte dicht vors Gesicht; Jon pflichtete taumelig bei, daß von allem in der Welt Vorsicht das Schrecklichste sei, beugte sich vor und küßte die Hand, die die seine hielt.

„Das ist hübsch und altmodisch,“ sagte Fleur gelassen. „Sie sind furchtbar schweigsam, Jon. Aber ich liebe Schweigen, wenn es nicht lange dauert.“ Sie ließ seine Hand los. „Glauben Sie, daß ich mein Taschentuch absichtlich fallen ließ?“

„Nein!“ rief Jon ganz entrüstet.

„Aber ich tat es natürlich. Jetzt wollen wir zurück, sonst denken sie, wir tun dies auch absichtlich.“ Und wieder rannte sie wie ein Geist unter die Bäume. Jon folgte ihr,

mit Liebe im Herzen, Frühling im Herzen, und über allem die mondbeschienene, weiße, unirdische Blüte. Sie kamen heraus, wo sie hineingegangen waren, Fleur jetzt ernst und gesetzt.

„Es ist ganz wundervoll da drinnen,“ sagte sie träumerisch zu Holly.

Jon bewahrte Schweigen in der leisen Hoffnung, Anerkennung bei ihr zu finden.

Sie sagte ihm flüchtig und ernst Gutenacht, was ihm das Gefühl gab, geträumt zu haben . . .

In ihrem Schlafzimmer hatte Fleur ihr Kleid abgeworfen, und in ein formloses Gewand gehüllt, die weiße Blume noch im Haar, sah sie aus wie eine Mousmé, als sie da mit untergeschlagenen Beinen auf ihrem Bett saß und bei Kerzenlicht schrieb.

„Liebste Cherry!

Ich glaube, ich bin verliebt. Es sitzt mir im Halse, nur ist das Gefühl eigentlich tiefer unten. Er ist ein entfernter Vetter — ein solches Kind, etwa sechs Monate älter und zehn Jahre jünger als ich. Jungens verlieben sich immer in Frauen, die älter sind als sie, und Mädchen in jüngere oder in alte Männer von vierzig. Lache nicht, aber seine Augen sind die treuesten, die ich je gesehen; und er ist göttlich schweigsam! Wir hatten eine höchst romantische erste Begegnung unter der Juno von Vospovitsch. Und jetzt schläft er im Nebenzimmer und der Mondschein fällt auf die Blüten, und morgen früh, bevor jemand auf ist, machen wir einen Spaziergang ins Hügelmärchenland. Es ist eine Fehde in unseren Familien, die alles sehr aufregend macht. Ja! und ich werde wohl Vorwände brauchen und dich um Einladungen bitten — wenn es so kommt, wirst du wissen

warum! Mein Vater wünscht nicht, daß wir uns kennen, aber da kann ich ihm nicht helfen. Das Leben ist kurz. Er hat die entzückendste Mutter mit silbrigem Haar und einem jungen Gesicht mit dunkeln Augen. Ich bin bei seiner Schwester zum Besuch — die meinen Vetter geheiratet hat; es ist alles sehr verwickelt, aber ich werde sie morgen auspumpen. Wir haben oft darüber gesprochen, daß Liebe ein Spielverderber ist; aber das ist alles Unsinn, es ist der Anfang eines Spieles, und je eher du sie fühlst, meine Liebe, desto besser für dich.

Jon (nicht einfach so geschrieben, sondern Abkürzung für Jolyon, ein Name, der in unserer Familie üblich ist, wie man sagt) gehört zu denen, die leicht entflammt sind und dann verlöschen, ist etwa fünf Fuß zehn, noch im Wachsen, und ich glaube, er wird ein Dichter. Wenn du über mich lachst, bin ich für immer fertig mit dir. Ich sehe allerlei Schwierigkeiten, aber du weißt, wenn ich wirklich etwas haben will, bekomme ich es. Eine der Hauptwirkungen der Liebe ist, daß man die Luft gewissermaßen bewohnt sieht, wie man ein Gesicht im Mond sieht; und man fühlt sich — fühlt sich wirblig und sanft zu gleicher Zeit, mit einer seltsamen Empfindung gerade über dem Leibchen — als atme man fortwährend den Duft von Orangeblüten ein. Dies ist meine erste, und ich habe das Gefühl, als werde es meine letzte sein, was natürlich sinnlos wäre bei all den Gesetzen der Natur und Moral. Wenn du mich verspottest, erschlage ich dich, und wenn du es irgend jemand sagst, verzeihe ich es dir nie. Ich weiß noch gar nicht, ob ich diesen Brief abschicken soll. Jedenfalls will ich es erst überschlafen. Also, Gutenacht. Ach! meine Cherry —!

Deine

Fleur.'

ACHTES KAPITEL

Idyll im Gras

Als die beiden jungen Forsytes aus dem Heckenweg traten und sich ostwärts der Sonne zuwandten, war kein Wölkchen am Himmel und die Hügel waren sehr tauig. Sie waren den Abhang rasch heraufgekommen und ein wenig außer Atem; wenn sie irgend etwas zu sagen hatten, sagten sie es nicht, sondern marschierten in der frühen Ungemütlichkeit eines frühstücklosen Morgens beim Gesang der Lerchen weiter. Das Hinausstehlen war ein Spaß gewesen, aber mit der Freiheit draußen schwand das Gefühl der Heimlichkeit und machte einer gewissen Stumpfheit Platz.

„Wir haben einen blühenden Unsinn gemacht,“ sagte Fleur, als sie eine halbe Meile gegangen waren. „Ich bin hungrig.“

Jon holte eine Tafel Schokolade hervor. Sie teilten sie und ihre Zungen lösten sich. Sie sprachen über die Art ihres Lebens zu Haus und ihre Kindheit, die auf diesen einsamen Höhen etwas faszinierend Unwirkliches erhielt. Nur ein fester Punkt in Jons Vergangenheit blieb — seine Mutter, ein fester Punkt in Fleurs — ihr Vater; und von diesen Gestalten, die sie mit mißbilligenden Gesichtern in der Ferne zu sehen meinten, sprachen sie wenig.

Von dem welligen Hügelland aus war ein Schimmer der fernen See zu erkennen, ein Falke schwebte mitten in der Sonne, so daß das blutgenährte Braun der Flügel beinah rot leuchtete. Jon hatte eine Leidenschaft für Vögel und die Fähigkeit, sehr still dazusitzen, um sie zu beobachten; mit

seinem scharfen Blick und dem guten Gedächtnis für alles, was ihn interessierte, war es schon der Mühe wert, ihn über Vögel sprechen zu hören. Aber hier gab es keine — der große Buchentempel in Chanctonbury Ring war ohne Leben und beinah frostig zu dieser frühen Stunde; sie waren froh, als sie am andern Ende wieder in die Sonne hinaustraten. Jetzt war Fleur an der Reihe. Sie sprach von Hunden und der Art, wie die Menschen sie behandelten. Nannte es boshaft, sie an die Kette zu legen! Sie hätte Leute, die es taten, am liebsten durchgepeitscht. Jon war erstaunt, sie so human zu sehen. Sie schien einen Hund zu kennen, den irgend ein Farmer in der Nähe ihres Hauses bei jedem Wetter am Ende seiner Hühnerstiege ankettete, bis er vom Bellen beinah seine Stimme verloren hatte!

„Und das Elend ist,“ sagte sie heftig, „daß, wenn das arme Tier nicht jeden anbellte, der vorbeikommt, sie es gar nicht halten würden. Ich finde, die Menschen sind tückische Bestien. Zweimal habe ich ihn losgemacht, heimlich, er hat mich beide Male beinah gebissen, dann aber ist er fast toll vor Freude; schließlich jedoch rennt er immer wieder nach Haus, und man kettet ihn aufs neue an. Wenn es nach mir ginge, würde ich den Mann anketten.“ Jon sah ihre Zähne und ihre Augen blitzen. „Man müßte ihm das Wort ‚Bestie‘ in die Stirn einbrennen, das wäre eine Lehre für ihn!“

Jon stimmte ihr darin bei, daß es ein gutes Heilmittel wäre.

„Der Sinn für Besitz,“ sagte er, „bringt die Leute dazu, sie anzuketten. Die letzte Generation dachte an nichts als an Besitz, und daher kam auch der Krieg.“

„Ach!“ sagte Fleur, „daran dachte ich nie. Ihre Familie und die meine hatten einen Streit eines Besitztums wegen.

Und wir haben doch alle schließlich eins — wenigstens denke ich, die Ihren auch.“

„O ja! glücklicherweise; ich glaube nicht, daß ich dazu taue, Geld zu verdienen.“

„Wenn es so wäre, glaube ich nicht, daß ich Sie gern hätte.“

Jon schob seine Hand zitternd unter ihren Arm.

Fleur blickte gerade vor sich hin und sang:

„Jon, Jon, the farmer's son,
Stole a pig, and away he run!“

Jons Arm stahl sich um ihre Taille.

„Das kommt ziemlich plötzlich,“ sagte Fleur ruhig, „tun Sie das oft?“

Jon ließ den Arm sinken. Doch als sie lachte, stahl sein Arm sich wieder zurück; und Fleur begann zu singen:

„O who will o'er the downs so free,
O who will with me ride?
O who will up and follow me — — —“

„Singen Sie, Jon!“

Jon sang. Die Lerchen stimmten mit ein, die Schafglocken und eine frühe Morgenkirche in der Ferne. Sie fuhren fort, Lied um Lied zu singen, bis Fleur sagte:

„Mein Gott! Jetzt bin ich hungrig!“

„O! Das tut mir leid!“

Sie schaute ihm ins Gesicht.

„Jon, Sie sind eigentlich ein reizender Mensch.“

Und sie preßte seine Hand an ihre Taille. Jon taumelte fast vor Glückseligkeit. Ein gelbweißer Hund, der einen Hasen jagte, scheuchte sie auseinander. Sie beobachteten die beiden und sahen sie den Abhang hinunter verschwinden, bis Fleur mit einem Seufzer sagte: „Er wird

ihn nie fangen, Gott sei Dank! Wieviel Uhr ist es? Meine steht. Ich ziehe sie nie auf.“

Jon sah auf seine Uhr. „Herrgott!“ sagte er, „meine steht auch.“

Sie gingen wieder weiter, aber nur Hand in Hand.

„Wenn das Gras trocken ist,“ sagte Fleur, „wollen wir uns für eine halbe Minute hinsetzen.“

Jon zog seinen Rock aus und sie teilten sich darin.

„Riechen Sie! Wahrhaftig, wilder Thymian!“

Mit dem Arm wieder um ihre Taille, saßen sie einige Minuten still da.

„Wir sind ja Schafe!“ rief Fleur und sprang auf; „wir werden furchtbar viel zu spät kommen und so albern aussehen, daß sie aufmerksam werden müssen. Also, Jon! Wir gingen nur aus, um uns Appetit zum Frühstück zu machen, und verirrt uns. Verstehen Sie?“

„Ja,“ sagte Jon.

„Im Ernst, sonst machen sie der ganzen Sache ein Ende. Können Sie gut lügen?“

„Ich glaube nicht sehr, aber ich will es versuchen.“

Fleur runzelte die Stirn.

„Wissen Sie, ich merke, Sie wollen nicht, daß wir Freunde werden,“ sagte sie.

„Weshalb nicht?“

„Ich sagte Ihnen, weshalb.“

„Aber das ist töricht.“

„Ja, aber Sie kennen meinen Vater nicht.“

„Ich denke, er liebt Sie schrecklich.“

„Sehen Sie, ich bin sein einziges Kind. Und Sie ebenfalls — das Ihrer Mutter. Ist es nicht eine langweilige Geschichte? Man erwartet soviel von einem. Und in der Zeit, bis sie mit dem Erwarten fertig sind, ist man so gut wie tot.“

„Ja,“ murmelte Jon, „das Leben ist verdammt kurz. Man möchte ewig leben und alles wissen.“

„Und jeden lieben?“

„Nein,“ rief Jon; „ich möchte nur einmal lieben — Sie.“

„In der Tat! Sie machen Fortschritte! O! Sehen Sie! Da ist die Kreidegrube; wir können jetzt nicht sehr weit sein. Lassen Sie uns laufen.“

Jon folgte ihr, er war in schrecklicher Angst, daß er sie beleidigt haben könnte.

Die Kreidegrube war voll Sonnenschein und Bienengesumm. Fleur warf ihr Haar zurück.

„Für alle Fälle, Jon,“ sagte sie, „können Sie mir einen Kuß geben,“ und hielt ihm die Wange hin. Und mit Ekstase küßte er die heiße weiche Wange.

„Also, vergessen Sie nicht! Wir verirrt uns; und überlassen Sie mir alles, wenn Sie können. Ich werde ziemlich scheußlich gegen Sie sein; es ist sicherer; versuchen Sie auch scheußlich zu mir zu sein!“

Jon schüttelte den Kopf. „Das ist unmöglich.“

„Nur mir zu Gefallen; bis fünf Uhr wenigstens.“

„Jeder wird dahinter kommen,“ sagte Jon düster.

„Machen Sie es nur, so gut Sie können. Sehen Sie! Da sind sie! Winken Sie mit Ihrem Hut! Ach, Sie haben ja keinen. Na, dann werde ich pfeifen! Gehen Sie etwas weiter von mir fort und sehen Sie mürrisch aus.“

Fünf Minuten später, als sie ins Haus traten und er versuchte, so düster wie möglich auszusehen, hörte Jon ihre klare Stimme im Speisezimmer:

„O! Ich habe einen Heißhunger! Er will Landwirt werden — und verirrt sich. Der Junge ist ein Idiot!“

NEUNTES KAPITEL

G o y a

Das Frühstück war vorüber und Soames ging hinauf in die Bildergalerie in seinem Hause bei Mapledurham. Er war, was Annette ‚verstimmt‘ nannte. Fleur war noch nicht zu Haus. Sie war am Mittwoch erwartet worden, hatte aber gedrahtet, daß es Freitag werden würde, und am Freitag, daß sie bis Samstag nachmittag fortbleiben werde; und nun waren ihre Tante und ihre Kusine, die Cardigans, und dieser Belgier Prosper Profond da, aber alles atmete Leere ohne sie. Er stand vor seinem Gauguin — der wundeste Punkt seiner Sammlung. Er hatte das große häßliche Ding mit zwei frühen Matisse vor dem Kriege gekauft, weil so viel Wesens von diesen Nach-Impressionisten gemacht worden war. Er hätte gern gewußt, ob Profond sie ihm abnehmen würde — der Mensch schien nicht zu wissen, was er mit seinem Gelde anfangen sollte — als er plötzlich die Stimme seiner Schwester sagen hörte: „Ich finde das Bild scheußlich, Soames,“ und sah, daß Winifred ihm gefolgt war.

„So! wirklich?“ sagte er trocken; „ich gab fünfhundert dafür.“

„Denke dir! Frauen sehen nicht so aus, wie diese hier, auch nicht, wenn es schwarze sind.“

Soames lachte bitter auf. „Du kamst doch nicht herauf, mir das zu sagen.“

„Nein. Weißt du, daß Jolyons Junge bei Val und seiner Frau wohnt?“

Soames drehte sich nach ihr um.

„Wie?“

„Ja,“ sagte Winifred gedehnt; „er lebt bei ihnen, während er die Landwirtschaft erlernt.“

Soames hatte sich abgewandt, aber ihre Stimme verfolgte ihn, als er auf und nieder ging. „Ich warnte Val, zu einem von beiden über die alten Geschichten zu sprechen?“

„Weshalb sagtest du es mir nicht vorher?“

Winifred hob ihre vollen Schultern.

„Fleur tut, was sie will. Du hast sie immer verwöhnt. Außerdem, lieber Junge, was schadet es denn?“

„Schadet?“ murmelte Soames. „Nun, sie —“ Er verstummte. Die Juno, das Taschentuch, Fleurs Augen, ihre Fragen, und nun der Aufschub ihrer Rückkehr — die Symptome schienen ihm so düster, daß er, seiner Natur getreu, nicht davon loskam.

„Ich finde deine Vorsicht übertrieben,“ sagte Winifred. „Wenn ich du wäre, würde ich ihr von der alten Geschichte erzählen. Es hat keinen Zweck, zu glauben, daß junge Mädchen in dieser Zeit sind, wie sie zu sein pflegten. Wo sie ihr Wissen hernehmen, kann ich nicht sagen, aber sie scheinen alles zu wissen.“

In Soames' ernstem Gesicht zuckte es krampfhaft, und Winifred fügte hastig hinzu:

„Wenn du nicht gern darüber sprechen möchtest, könnte ich es für dich tun.“

Soames schüttelte den Kopf. Wenn es nicht durchaus notwendig war, verletzte der Gedanke, daß seine angebetete Tochter von dem alten Skandal erfahren sollte, seinen Stolz zu sehr.

„Nein,“ sagte er. „Noch nicht. Nie, wenn es nach mir ginge.“

„Unsinn, mein Lieber. Denke daran, wie die Leute sind!“

„Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit,“ murmelte Soames.
„Wer außer unserer Familie erinnert sich wohl noch der Sache?“

Winifred schwieg. Sie neigte immer mehr zu dem Frieden und der Ruhe, um die Montague Dartie sie in ihrer Jugend gebracht hatte. Und da Bilder sie immer bedrückten, ging sie bald wieder hinunter.

Soames ging in die Ecke, wo nebeneinander sein echter Goya und die Kopie der Freske ‚La Vendimia‘ hingen. Seine Erwerbung des echten Goya illustrierte wunderbar das Spinnennetz festbegründeter Interessen und Leidenschaften, in dem die schimmernde Fliege Menschenleben sich verfängt. Der Vorfahr des vornehmen Eigentümers des echten Goya war während eines spanischen Krieges in dessen Besitz gekommen — es war mit andern Worten eine Beute. Allein der vornehme Besitzer hatte nichts von seinem Wert gewußt, bis ein findiger Kritiker in den neunziger Jahren entdeckte, daß ein spanischer Maler namens Goya ein Genie war. Es war nur ein mäßiger Goya, aber beinahe der einzige in England, und der vornehme Besitzer wurde bekannt. Da er im Besitz vieler Bilder war und auch die aristokratische Kultur besaß, die unabhängig von bloßem sinnlichen Vergnügen daran dem gesunderen Grundsatz huldigt, daß man alles kennen und großes Interesse am Leben haben müsse, war er entschlossen, ein Werk, das zu seinem Ruhm beitrug, zu behalten, solange er lebte, und es der Nation zu überlassen, wenn er tot war. Zu Soames' Glück war das House of Lords im Jahre 1909 heftig angegriffen worden, und der vornehme Besitzer war beunruhigt und zornig. ‚Wenn,‘ sagte er sich, ‚wenn sie glauben, es auf diese Weise zu bekommen, irren sie sich sehr. Solange

sie mir den ruhigen Genuß lassen, soll die Nation nach meinem Tode einige meiner Bilder erhalten. Fängt sie aber an, gegen mich zu hetzen und mich dergestalt zu berauben, so hol' mich der Teufel, wenn ich die ganze Geschichte nicht — verkaufe. Sie können nicht mein Privateigentum verlangen und meine patriotische Gesinnung obendrein.' So grübelte er mehrere Monate darüber, bis er eines Morgens, nachdem er die Rede eines gewissen Staatsmannes gelesen, an seinen Agenten telegraphierte, zu ihm zu kommen und Bodkin mitzubringen. Als er die Sammlung besichtigte, sagte Bodkin, dessen Urteil über Marktwerte damals mehr gesucht war, als das irgend eines andern, daß man, wenn sie freihändig nach Amerika, Deutschland oder andere Plätze, wo ein Interesse für Kunst vorhanden war, verkauft würden, viel mehr Geld damit verdienen könnte, als wenn man sie in England verkaufte. Die patriotische Gesinnung des vornehmen Besitzers sei bekannt, sagte er, aber die Bilder wären einzig in ihrer Art. Der vornehme Besitzer schrieb das in den Schornstein und wartete ein Jahr. Am Ende dieser Zeit las er eine andere Rede desselben Staatsmannes und telegraphierte an seinen Agenten: ‚Lassen Sie Bodkin freie Hand.‘ Zu diesem kritischen Zeitpunkt aber hatte Bodkin den Gedanken gefaßt, der den Goya und zwei andere Bilder, die einzig in ihrer Art waren, für das Vaterland des vornehmen Besitzers rettete. Mit einer Hand bot Bodkin die Bilder dem fremden Markt an, mit der andern machte er eine Liste der britischen Privatsammler. Nachdem er die seiner Ansicht nach höchsten Angebote von Übersee erhalten hatte, übermittelte er Bilder und Angebote an die britischen Privatsammler und forderte sie auf, ihrer patriotischen Gesinnung gemäß, zu überbieten. In drei Fällen (den Goya mitinbegriffen) von einundzwanzig ge-

lang es ihm. Und warum? Einer der Privatsammler machte Knöpfe — er hatte so viele gemacht, daß er wünschte, seine Frau ‚Lady Knopf‘ zu nennen. Er kaufte daher für einen hohen Preis eins der Bilder und schenkte es der Nation. Seine Freunde sagten, es sei einer seiner ‚gewöhnlichen Kniffe‘. Der zweite der Privatsammler war amerikafeindlich und kaufte eins der Bilder, um die ‚verdammten Yankees zu ärgern‘. Der dritte war Soames, der — nüchterner als die andern — nach einem Besuch in Madrid den Goya kaufte, weil er sicher war, daß er noch im Steigen war. Goya zwar war augenblicklich nicht im Schwange, aber das würde schon wiederkommen; und als er das Bildnis anschaute, das in seiner Schlichtheit an Hogarth, an Manet gemahnte, aber eine eigen leuchtende Schönheit in der Farbe besaß, war er vollkommen befriedigt, daß er sich nicht getäuscht hatte, obwohl der Preis sehr hoch gewesen — höher, als er je einen gezahlt. Und daneben hing die Kopie von ‚La Vendimia‘. Da war sie — das böse kleine Ding — und sah sich träumerisch nach ihm um, wie er sie am meisten liebte, weil er sich soviel sicherer fühlte, wenn sie so aussah.

Er stand noch da, als der Duft einer Zigarre in seine Nase drang und eine Stimme sagte:

„Nun, Mr. Forsyte, was werden Sie mit dieser kleinen Sammlung hier anfangen?“

Der Belgier, dessen Mutter — als wenn flämisches Blut noch nicht genügte — Armenierin gewesen war! Er unterdrückte eine natürliche Gereiztheit und sagte:

„Verstehen Sie etwas von Bildern?“

„Nun, ich besitze selbst einige.“

„Nach-Impressionisten?“

„Ja—a, ich haben sie ziemlich gern.“

„Was halten Sie von diesem?“ sagte Soames und deutete auf den Gauguin.

Monsieur schob seine Unterlippe und den spitzen Bart vor.

„Sehr fein, finde ich,“ sagte er; „wollen Sie es verkaufen?“

Soames unterdrückte sein instinktives ‚Eigentlich nicht‘ — er wollte nicht feilschen mit dem Ausländer.

„Ja,“ sagte er.

„Was wollen Sie dafür haben?“

„Was ich gab.“

„Gut,“ sagte Monsieur Profond. „Ich freuen mich, das kleine Bild zu bekommen. Nach-Impressionisten — sie sind zwar völlig aus der Mode, aber sie sind amüsant. Ich machen mir nicht viel aus Bildern, aber ich besitzen einige, eben nur ein paar.“

„Woraus machen Sie sich denn etwas?“

Monsieur zuckte die Achseln.

„Das Leben gleicht schrecklich einem Haufen von Affen, die nach leeren Nüssen haschen.“

„Sie sind jung,“ sagte Soames. Wenn der Mann auch alles so verallgemeinerte, brauchte er doch nicht anzunehmen, daß es dem Besitz an Solidität mangelte!

„Ich machen mir keine Gedanken darüber,“ erwiderte Monsieur Profond lächelnd; „wir werden geboren, und wir sterben. Die halbe Welt verhungert. Ich füttern eine Menge kleiner Kinder im Lande meiner Mutter, aber welchen Zweck hat das? Ich könnte mein Geld ebenso gut in die Themse werfen.“

Soames sah ihn an und kehrte zu seinem Goya zurück. Er wußte nicht, was der Mann eigentlich wollte.

„Was für einen Scheck soll ich ausstellen?“ fuhr Monsieur Profond fort.

„Fünfhundert,“ sagte Soames kurz; „aber ich möchte

nicht, daß Sie es nehmen, wenn Sie sich so gar nichts daraus machen.“

„Das tut nichts,“ sagte Monsieur Profond, „ich werden glücklich sein, dies Bild zu besitzen.“

Er schrieb einen Scheck mit einer Füllfeder, die schwer vergoldet war. Soames beobachtete ihn unruhig. Wie in aller Welt hatte der Mann erfahren, daß er das Bild verkaufen wollte? Monsieur Profond reichte ihm den Scheck.

„Die Engländer sind schrecklich komisch in Bezug auf Bilder,“ sagte er. „Aber auch die Franzosen, und mein Volk ebenfalls. Sie sind alle furchtbar komisch darin.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Soames steif.

„Es ist wie mit Hüten,“ sagte Monsieur Profond rätselhaft, „klein oder groß, nach oben gebogen oder nach unten — wie die Mode es will. Furchtbar komisch.“ Und lächelnd verließ er die Galerie wieder, gediegen und blau wie der Rauch seiner ausgezeichneten Zigarre.

Soames hatte den Scheck genommen, doch in dem Gefühl, als sei der wahre Besitz in Frage gestellt. ‚Er ist Kosmopolit,‘ dachte er, indem er Profond beobachtete, der mit Annette unter der Veranda auftauchte und über den Rasenplatz auf den Fluß zuschlenderte. Was seine Frau in dem Manne sah, begriff er nicht, wenn sie ihn nicht deshalb mochte, weil er ihre Sprache sprach; und es regte sich in Soames ein ‚kleiner‘ Zweifel, wie Monsieur sich ausgedrückt hätte, ob Annette nicht zu hübsch war, um mit einem solchen ‚Kosmopoliten‘ spazieren zu gehen. Selbst in dieser Entfernung konnte er sehen, daß der blaue Rauch von Profonds Zigarre sich in dem stillen Sonnenschein kräuselte, er sah seine grauen Bocklederschuhe und seinen grauen Hut — der Mann war ein Dandy! Und er konnte die

rasche Wendung des Kopfes seiner Frau sehen, der so aufrecht auf ihrem schönen Halse und ihren Schultern saß. Dies Wenden ihres Halses kam ihm immer ein wenig zu absichtlich vor und auffallend — nicht ganz vornehm. Er beobachtete sie, als sie den Weg am Ende des Gartens entlang gingen. Ein junger Mann im Flanellanzug schloß sich ihnen dort an — ein Sonntagsbesuch vermutlich vom Fluß unten. Er ging zurück zu seinem Goya. Er starrte noch auf dies Abbild Fleurs und ärgerte sich über Winifreds Bericht, als er die Stimme seiner Frau sagen hörte:

„Mr. Michael Mont, Soames. Du ludst ihn ein, deine Bilder zu sehen.“

Es war der freundliche junge Mann aus der Galerie in der Cork Street.

„Da bin ich, Sir, wie Sie sehen; ich wohne nur vier Meilen von Pangbourne. Ein schöner Tag, nicht wahr?“

Das war das Resultat seiner Übereilung! Soames musterte seinen Besucher. Der Mund des jungen Mannes war außerordentlich breit und beweglich — er schien immer zu grinsen. Weshalb ließ er den Rest dieses blödsinnigen kleinen Schnurrbarts, der ihm das Aussehen eines Varieté-Clown gab, nicht wachsen? Was in aller Welt dachten sich die jungen Männer dabei, ihre Klasse durch diese Zahnbürsten oder kleinen dummen Bärtchen absichtlich herabzusetzen? Ach! Diese affektierten jungen Idioten! In anderer Hinsicht war er ganz respektabel, und sein Flanellanzug sehr sauber.

„Freue mich, Sie zu sehen!“ sagte er.

Der junge Mann, der den Kopf hin und her gewendet hatte, war geblendet.

„Bei Gott!“ rief er. „Das ist aber ein Bild!“

Soames sah mit gemischten Gefühlen, daß die Bemerkung der Goyakopie galt.

„Ja,“ sagte er trocken, „das ist kein Goya. Es ist eine Kopie. Ich hatte sie malen lassen, weil sie mich an meine Tochter erinnerte.“

„Beim Himmell! Dachte ich doch, daß ich das Gesicht kenne, Sir. Ist sie hier?“

Die Freimütigkeit seines Interesses entwaffnete Soames beinah.

„Sie wird nach dem Tee zu Haus sein,“ sagte er. „Wollen wir die Bilder ansehen.“

Und Soames begann den Rundgang, der ihn nie ermüdete. Er setzte bei jemand, der eine Kopie für ein Original gehalten hatte, nicht viel Intelligenz voraus, doch als sie von Abschnitt zu Abschnitt gingen, von Epoche zu Epoche, war er betroffen von den freien treffenden Bemerkungen des jungen Mannes. Von Natur scharfsichtig und sogar leidenschaftlich unter seiner Maske, hatte Soames sich nicht achtunddreißig Jahre mit seinem einzigen Steckenpferde abgegeben, ohne etwas mehr über Bilder zu wissen als ihren Marktwert. Er war, sozusagen, das fehlende Glied zwischen Künstler und dem kaufenden Publikum. Kunst um der Kunst willen und all dergleichen natürlich war Humbug. Aber Ästhetik und guter Geschmack waren notwendig. Die Schätzung einer Anzahl Personen guten Geschmacks gab einem Kunstwerk seinen permanenten Marktwert, oder, mit andern Worten, machte es erst zu ‚einem Kunstwerk‘! Und er war hinreichend an einfältige und verständnislose Besucher gewöhnt, um sich über jemand zu wundern, der nicht zögert, von Mauve zu sagen: ‚Gute alte Heuschober‘, oder von James Maris: ‚Ist es nicht, als hätte er sie eben erst gemalt‘, und von Mathew: ‚Er war ein rechter Prachtkerl, Sir, was Qualität anlangt!‘ Als der junge Mann aber vor einem Whistler pfiß und die

Bemerkung machte: „Glauben Sie, daß er wirklich jemals eine nackte Frau gesehen hat, Sir?“ sagte Soames:

„Was sind Sie eigentlich, Mr. Mont, wenn ich fragen darf?“

„Ich, Sir? Ich wollte Maler werden, aber der Krieg verhinderte das. Dann in den Laufgräben träumte ich von der Börse, wo es so bequem und warm und gerade lebhaft genug ist. Das aber hinderte der Frieden; Aktien gehen herunter, nicht wahr? Ich bin erst seit etwa einem Jahr entlassen. Was empfehlen Sie, Sir?“

„Haben Sie Geld?“

„Ich habe einen Vater,“ erwiderte der junge Mann. „Ich erhielt ihn während des Krieges am Leben, also ist er verpflichtet, jetzt mich am Leben zu erhalten. Obwohl es noch die Frage ist, ob es ihm gestattet sein dürfte, seinen Besitz weiter zu behalten. Wie denken Sie darüber, Sir?“

Bläß und abwehrend lächelte Soames.

„Der alte Mann ist einer Ohnmacht nahe, wenn ich ihm sage, daß er noch wird arbeiten müssen. Er hat Land, wissen Sie, es ist eine fatale Sache.“

„Dies ist mein echter Goya,“ sagte Soames trocken.

„Donnerwetter! Der war ein Kerl! Ich sah einmal einen Goya in München, ich war einfach baff. Eine höchst übel aussehende alte Frau in den prachtvollsten Spitzen. Er richtete sich nicht nach dem allgemeinen Geschmack. Der alte Knabe war ein ‚bissel‘ explosiv, er muß zu seiner Zeit eine Menge Konvention über den Haufen geworfen haben. Wie er malen konnte! Er läßt Velasquez steif erscheinen, finden Sie nicht auch?“

„Ich habe keinen Velasquez,“ sagte Soames.

Der junge Mann starrte ihn an. „Nein,“ sagte er, „nur Nationen oder Kriegsgewinnler können sich das leisten,

glaube ich. Weshalb aber werden nicht alle bankrotten Nationen gezwungen, ihre Velasquez und Tizians und andere ‚Bonzen‘ an die Kriegsgewinnler zu verkaufen, wonach ein Gesetz kommen müßte, daß jeder, der ein Bild eines alten Meisters — siehe Verzeichnis — besitzt, es in einer öffentlichen Galerie aufhängen muß. Das wäre gar nicht so übel.“

„Wollen wir zum Tee hinuntergehen?“ sagte Soames.

Der junge Mann schien die Nase hängen zu lassen. ‚Er ist nicht dickfellig,‘ dachte Soames und folgte ihm hinaus.

Goya mit seiner satirischen und unübertrefflichen Bestimmtheit, seiner originellen ‚Linie‘ und dem Gewagten seines Lichts und Schattens, hätte die Gruppe, die um Annettens Teetisch in der Kaminecke versammelt war, bewundernswert wiedergeben können. Er allein vielleicht von allen Malern hätte dem Sonnenlicht, das durch eine Wand von Schlingpflanzen sickerte, gerecht werden können, dem schönen blassen Glanz des Messings, den alten geschliffenen Gläsern, den dünnen Zitronenscheiben in hell bernsteinfarbenem Tee, hätte Annette in ihrem schwarzen Spitzenkleide gerecht werden können, es war etwas von der schönen Spanierin in ihrer Schönheit, wenn ihr auch das Durchgeistigte dieses seltenen Typs fehlte, ebenso Winifred in ihrer geschnürten Solidität, Soames in seiner grauen flachwangigen Vornehmheit, dem lebhaften Michael Mont, Imogen, dunkel, mit strahlendem Blick, die ein wenig stark wurde, und Prosper Profond mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: ‚Nun, Mr. Goya, was hat es für einen Zweck, diese ‚kleine‘ Gesellschaft zu malen?‘, endlich Jack Cardigan mit seinen leuchtenden Augen und der gebräunten Leichtblütigkeit, der dem Grundsatz huldigte: ‚Ich bin Engländer und lebe, um gut ‚in Form‘ zu sein.‘

Merkwürdig übrigens, daß Imogen, die als Mädchen eines Tages bei Timothy feierlich erklärt hatte, daß sie keinen guten Mann heiraten würde — sie wären so langweilig — Jack Cardigan geheiratet hatte, in dem Gesundheit alle Spuren der Erbsünde dergestalt vertilgt hatte, daß sie unter zehntausend Engländern diesen einen, den sie erwählt, von den andern nicht hätte unterscheiden können. ‚O!‘ sagte sie wohl in ihrer ‚amüsanten‘ Art von ihm, ‚Jack hält sich fabelhaft gut in Form, er ist nie einen Tag krank gewesen. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, ohne daß ihm ein Finger weh tat. Ihr könnt euch gar nicht denken, wie gut ‚in Form‘ er ist!‘ In der Tat war er es in dem Maße, daß er nicht sah, wenn sie flirtete, was eigentlich eine große Annehmlichkeit war. Dennoch hatte sie ihn sehr lieb, soweit man eine Sportmaschine und zwei kleine Cardigans, die nach seinem Muster geraten waren, lieb haben konnte. Ihre Augen verglichen ihn eben jetzt schalkhaft mit Prosper Profond. Es gab keinen ‚kleinen‘ Sport und kein Spiel, das Monsieur Profond nicht gespielt hatte, wie es schien, und jedes bis zu Erschöpfung, von Kegelspielen bis Walfischfangen. Imogen hätte zuweilen gewünscht, daß Jack, der mit dem Eifer eines Schulmädchens, das Hockey lernt, an den Spielen teilnahm und davon sprach, es auch bis zur Erschöpfung getan hätte. Sie wußte genau, daß Jack im Alter von Großonkel Timothy auf dem Teppich ihres Schlafzimmers noch Golf spielen würde.

Er erzählte eben, wie er diesen Morgen versucht hatte, Prosper Profond zuzureden, nach dem Tee eine Partie Tennis mit ihm zu spielen — es tue ihm gut, halte ihn gut ‚in Form‘.

„Aber was hat es denn für einen Zweck, gut ‚in Form‘ zu sein?“ fragte Monsieur Profond.

„Ja, Sir,“ murmelte Michael Mont, „wozu halten Sie sich gut ,in Form‘?“

„Jack!“ rief Imogen belustigt, „wozu hältst du dich eigentlich gut ,in Form‘?“

Jack Cardigan starrte mit aller Macht. Die Fragen waren wie das Gesumm eines Moskitos, und er hob die Hand, sie fortzuschleichen. Während des Krieges natürlich hatte er sich gut in Form gehalten, um Deutsche zu töten, jetzt, wo er vorüber war, wußte er eigentlich auch nicht oder schreckte aus Zartgefühl davor zurück, zu erklären, was seine Triebfeder dazu war.

„Aber er hat recht,“ sagte Prosper Profond unerwartet, „es bleibt einem nichts anderes übrig, als sich gut ,in Form‘ zu halten.“

Dieser Ausspruch, der eigentlich zu tief war für einen Sonntagnachmittag, wäre ohne die Lebhaftigkeit des jungen Mont unbeantwortet geblieben.

„Gut!“ rief er. „Das ist die große Entdeckung des Krieges. Wir alle dachten, wir wären im Fortschreiten — jetzt wissen wir, daß wir uns nur ändern.“

„Zum Schlechteren,“ sagte Monsieur Profond heiter.

„Wie munter Sie sind, Prosper,“ murmelte Annette.

„Kommen Sie und spielen Sie Tennis mit mir!“ sagte Jack Cardigan. „Spielen Sie, Mr. Mont?“

„Ich bring den Ball schon übers Netz, Sir.“

Jetzt erhob sich Soames.

„Wenn Fleur kommt —“ hörte er Cardigan sagen.

Ja! und warum kam sie nicht? Er ging durch das Wohnzimmer, die Halle und die Vorhalle auf den Fahrweg hinaus und stand dort, auf das Auto lauschend. Alles war still und sonntäglich. Der Duft des Flieders, der in voller Blüte stand, erfüllte die Luft. Da waren weiße Wolken, wie

Entenfedern von der Sonne vergoldet. Die Erinnerung an den Tag, wo Fleur geboren wurde und er in solcher Todesangst gewartet und das Leben ihrer Mutter und das ihre gegeneinander abgewägt, drängte sich ihm auf. Er hatte sie gerettet, damit sie die Blume seines Lebens werde. Und nun! War sie im Begriff, ihm Kummer zu bereiten — Schmerz — ihm Kummer zu bereiten? Ihm gefiel die Sache nicht! Eine Amsel unterbrach seine Träumerei mit ihrem Abendlied — ein großer dicker Bursch dort oben auf der Akazie. Soames hatte in den letzten Jahren großes Interesse an seinen Vögeln gewonnen, er und Fleur gingen oft umher und beobachteten sie; ihre Augen waren scharf wie Nadeln, und sie kannte jedes Nest. Er sah ihren Hund, einen Jagdhund, in einem Sonnenfleck auf dem Fahrweg liegen und rief ihn an. „Hallo, alter Knabe — du wartest auch auf sie!“ Der Hund kam langsam mit wedelndem Schwanz, und mechanisch legte Soames die Hand auf seinen Kopf. Der Hund, der Vogel, der Flieder, alles war für ihn ein Teil von Fleur, nicht weniger, nicht mehr. „Habe sie zu lieb,“ dachte er, „zu lieb!“ Er war wie jemand, der seine Schiffe unversichert auf See hatte. Wieder unversichert, wie in jenen Tagen, vor langer Zeit, als er stumm und eifersüchtig in der Wüstenei von London umherwanderte, in Sehnsucht nach jener Frau — seiner ersten Frau — der Mutter dieses verwünschten Jungen. Ah! Da war das Auto endlich. Es fuhr vor, hatte Gepäck mit, aber keine Fleur.

„Miß Fleur kommt zu Fuß, Sir, auf dem Weg am Fluß.“

Zu Fuß all diese Meilen? Soames starrte ihn an. In das Gesicht des Mannes trat ein Lächeln. Worüber grinste er? Und sehr schnell wandte er sich um, sagte: „Gut, Sims!“ und ging ins Haus. Er kehrte wieder in die Bildergalerie zurück. Von dort hatte er eine Aussicht auf das

Flußufer, und stand, die Augen darauf gerichtet, ohne daran zu denken, daß es mindestens eine Stunde dauern würde, bevor ihre Gestalt sich dort zeigte. Zu Fuß! Und das Grinsen dieses Burschen! Der Junge — —! Er wandte sich plötzlich vom Fenster ab. Er konnte nicht spionieren. Wenn sie ihm Dinge vorenthalten wollte — mußte sie es tun, er konnte nicht spionieren. Er hatte ein Gefühl der Leere im Herzen, und Bitterkeit stieg daraus bis in seinen Mund. Die Stakkatorufe Jack Cardigans, der dem Ball nachjagte, und das Lachen des jungen Mont stiegen in der Stille zu ihm herauf. Er hoffte, sie würden diesen Profond tüchtig zum Laufen bringen. Und das Mädchen in ‚La Vendimia‘ stand mit dem Arm in die Seite gestemmt und blickte mit ihren träumerischen Augen über ihn hinweg. ‚Ich habe alles für dich getan, was ich konnte,‘ dachte er, ‚seit du nicht höher reichtest als bis zu meinen Knien. Du wirst mir doch keinen — keinen Kummer bereiten, nicht wahr?‘

Aber die Goyakopie antwortete nicht, die von der Zeit kaum gedämpften Farben leuchteten. ‚Es ist kein wirkliches Leben darin,‘ dachte Soames. ‚Warum kommt sie nicht?‘

ZEHNTES KAPITEL

Trio

Unter den vier Forsytes der dritten und, wie man sagen möchte, der vierten Generation hatte ein kurzer Aufenthalt in Wansdon under the Downs, der bis zu neun Tagen verlängert wurde, die verschlungenen Fäden zäher Hartnäckigkeit beinah bis zum äußersten gespannt. Nie war Fleur so ‚fine‘, Holly so wachsam, Val so geheimnisvoll, Jon so schweigsam und verstört gewesen. Was er in der Woche von der Landwirtschaft gelernt hatte, konnte auf der Spitze eines Federmessers balanciert und fortgeblasen werden. Er, dessen Natur sich gegen jede Intrige auflehnte, und jeden Versuch zu verbergen, daß er Fleur anbetete, als ‚Unsinn‘ betrachtete, tobte und wütete innerlich, gehorchte jedoch und tröstete sich, so gut er konnte, in den wenigen Minuten, wo sie allein waren. Am Donnerstag, als sie zum Abendessen angekleidet im Wohnzimmer standen, sagte sie zu ihm:

„Jon, ich fahre Sonntag mit dem Zuge 3,40 von Paddington nach Haus; wenn du am Samstag nach Haus fahren würdest, könntest du Sonntag hinkommen und mich abholen und dann gerade noch mit dem letzten Zug zurückfahren. Du wärst dann doch jedenfalls zu Haus gewesen, nicht wahr?“

Jon nickte.

„Alles, wenn ich mit dir zusammen sein kann,“ sagte er; „nur weshalb vorgeben — —“

Fleur schob ihren kleinen Finger in seine Hand.

„Du hast keinen Instinkt, Jon; du mußt mir alles überlassen. Es ist eine ernste Geschichte mit unsern Leuten. Wir müssen vorläufig einfach verschwiegen sein, wenn wir zusammen sein wollen.“ Die Tür wurde geöffnet und sie fügte laut hinzu: „Sie sind ein Tölpel, Jon.“

Etwas in Jon wehrte sich dagegen; er konnte diese Vorwände für ein so natürliches, so überwältigendes und süßes Gefühl nicht ertragen.

Am Freitag abend gegen elf Uhr hatte er seine Reisetasche gepackt und lehnte halb unglücklich, halb in einem Traum von der Paddingtonstation versunken aus dem Fenster, als er einen ganz leisen Ton vernahm, wie wenn jemand mit dem Fingernagel an seine Tür klopfte. Er stürzte hin und lauschte. Wieder der Ton. Es war ein Nagel. Er öffnete. O! Welch ein entzückendes Wesen kam da herein!

„Ich wollte dir mein Phantasiekleid zeigen,“ sagte es und stellte sich an das Fußende seines Bettes.

Jon lehnte sich tief atmend an die Tür. Die Erscheinung trug weißen Musselin auf dem Kopf, ein Fichu um den bloßen Hals über einem weinroten Kleid, das sich um die schlanke Taille bauschte. Sie hielt einen Arm in die Seite gestemmt und den andern mit einem Fächer in der Hand, der den Kopf berührte, rechtwinklig erhoben.

„Dies müßte ein Korb mit Trauben sein,“ flüsterte sie, „aber ich habe keinen hier. Es ist mein Goyakleid. Und dies ist die Stellung wie auf dem Bild. Gefällt es dir?“

„Es ist ein Traum.“

Die Erscheinung drehte sich im Kreise. „Fasse es an und sieh.“

Jon kniete nieder und umfaßte ehrfürchtig den Rock.

„Traubenfarbe,“ hörte er sie flüstern, „nur Trauben — ‚La Vendimia‘ — Weinlese.“

Jons Finger berührte kaum ihre Taille zu beiden Seiten; er blickte mit anbetenden Augen zu ihr auf.

„O! Jon!“ flüsterte sie, beugte sich herab und küßte seine Stirn, drehte sich wieder auf der Fußspitze, glitt hinaus und war fort.

Jon blieb auf den Knien und sein Kopf sank gegen das Bett. Wie lange er so blieb, wußte er nicht. Er hörte noch das leise Geräusch des klopfenden Nagels, der Füße, das Rascheln der Röcke — wie in einem Traum; und vor seinen geschlossenen Augen stand die Gestalt lächelnd und flüsternd, und ein feiner Duft von Narzissen erfüllte die Luft. Und seine Stirn hatte, wo sie geküßt war, eine kleine kühle Stelle zwischen den Brauen, wie von der Berührung einer Blume. Liebe erfüllte seine Seele, jene Liebe des Knaben zum Mädchen, die noch so wenig weiß, so viel erhofft, nicht um die Welt den Flaum davon entfernen würde, und mit der Zeit eine flüchtige Erinnerung werden mußte — eine zehrende Leidenschaft — eine schlafmützige Kameradschaft — oder, einmal unter vielen, eine Weinlese mit Trauben, voll und süß, in den Farben des Abendrots.

Es ist hier und an anderer Stelle schon genug von Jon Forsyte gesagt, um zu zeigen, wie groß der Abstand zwischen ihm und seinem Ur-Ur-Großvater, dem ersten Jolyon in Dorset unten an der See, war. Jon war empfindsam wie ein Mädchen, empfindsamer als neun Mädchen von zehn heutzutage; phantastisch wie einer der ‚lahmen Enten‘-Maler seiner Halbschwester June, liebevoll, wie ein Sohn seines Vaters und seiner Mutter natürlich sein mußte. Und doch war in seinem Innern etwas von dem alten Gründer der Familie, eine geheime Hartnäckigkeit des Herzens, eine

Furcht, seine Gefühle zu zeigen, der Vorsatz, sich nicht wissen zu machen, wenn er geschlagen war. Empfindsame, phantastische, liebevolle Knaben sind schlimm daran auf der Schule, aber Jon hatte sie dort instinktiv über seine Natur im Dunkeln gelassen und sich nur ganz normal unglücklich gefühlt. Nur mit seiner Mutter war er bis dahin absolut frei und natürlich gewesen, und als er an diesem Sonntag nach Robin Hill fuhr, war das Herz ihm schwer, weil Fleur gesagt hatte, daß er nicht offen und natürlich mit ihr sein dürfe, der er doch nie etwas verschwiegen hatte, ihr nicht einmal sagen dürfe, daß sie sich wieder getroffen hatten, wenn sie es nicht bereits wußte. So unerträglich schien ihm das alles, daß er nahe daran war, eine Entschuldigung nach Haus zu telegraphieren und in London zu bleiben. Und das erste, was seine Mutter zu ihm sagte, war:

„Du warst dort also mit deiner kleinen Freundin aus der Konditorei zusammen, Jon. Wie ist sie bei näherer Betrachtung?“

Mit Erleichterung und hochrot antwortete Jon:

„O! Furchtbar nett, Mam.“

Ihr Arm preßte den seinen.

Nie hatte Jon sie so geliebt wie in dieser Minute, die Fleurs Befürchtungen zu widerlegen und seine Seele zu befreien schien. Er wandte sich um, sie anzusehen, aber etwas in ihrem lächelnden Gesicht — etwas, das vielleicht nur er bemerken konnte — drängte die Worte zurück, die aus ihm hervorsprudeln wollten. Konnte Furcht sich unter diesem Lächeln verbergen? Wenn es so war, war Furcht in ihrem Gesicht. Und es kamen ganz andere Worte, über Landwirtschaft, über Holly und die Hügel. Er sprach schnell und wartete darauf, daß sie wieder auf Fleur zurückkommen sollte. Aber sie tat es nicht. Noch erwähnte sein

Vater sie, obwohl er es natürlich auch wissen mußte. Welch Verzicht für ihn, Welch mörderische Unaufrichtigkeit lag in diesem Schweigen über Fleur — wo er so erfüllt von ihr war; wo seine Mutter so erfüllt von ihm war, und sein Vater so erfüllt von seiner Mutter! Und so verlebte das Trio den Abend und den Sonntag darauf.

Nach dem Dinner spielte seine Mutter, spielte alle Stücke, die er am meisten liebte, und er saß da, die Hände um das Knie gefaltet und das Haar gestäubt, wo seine Finger hindurchgefahren waren. Er schaute seine Mutter an, während sie spielte, aber er sah nur Fleur — Fleur in dem vom Mond erhellten Garten, Fleur in der sonnigen Kiesgrube, Fleur in dem Phantasiekleid sich neigen, flüstern, sich niederbeugen und seine Stirn küssen. Einmal beim Zuhören vergaß er sich und blickte hinüber zu seinem Vater in dem andern Sessel. Weshalb sah er so aus? Der Ausdruck seines Gesichts war so traurig und beunruhigend. Er machte sich Vorwürfe, stand auf und setzte sich auf die Lehne von seines Vaters Sessel. Von dort konnte er sein Gesicht nicht sehen; und wieder sah er Fleur — in den Händen seiner Mutter, die schlank und weiß auf den Tasten ruhten, in dem Profil ihres Gesichts, ihrem wie gepuderten Haar, und am Ende des langen Raumes in dem offenen Fenster und der Maiennacht, die draußen webte.

Als er oben zu Bett ging, kam seine Mutter in sein Zimmer. Sie stand am Fenster und sagte:

„Die Zypressen dort unten, die dein Großvater pflanzte, sind wundervoll geworden. Ich finde sie immer so schön unter einem sinkenden Mond. Ich wünschte, du hättest deinen Großvater gekannt, Jon.“

„Warst du mit Vater verheiratet, als er noch lebte?“ fragte Jon plötzlich.

„Nein, Liebling; er starb im Jahre 1892 — sehr alt —
fünfundachtzig, glaube ich.“

„Sah Vater ihm ähnlich?“

„Ein wenig, aber er ist zarter, nicht ganz so kräftig.“

„Ich weiß es, von Großvaters Porträt; wer malte es?“

„Eine von Junes ‚lahmen Enten‘. Aber es ist ganz gut.“

Jon schob seine Hand unter den Arm seiner Mutter.
„Erzähle mir doch von dem Familienstreit, Mam.“

Er fühlte ihren Arm beben. „Nein, Liebling; das muß
dein Vater tun, wenn er es eines Tages für richtig hält.“

„Dann war es also Ernst,“ sagte Jon atemlos.

„Ja.“ Und es entstand ein Schweigen, in dem keiner
wußte, ob der Arm oder die Hand darin mehr bebte.

„Manche Leute,“ sagte Irene sanft, „mögen den ab-
nehmenden Mond nicht, ich finde ihn immer wundervoll.
Sieh dort die Schatten der Zypressen! Jon, Vater sagt, wir
beide, du und ich, dürfen auf zwei Monate nach Italien
gehen. Hättest du Lust dazu?“

Jon zog die Hand aus ihrem Arm; seine Gefühle waren
so ungestüm und verwirrt. Italien mit seiner Mutter! Vor
vierzehn Tagen wäre es eine Wonne gewesen, jetzt erfüllte
es ihn mit Schrecken; er fühlte, daß der plötzliche Vor-
schlag mit Fleur in Zusammenhang stand, und stammelte:

„O ja! nur — ich weiß nicht. Soll ich — wo ich eben
erst angefangen habe? Ich möchte es mir überlegen.“

Ihre Stimme erwiderte kühl und sanft: „Ja, Kind, überlege
es dir. Aber besser jetzt, als wenn du im Ernst mit der Land-
wirtschaft begonnen hast. Italien mit dir —! Es wäre schön!“

Jon legte den Arm um ihre Taille, die noch schlank und
fest war wie die eines jungen Mädchens.

„Glaubst du, du könntest Vater verlassen?“ sagte er klein-
laut und fühlte sich sehr gemein.

„Vater schlug es vor, er fand, du müßtest wenigstens Italien sehen, bevor du dich irgendwie festsetzest.“

Das Gefühl der Gemeinheit in Jon verlor sich; er wußte, ja — er wußte — daß sein Vater und seine Mutter nicht offen waren, nicht offener als er selbst. Sie wollten ihn von Fleur fernhalten. Sein Herz verhärtete sich. Und als fühlte sie, was in ihm vorging, sagte seine Mutter:

„Gute Nacht, Liebling. Schlafe gut und überlege es dir. Aber es wäre herrlich!“

Sie drückte ihn so schnell an sich, daß er ihr Gesicht nicht sah. Jon fühlte sich genau wie zuweilen als unartiger Bub, war gereizt, weil er nicht liebevoll war und sich in seinen eigenen Augen gerechtfertigt fühlte.

Aber Irene ging, nachdem sie einen Moment in ihrem eigenen Zimmer stehen geblieben war, durch das Ankleidezimmer zwischen diesem und dem ihres Mannes.

„Nun?“

„Er will es sich überlegen, Jolyon.“

Er sah ihre Lippen, um die ein verzerres leises Lächeln spielte, und sagte ruhig:

„Du solltest mich es ihm lieber sagen lassen und die Sache los sein. Schließlich hat Jon die Instinkte eines Gentleman. Er muß nur verstehen —“

„Nur! Er kann es nicht verstehen. Es ist unmöglich.“

„Ich glaube, ich hätte es können in seinem Alter.“

Irene ergriff seine Hand. „Du warst immer mehr Realist als Jon und nie so unschuldig.“

„Das ist wahr,“ sagte Jolyon. „Es ist merkwürdig, nicht wahr? Du und ich würden der Welt unsere Geschichten ohne eine Spur von Scham erzählen, aber unser eigener Junge bringt uns in Verlegenheit.“

„Wir haben uns nie etwas daraus gemacht, ob die Welt es billigt oder nicht.“

„Jon würde bei uns nichts mißbilligen.“

„O! Jolyon, doch. Er liebt. Ich fühle, daß er liebt. Und er würde sagen: ‚Meine Mutter heiratete einst ohne Liebe! Wie konnte sie nur!‘ Er wird es als ein Verbrechen betrachten! Und es war eins!“

Jolyon nahm ihre Hand und sagte mit einem wehmütigen Lächeln:

„Ach! Weshalb werden wir jung geboren? Wenn wir jetzt alt geboren wären und von Jahr zu Jahr jünger würden, verstünden wir, wie alle Dinge geschehen, und würden all unsere verwünschte Unduldsamkeit fallen lassen. Wenn der Junge aber wirklich liebt, weißt du, wird er nicht vergessen, auch nicht, wenn er nach Italien fährt. Wir sind eine hartnäckige Rasse; und er wird instinktiv wissen, weshalb er fortgeschickt wird. Nichts wird ihn heilen, als die Erschütterung, wenn er es erfährt.“

„Laß es mich wenigstens versuchen.“

Jolyon stand einen Augenblick da, ohne zu sprechen. Zwischen dem Teufel und der tiefen See — dem Schmerz einer gefürchteten Enthüllung und dem Kummer, seine Frau auf zwei Monate zu verlieren — hoffte er heimlich auf den Teufel; wenn sie sich aber für die tiefe See entschied, mußte er auch damit fertig zu werden suchen. Schließlich würde es eine gute Übung für die Trennung von ihr sein, bei der es keine Rückkehr gab. Und er nahm sie in die Arme, küßte ihre Augen und sagte:

„Wie du willst, meine Liebe.“

ELFTES KAPITEL

Duett

Die ‚kleine‘ Empfindung Liebe wächst erstaunlich, wenn ihr Unterdrückung droht. Jon erreichte die Paddingtonstation eine halbe Stunde vor der Zeit und eine volle Woche später, wie es ihm vorkam. Er stand an der bezeichneten Bücherauslage, mitten in einer Menge Sonntagsausflügler, in einem leichten Sommeranzug, der förmlich die Erregung seines pochenden Herzens ausstrahlte.

Er las die Namen der Romane an dem Bücherstand und kaufte schließlich einen, um sich nicht den argwöhnischen Blicken des Verkäufers auszusetzen. Es hieß ‚The Heart of the Trail‘, was irgend etwas bedeuten mußte, wenngleich es nicht den Anschein hatte. Dann kaufte er noch ‚The Ladys Mirror‘ und ‚The Landsman‘. Jede Minute dünkte ihn eine Stunde und war voll von schrecklichen Vorstellungen. Nach zwanzig Minuten sah er sie mit einer Reisetasche und einem Träger, der ihr Gepäck brachte. Sie kam rasch und kühl und begrüßte ihn, als wäre er ihr Bruder.

„Erster Klasse,“ sagte sie zu dem Träger, „Ecksitze, einander gegenüber.“

Jon bewunderte ihre ungeheure Selbstbeherrschung.

„Können wir nicht ein Abteil für uns allein haben?“ flüsterte er.

„Geht nicht, es ist ein Personenzug. Hinter Maidenhead vielleicht. Sieh natürlich aus, Jon.“

Jon versuchte ein mürrisches Gesicht zu machen. Sie stiegen ein — mit zwei andern Leuten. O! Himmel! In seiner Verwirrung gab er dem Träger ein unnötig hohes Trinkgeld. Der Kerl verdiente gar nichts zu bekommen, wo er sie hier hereingesetzt hatte und dazu noch dreinsah, als wüßte er alles.

Fleur versteckte sich hinter ‚The Ladys Mirror‘. Jon machte es ihr hinter ‚The Landsman‘ nach. Der Zug ging ab. Fleur ließ das Buch sinken und beugte sich vor.

„Nun?“ sagte sie.

„Es kam mir vor wie vierzehn Tage.“

Sie nickte, und Jons Gesicht erhellte sich sofort.

„Sieh natürlich aus,“ murmelte Fleur und brach in ein leises Gelächter aus. Es verletzte ihn. Wie konnte er natürlich aussehen, wo Italien drohend über ihm hing? Er hatte es ihr behutsam mitteilen wollen, aber jetzt platzte er damit heraus:

„Sie wollen, daß ich mit Mutter auf zwei Monate nach Italien gehe.“

Fleur senkte die Lider, ward ein wenig blaß und biß sich auf die Lippen.

„O!“ sagte sie. Das war alles, aber es bedeutete viel.

Das ‚O!‘ war wie das schnelle Zurückziehen der Faust zum Gegenstoß beim Fechten. Und er kam.

„Du mußt gehen!“

„Ich muß?“ sagte Jon mit erstickter Stimme.

„Natürlich!“

„Aber — zwei Monate — es ist grausig.“

„Nein,“ sagte Fleur, „sechs Wochen. Bis dahin wirst du mich vergessen haben. Wir wollen uns an dem Tage, wo du wiederkommst, in der Nationalgalerie treffen.“

Jon lachte.

„Aber nimm an, du hast mich vergessen,“ murmelte er in den Lärm des Zuges. Fleur schüttelte den Kopf.

„Nöch so ein Kerl —“ murmelte Jon.

Ihr Fuß berührte seinen.

„Es kommt ja keiner,“ sagte sie und hob ihr Buch.

Der Zug hielt, zwei Passagiere stiegen aus und einer stieg ein.

„Ich sterbe,“ dachte Jon, „wenn wir gar nicht allein bleiben.“

Der Zug fuhr weiter, und wieder beugte Fleur sich vor.

„Ich lasse nie was los,“ sagte sie; „und du?“

Jon schüttelte heftig den Kopf.

„Nie!“ sagte er. „Wirst du mir schreiben?“

„Nein; aber du kannst es — an meinen Klub.“

Sie hatte einen Klub; sie war großartig!

„Hast du Holly ausgeforscht?“ fragte er.

„Ja, aber ich bekam nichts aus ihr heraus. Ich wagte nicht, sie zu sehr auszuforschen.“

„Was kann es nur sein?“ rief Jon.

„Ich finde es schon heraus.“

Ein langes Schweigen entstand, bis Fleur sagte: „Dies ist Maidenhead; tritt zur Seite, Jon!“

Der Zug hielt. Der eine Passagier stieg aus. Fleur lief den Vorhang herunter.

„Schnell!“ rief sie. „Lehne dich hinaus! Sieh so eklig aus wie du nur kannst.“

Jon schnaubte sich die Nase und sah so wütend aus wie er konnte; nie in seinem Leben hatte er so wütend ausgesehen! Eine alte Dame prallte zurück, eine junge versuchte zu öffnen, aber die Tür ging nicht auf. Der Zug bewegte sich, die junge Dame stürzte an einen andern Wagen.

„Welch ein Glück!“ rief Jon. „Die Tür klemmte sich.“

„Ja,“ sagte Fleur. „Ich hielt sie zu.“

Der Zug bewegte sich weiter und Jon sank auf die Knie.
„Gib acht auf den Korridor,“ flüsterte sie; „und — rasch!“

Ihre Lippen begegneten den seinen. Und obwohl ihr Kufs auch nur etwa zehn Sekunden währte, fühlte Jon sich doch ganz entrückt, und als er ihrer gelassenen Gestalt wieder gegenüber saß, war er leichenblaß. Er hörte sie seufzen, und der Ton dünkte ihn der kostbarste, den er je gehört — er offenbarte ihm deutlich, daß er ihr etwas war.

„Sechs Wochen sind eigentlich nicht lange,“ sagte sie; „und du kannst sie leicht zu sechs machen, wenn du den Kopf oben behältst und tust, als dächtest du nie an mich.“

Jon stöhnte.

„Das ist durchaus nötig, Jon, um sie zu überzeugen, siehst du das nicht ein? Steht es mit uns, wenn du zurückkommst, dann ebenso, werden sie aufhören, sich lächerlich zu machen. Nur tut es mir leid, daß es nicht Spanien ist; da ist in Madrid ein Mädchen auf einem Bilde von Goya, das mir ähnlich sieht, sagt Vater. Allein sie ist es nicht — wir haben eine Kopie davon.“

Es war für Jon ein Sonnenstrahl, der durch den Nebel bricht.

„Ich werde es einrichten, daß wir nach Spanien gehen,“ sagte er, „Mutter wird nichts dagegen haben; sie ist nie dort gewesen. Und mein Vater hält sehr viel von Goya.“

„Ach! er ist Maler — nicht wahr?“

„Nur Aquarellmaler,“ sagte er ehrlich.

„Wenn wir in Reading ankommen, steige du zuerst aus, Jon, gehe hinunter zur Cavershamschleuse und warte auf mich. Ich werde das Auto nach Haus schicken, und wir gehen den Uferweg hinauf.“

Jon ergriff dankbar ihre Hand, und sie saßen schweigend, die Welt vergessend, da und behielten den Korridor im

Auge. Aber der Zug schien jetzt doppelt schnell zu fahren, und sein Geräusch verlor sich fast in Jons Seufzern.

„Wir sind bald da,“ sagte Fleur; „auf dem Uferweg ist man schrecklich allen Blicken ausgesetzt. Noch einen! Ach! Jon, vergiß mich nicht!“

Jon antwortete mit einem Kuß. Und bald konnte man einen erglühten, zerstreut aussehenden Jüngling aus dem Zuge springen und den Bahnsteig hinunter eilen sehen, während er seine Taschen nach dem Billett durchsuchte.

Als sie endlich am Uferweg ein Stückchen hinter der Schleuse wieder mit ihm zusammentraf, war es ihm gelungen, seinen Gleichmut einigermaßen wiederzugewinnen.

Wenn es sein mußte, daß sie sich trennten, wollte er keine Szene machen! Ein frischer Wind von dem blinkenden Fluß her trieb die weiße Seite der Weidenblätter in das Sonnenlicht empor, und ihr leises Rascheln folgte den beiden.

„Ich sagte unserm Chauffeur, daß das Fahren im Zuge mich schwindlig gemacht habe,“ sagte Fleur. „Sahst du auch natürlich aus, als du ausstieg?“

„Ich weiß nicht. Was ist natürlich?“

„Für dich ist es natürlich, wirklich glücklich auszusehen. Als ich dich zuerst sah, dachte ich, du wärst ganz und gar nicht wie andere Leute.“

„Genau, was ich dachte, als ich dich sah. Ich wußte sofort, daß ich nie eine andere lieben würde.“

Fleur lachte.

„Wir sind unerhört jung. Und der junge Traum der Liebe ist aus der Mode, Jon. Außerdem verliert man schrecklich viel Zeit damit. Denk nur an all den Spaß, den du haben könntest. Du hast ja noch gar nicht angefangen; es ist eine Schande, wirklich. Und nun ich. Ich bin begierig.“

Jon war ganz verwirrt. Wie konnte sie solche Dinge sagen, wo sie sich eben trennen sollten?

„Wenn du so fühlst,“ sagte er, „kann ich nicht reisen. Ich werde Mutter sagen, daß ich versuchen müsse, zu arbeiten. Das verlangt die Welt!“

„Verlangt die Welt!“

Jon steckte die Hände tief in seine Taschen.

„Aber so ist es,“ sagte er, „denke an die Leute, die verhungern!“

Fleur schüttelte den Kopf. „Nein, ich will mich nie, niemals um nichts und wieder nichts erbärmlich fühlen!“

„Um nichts und wieder nichts! Aber die Zustände sind doch fürchterlich, und man müßte natürlich helfen.“

„Ja, ja! Ich weiß das alles. Aber du kannst den Leuten nicht helfen, Jon, es ist hoffnungslos. Ziehst du sie heraus, so fallen sie nur in ein anderes Loch. Sieh sie doch an, wie sie fechten, sich verschwören und kämpfen, obwohl sie in Haufen sterben dabei. Die Idioten!“

„Tun sie dir nicht leid?“

„Ach! leid — ja, aber ich will mich deshalb nicht unglücklich fühlen; es hat keinen Zweck.“

Und sie schwiegen verstört bei dieser ersten Enthüllung ihrer verschiedenen Naturen.

„Ich finde, die Menschen sind roh und idiotisch,“ sagte Fleur eigensinnig.

„Ich finde, sie sind arme Teufel,“ sagte Jon. Es war, als hätten sie sich gezankt — und in diesem feierlichen und schrecklichen Moment, angesichts der Trennung dort bei den letzten Weiden!

„Gut, geh nur und hilf deinen armen Teufeln und denke nicht an mich!“

Jon stand still. Der Schweiß brach ihm aus der Stirn,

und seine Glieder zitterten. Fleur war ebenfalls stehen geblieben und sah mit gerunzelter Stirn auf den Fluß.

„Ich muß mir meinen Glauben bewahren,“ sagte Jon gequält; „wir alle sind dazu bestimmt, das Leben zu genießen.“

Fleur lachte. „Ja, und das wirst du eben nicht tun, wenn du nicht vorsichtig bist. Aber vielleicht ist deine Idee von Genuß, daß du dich unglücklich machst. Es gibt ja eine Menge solcher Menschen.“

Sie war blaß, ihre Augen hatten sich verdunkelt, die Lippen waren dünner geworden. War das Fleur, die dort ins Wasser starrte? Jon hatte ein vages Gefühl, als durchlebte er die Szene in einem Buch, wo der Liebende zwischen Liebe und Pflicht zu wählen hat. Aber gerade da blickte sie ihn an. Es gab nichts Berauschenderes als diesen lebhaften Blick. Er wirkte auf ihn wie ein Ruck an der Kette bei einem Hunde — er trieb ihn gewissermaßen mit wedelndem Schwanz und hängender Zunge zu ihr hin.

„Seien wir doch nicht töricht,“ sagte sie, „die Zeit ist so kurz. Schau, Jon, du kannst gerade sehen, wo ich über den Fluß muß. Dort um die Biegung, wo die Wälder beginnen.“

Jon sah einen Giebel, einen oder zwei Schornsteine, ein Stück Mauer durch die Bäume, und sein Herz zog sich zusammen.

„Ich darf nicht länger zögern. Es hat keinen Zweck, noch hinter die nächste Hecke zu gehen, dort ist alles offen. Wir wollen dahin und Abschied voneinander nehmen.“

Sie gingen schweigend nebeneinander, Hand in Hand, auf die Hecke zu, wo Schlehen und Rotdorn rot und weiß in voller Blüte standen.

„Mein Klub ist der ‚Talisman‘, Stratton Street, Piccadilly. Briefe sind dort ganz sicher, und ich bin mindestens einmal in der Woche dort.“

Jon nickte. Sein Gesicht war sehr ernst geworden, die Augen starrten gerade vor sich hin.

„Heute ist der dreiundzwanzigste Mai,“ sagte Fleur; „am neunten Juli werde ich um drei Uhr vor ‚Bacchus und Ariadne‘ sein, willst du?“

„Ich werde kommen.“

„Wenn dir so elend zumute ist wie mir, ist alles in Ordnung. Laß die Leute erst vorüber.“

Ein Mann und eine Frau machten mit ihren Kindern ihren sonntäglichen Spaziergang.

„Familienidyll!“ sagte Fleur und stellte sich an die Weißdornhecke. Die Blüten breiteten sich über ihrem Kopfe aus und ein Büschel streifte ihre Wange. Jon hob seine Hand, um es eifersüchtig zu entfernen.

„Lebe wohl, Jon.“ Eine Sekunde standen sie mit eng verschlungenen Händen. Dann trafen ihre Lippen sich zum dritten Mal, und als sie sich trennten, lief Fleur davon und floh durch die Pforte. Jon blieb stehen, wo sie ihn verlassen hatte, die Stirn gegen ein Blütenbüschel gedrückt. Fort! Für eine Ewigkeit — für sieben Wochen weniger zwei Tage! Und hier stand er und versäumte den letzten Blick auf sie! Er stürzte an die Pforte. Sie ging rasch, dicht hinter den trippelnden Kindern her. Sie wandte den Kopf, er sah ihre Hand eine kleine flüchtige Bewegung machen, dann eilte sie weiter, und die einhertrottende Familie verbarg sie seinen Blicken.

Die Worte eines komischen Liedes kamen ihm in den Sinn und er eilte schleunigst zurück zum Bahnhof in Reading. Den ganzen Weg nach London und von dort nach Wansdon saß er mit seinem aufgeschlagenen Buch auf den Knien und brütete über einem Gedicht so voller Gefühl, daß es sich nicht reimen wollte.

ZWÖLFTES KAPITEL

Launen

Fleur eilte weiter. Jetzt hieß es rasch vorwärtskommen, denn es war spät, und sie mußte all ihre Klugheit anwenden, wenn sie nach Haus kam. Sie ging an den Inseln vorüber, am Bahnhof, am Hotel und war gerade im Begriff, die Fähre zu benutzen, als sie ein Boot mit einem jungen Mann darin sah, der aufrecht darin stand und sich an den Büschen festhielt.

„Miß Forsyte,“ sagte er, „ich möchte Sie übersetzen. Ich bin in der Absicht hergekommen.“

Sie sah ihn mit unverhohlenem Erstaunen an.

„Es ist alles in Ordnung, ich bin zum Tee bei Ihrem Vater gewesen und dachte, ich könnte Ihnen das letzte Stück Wegs ersparen. Es ist auf meinem Wege, ich wollte gerade zurück nach Pangbourne. Mein Name ist Mont. Ich sah Sie in der Bildergalerie — Sie erinnern sich doch — als Ihr Vater mich einlud, seine Bilder zu sehen.“

„Ach ja!“ sagte Fleur, „— ja — das Taschentuch!“

Diesem jungen Manne verdankte sie Jon; sie nahm seine Hand und stieg in das Boot. Noch erregt und ein wenig außer Atem, saß sie still da, nicht aber der junge Mann. Sie hatte nie jemand so viel in so kurzer Zeit reden hören. Er nannte ihr sein Alter, vierundzwanzig; sein Gewicht, seinen Wohnsitz, nicht weit von hier; beschrieb ihr seine Gefühle im Feuer, und wie ihm bei einem Gasangriff zumute gewesen; kritisierte die Juno, sprach von seiner eigenen

Auffassung dieser Göttin, machte Bemerkungen über die Goya-Kopie, sagte, daß Fleur ihr garnicht so sehr ähnlich sei, setzte ihr in aller Geschwindigkeit die Lage Englands auseinander; sprach von Monsieur Profond — oder wie er heißen mochte — als einem ‚famosen Kerl‘; fand, daß ihr Vater einige ‚fabelhafte‘ und einige ziemlich ‚ausgegrabene‘ Bilder habe; hoffte wieder herzurudern und sie auf den Fluß mitnehmen zu dürfen, da er völlig zuverlässig sei, fragte sie nach ihrer Ansicht über Tschechow und sagte ihr die seine; wünschte mit ihr zum russischen Ballett gehen zu dürfen — fand den Namen Fleur Forsyte einfach berückend; verwünschte es, den Namen Michael noch als Zugabe zu Mont erhalten zu haben; schilderte ihr seinen Vater und sagte, daß, wenn sie ein gutes Buch lesen wolle, sie ‚Hiob‘ lesen solle; sein Vater sei so ziemlich wie Hiob, so lange er noch Land besaß.

„Aber Hiob besaß kein Land,“ sagte Fleur, „der hatte nur Herden und Vieh und wanderte umher.“

„Ach!“ erwiderte Michael Mont, „ich wünschte, mein Alter wanderte umher. Nicht daß ich sein Land will. Land ist eine schreckliche Last heutzutage, finden Sie nicht auch?“

„Wir haben keins in unserer Familie,“ sagte Fleur. „Sonst haben wir alles. Ich glaube, einer meiner Großonkel hatte einst eine romantische Farm in Dorset, weil wir ursprünglich daher stammen, aber sie kostete ihn mehr, als sie ihn glücklich machte.“

„Verkaufte er sie?“

„Nein, er behielt sie.“

„Weshalb?“

„Weil niemand sie kaufen wollte.“

„Das war gut für den alten Knaben!“

„Nein, es war nicht gut für ihn. Vater sagt, es wurmte ihn. Sein Name war Swithin.“

„Was für ein ulkiger Name!“

„Wissen Sie, daß wir immer weiter fort kommen, anstatt näher. Der Fluß hat eine ziemliche Strömung.“

„Köstlich!“ rief Mont, seine Ruder lässig eintauchend, „es macht Spaß, ein Mädchen zu treffen, das Geist hat.“

„Aber mehr einen Mann, der ihn im Plural hat.“

Der junge Mont hob eine Hand und raufte sich das Haar.

„Passen Sie auf!“ rief Fleur. „Ihr Ruder!“

„Tut nichts! Es ist dick genug, einen Puff zu vertragen.“

„Wollen Sie nicht rudern?“ fragte Fleur ernst. „Ich möchte nach Haus.“

„Ach!“ sagte Mont; „aber wenn Sie zu Haus sind, sehe ich Sie heute nicht mehr. Fini, wie das französische Mädchen sagte, als sie auf ihr Bett sprang, nachdem sie ihr Gebet gesagt hatte. Segnen Sie nicht den Tag, der Ihnen eine französische Mutter und einen Namen wie den Ihren gab?“

„Ich mag meinen Namen gern, aber mein Vater gab ihn mir. Mutter wollte mich Marguerite nennen.“

„Was sehr abgeschmackt wäre. Hätten Sie etwas dagegen, mich M. M. zu nennen und mich Sie F. F. nennen zu lassen? Es ist im Geiste unserer Zeit.“

„Ich habe gegen nichts etwas, wenn ich nach Haus komme.“

Mont geriet mit den Rudern in eine verwickelte Lage und sagte: „Peinlich!“

„Rudern Sie, bitte.“

„Ich tue es ja.“ Und er machte ein paar Schläge, wobei er sie mit reuigem Eifer anblickte. „Sie wissen natürlich,“

stieß er, eine Pause machend, hervor, „daß ich kam, um Sie zu sehen, nicht die Bilder Ihres Vaters.“

Fleur erhob sich.

„Wenn Sie nicht rudern, steige ich aus und schwimme.“

„Wirklich wahr? Dann könnte ich nach Ihnen hinein.“

„Mr. Mont, ich habe mich verspätet und bin müde, bitte setzen Sie mich sofort am Ufer ab.“

Als sie am Landungsplatz im Garten ausstieg, stand er auf, griff sich mit beiden Händen ins Haar und schaute sie an.

Fleur lächelte.

„Lachen Sie nicht!“ rief der unverwüstliche Mont.

Fleur drehte sich schnell um und winkte ihm mit der Hand zu. „Leben Sie wohl, Mr. M. M.“ rief sie und war zwischen den Rosenstämmen verschwunden. Sie sah auf ihre Armbanduhr und auf die Fenster im Hause. Es kam ihr seltsam unbewohnt vor. Sechs Uhr vorbei! Die Tauben sammelten sich eben zur Nachtruhe, und die Sonne fiel schräg auf den Taubenschlag und ihre schneeigen Federn, und drüben im Walde auf die obersten Zweige der Bäume. Das Aneinanderschlagen von Billardkugeln kam von der Kaminecke her — Jack Cardigan jedenfalls; und ein leises Rauschen von einem Eukalyptusbaum, ein seltsamer Fremdling aus dem Süden in diesem alten englischen Garten. Sie erreichte die Veranda und wollte eben hineingehen, blieb aber bei dem Geräusch von zwei Stimmen im Wohnzimmer links stehen. Mutter! Monsieur Profond! Hinter der Verandawand, die die Kaminecke schützte, vernahm sie diese Worte:

„Das tue ich nicht, Annette.“

Wußte Vater, daß er ihre Mutter ‚Annette‘ nannte? Immer auf der Seite ihres Vaters — wie Kinder in Häusern,

wo die Beziehungen etwas gespannt sind, immer auf der einen oder der anderen Seite sind — stand sie unschlüssig da. Ihre Mutter sprach mit ihrer leisen, angenehmen, leicht metallischen Stimme — ein Wort fing sie auf: „Demain“. Und Profonds Antwort „Gut“. Fleur runzelte die Stirn. Ein leises Geräusch unterbrach die Stille. Dann hörte sie Profonds Stimme: „Ich mache einen kleinen Spaziergang.“

Fleur sprang durch das Fenster in das Frühstückszimmer. Da kam er — aus dem Wohnzimmer, ging über die Veranda auf den Rasenplatz hinunter. Und das Anschlagen der Billardbälle, das sie beim Lauschen auf andere Laute nicht mehr gehört hatte, begann aufs neue. Sie schüttelte sich, ging in die Halle und öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Ihre Mutter saß auf dem Sofa zwischen den Fenstern, ein Knie über das andere geschlagen, ihr Kopf ruhte auf einem Kissen, die Lippen waren halb geöffnet, die Augen halb geschlossen. Sie sah außerordentlich hübsch aus.

„Ah! Da bist du ja, Fleur! Dein Vater ist schon ganz aufgeregt.“

„Wo ist er?“

„In der Bilder-Galerie. Geh hinauf!“

„Was hast du für morgen vor, Mutter?“

„Für morgen? Ich fahre mit deiner Tante nach London.“

„Das dachte ich mir. Willst du mir einen ganz einfachen Sonnenschirm besorgen?“

„Welche Farbe?“

„Grün. Sie fahren wohl alle zurück.“

„Ja, alle; du mußt deinen Vater trösten. Gib mir doch einen Kuß.“

Fleur ging zu ihr, bückte sich, bekam einen Kuß auf die Stirn und ging hinaus, als sie den Eindruck einer Gestalt

auf den Kissen in der andern Ecke des Sofas bemerkte. Sie lief hinauf.

Fleur war durchaus nicht die altmodische Tochter, die die Vorschriften für das Leben ihrer Eltern in Übereinstimmung mit denen zu bringen trachtete, die für sie selbst galten. Sie beanspruchte nur freie Verfügung über ihr eigenes Leben, nicht über das von andern; überdies regte sich bereits ein untrüglicher Instinkt für das, was ihrer eigenen Sache wahrscheinlich nützlich sein könnte. In einer erregten häuslichen Atmosphäre würde ihr Herz, das sie an Jon gehängt, eher zu seinem Rechte kommen. Dennoch litt sie darunter, wie eine Blume in sengendem Wind. Wenn der Mann wirklich ihre Mutter geküßt hatte, war es — ernst, und ihr Vater müßte es erfahren. ‚Demain!‘ ‚Gut!‘ Und ihre Mutter, die in die Stadt fuhr! Sie ging in ihr Schlafzimmer und lehnte sich aus dem Fenster, ihr Gesicht zu kühlen, das plötzlich sehr heiß geworden war. Jon mußte jetzt schon am Bahnhof sein! Was wußte ihr Vater wohl von Jon? Wahrscheinlich alles — beinahe alles wenigstens!

Sie zog sich um, damit es aussehe, als wäre sie schon eine Weile zu Haus, und lief in die Galerie hinauf.

Soames stand unbeweglich vor seinem Alfred Stevens — seinem liebsten Bilde. Er drehte sich beim Öffnen der Tür nicht um, aber sie wußte, daß er es gehört, und wußte, daß er sich gekränkt fühlte. Sie trat leise hinter ihn, schlang die Arme um seinen Hals und schob ihr Gesicht über seine Schulter, bis ihre Wange sich an die seine schmiegte. Das hatte noch nie versagt, aber jetzt versagte es und sie war des Schlimmsten gewärtig.

„Du bist,“ sagte er steinern, „also doch noch gekommen!“

„Ist das alles,“ murmelte Fleur, „was ein ‚böser Vater‘ mir zu sagen hat?“ Und sie rieb ihre Wange an der seinen.

„Weshalb läßt du mich wie auf Kohlen sitzen, hältst mich immer wieder und wieder hin?“

„Lieber, es war ganz harmlos.“

„Harmlos! Du weißt viel, was harmlos ist und was nicht.“

Fleur ließ die Arme sinken.

„Also, meine Liebe, dann sage es mir nur, und sei ganz offen.“

Sie ging an den Fensterplatz hinüber.

Ihr Vater hatte dem Bilde den Rücken gekehrt und starrte auf seine Füße. Er sah sehr grau aus. ‚Er hat hübsche, kleine Füße,‘ dachte sie, als sie seinen Blick aufging, der sich plötzlich von ihr abgewandt hatte.

„Du bist mein einziger Trost,“ sagte Soames unvermutet, „und nun benimmst du dich so.“

Fleurs Herz begann zu klopfen.

„Wie denn, mein Lieber?“

Wieder warf Soames einen Blick auf sie, der hätte schief genannt werden können, wenn er nicht so voller Zärtlichkeit gewesen wäre.

„Du weißt, was ich dir sagte,“ fuhr er fort. „Ich möchte nichts mit diesem Zweige unserer Familie zu tun haben.“

„Ja, liebster Papa, aber ich weiß nicht, weshalb ich es nicht sollte.“

Soames wandte sich ab.

„Ich möchte keine Gründe angeben,“ sagte er, „du solltest mir vertrauen, Fleur!“

Die Art, wie er diese Worte aussprach, rührte Fleur, aber sie dachte an Jon und schwieg, indem sie mit dem Fuß gegen das Getäfel stieß. Unbewußt hatte sie eine ganz moderne Haltung angenommen, als sie da ein Bein über das andere schlug, das Kinn auf ihr Handgelenk stützte, den

andern Arm auf die Brust legte und mit der andern Hand den Ellbogen umfaßte; keine Linie an ihr, die nicht gewollt war, und doch bewahrte sie — trotz allem — eine gewisse Grazie.

„Du kennst meine Wünsche,“ fuhr Soames fort, „und dennoch bleibst du vier Tage dort. Und ich vermute, daß der Junge heute mit dir kam.“

Fleur wandte den Blick nicht von ihm.

„Ich frage dich nichts,“ sagte Soames; „ich forsche nicht nach, wo es dich betrifft.“

Fleur stand plötzlich auf, und das Kinn auf den Händen, lehnte sie sich zum Fenster hinaus. Die Sonne war hinter den Bäumen untergegangen, die Tauben saßen ganz still aneinandergedrängt am Rande des Taubenschlages, das Geräusch der Billardkugeln stieg empor, und eine leise Helligkeit drang unten hervor, wo Jack Cardigan das Licht aufgedreht hatte.

„Würde es dir Freude machen,“ sagte sie plötzlich, „wenn ich dir verspreche, ihn, sagen wir — für die nächsten sechs Wochen nicht zu sehen?“ Sie war auf ein Zittern in seiner bestürzten Stimme nicht vorbereitet.

„Sechs Wochen? Sechs Jahre — sechzig Jahre eher. Mach' dir nichts vor, Fleur, mach' dir nichts vor!“

Fleur wandte sich beunruhigt um.

„Vater, was ist es denn?“

Soames kam dicht genug zu ihr, um ihr Gesicht zu sehen.

„Sage mir nicht,“ sagte er, „daß du töricht genug bist, deine Gefühle für etwas anderes als eine Laune zu halten. Das wäre zuviel!“ Und er lachte.

Fleur, die ihn nie so lachen gehört hatte, dachte: „Dann ist es ernst! Ach! Was mag es nur sein?“ Und indem sie ihre Hand unter seinen Arm schob, sagte sie leichthin:

„Nein, natürlich Laune. Nur daß ich meine Launen liebe und deine nicht, mein Lieber.“

„Meine!“ sagte Soames bitter und wandte sich ab.

Das Licht draußen war kälter geworden und warf eine kreidige Weiße auf den Fluß. Die Bäume hatten alles Heitere ihrer Farbe verloren. Sie hungerte plötzlich nach Jons Gesicht, nach seinen Lippen auf den ihren. Und ihre Arme fest an die Brust pressend, zwang sie sich zu einem leisen Lachen.

„O la la! Was für ein ‚kleiner‘ Lärm um nichts, wie Profond sagen würde. Ich mag den Mann nicht, Vater.“

Sie sah ihn aufmerken und etwas aus seiner Tasche nehmen.

„Magst ihn nicht?“ sagte er. „Weshalb nicht?“

„Weiß nicht,“ murmelte Fleur; „eine Laune eben!“

„Nein,“ sagte Soames; „keine Laune!“ Und er zerriß, was er in der Hand hatte. „Du hast recht. Ich mag ihn auch nicht!“

„Sieh!“ sagte Fleur sanft. „Da geht er! Ich hasse seine Schuhe: sie machen keinerlei Geräusch.“

Unten in dem sinkenden Licht schlenderte Prosper Profond mit den Händen in den Seitentaschen und piff leise in seinen Bart; er blieb stehen und sah zum Himmel empor, als wolle er sagen: ‚Ich halten nicht von dem kleinen Mond dort.‘

Fleur zog sich zurück. „Sieht er nicht aus wie ein großer Kater?“ flüsterte sie; und das scharfe Anschlagen der Billardbälle hörte sich an, als hätte Jack Cardigan den Kater, den Mond, Launen und Tragödie mit seinem Ausruf: „Der rote ist frei!“ in die Flucht geschlagen.

Monsieur Profond war mit einem neckischen Liedchen, das er in seinen Bart sang, wieder weiter gegangen. Was

war es doch? Ach ja! aus ‚Rigoletto‘: ‚La donna è mobile.‘ Ganz wie es zu ihm paßte! Sie drückte den Arm ihres Vaters an sich.

„Schleicher!“ sagte sie, als er um die Ecke des Hauses bog. Der Tag ging zur Neige und die Nacht war noch nicht angebrochen — es war still und warm, mit dem Duft von Weißdorn und Flieder in der Luft am Fluß. Eine Amsel hub plötzlich zu singen an. Jon war jetzt wohl schon in London, im Park vielleicht, und dachte an sie! Bei einem leisen Geräusch neben ihr sah sie sich um; ihr Vater zerriß nochmals das Papier in seiner Hand. Fleur sah, daß es ein Scheck war.

„Ich werde ihm meinen Gauguin nicht verkaufen,“ sagte er. „Ich begreife nicht, was deine Tante und Imogen in ihm sehen.“

„Oder Mutter!“

„Deine Mutter!“ sagte Soames.

„Armer Vater!“ dachte sie. ‚Er sieht nie glücklich aus — wirklich glücklich. Ich möchte ihn nicht kränken, aber natürlich werde ich es müssen, wenn Jon zurückkommt.‘

„Ich will mich jetzt umziehen,“ sagte sie.

In ihrem Zimmer hatte sie den Einfall, ihr ‚Phantasiekostüm‘ anzuziehen. Es war aus einem Goldgewebe mit Höschen von demselben Stoff, die unten fest zugezogen waren, dazu ein Pagenkragen um die Schultern geworfen, kleine, goldene Schuhe und ein Merkur mit goldenen Flügeln auf dem Helm; und überall waren winzige Glöckchen angebracht, besonders am Helm, so daß es läutete, sobald sie sich bewegte. Als sie angekleidet war, fühlte sie sich ganz krank, weil Jon sie nicht sehen konnte; sie bedauerte sogar, daß der muntere junge Mann, Michael Mont,

den Anblick nicht haben konnte. Aber das Gong ertönte, und sie ging hinunter.

Sie machte Aufsehen im Wohnzimmer. Winifred fand es höchst amüsant. Imogen war entzückt. Jack Cardigan nannte es ‚fabelhaft‘, ‚fesch‘, ‚vornehm‘ und ‚berückend‘. Monsieur Profond sagte mit lächelnden Augen: „Das ist ein hübsches Kleidchen!“ Ihre Mutter, sehr hübsch in Schwarz, schaute sie an und sagte gar nichts. Es war ihrem Vater vorbehalten, das Urteil der gesunden Vernunft zu fällen. „Wozu hast du das Ding angezogen? Du wirst doch nicht tanzen.“

Fleur drehte sich wie ein Kreisel, und die Glöckchen läuteten.

„Eine Laune!“

Soames starrte sie an, wandte sich dann ab und reichte Winifred den Arm. Jack Cardigan führte ihre Mutter. Prosper Profond Imogen. Fleur ging allein und ließ ihre Glöckchen klingen . . .

Der ‚kleine‘ Mond war bald untergegangen, und die Mainacht verhüllte die Billionen Launen, Intrigen, Leidenschaften, Sehnsüchte und Gewissensbisse von Mann und Weib mit ihrer Farbe des Traubenflaums und ihren Düften. Glückliche war Jack Cardigan, der beharrlich wie ein Floh in Imogens weiße Schulter schnarchte, oder Timothy in seinem ‚Mausoleum‘, der zu allem zu alt war außer zu dem Kinderschummer. Viele aber lagen wach oder träumten, von dem Getriebe der Welt gequält.

Der Tau fiel, und die Blumen schlossen sich; Vieh weidete auf den Uferwiesen und tastete mit der Zunge nach dem Grase, das es nicht sehen konnte, und die Schafe auf den Hügeln lagen still wie Steine. Fasanen in den hohen Bäumen der Pangbourne-Wälder, Lerchen in ihren grasigen

Nestern über der Kreidegrube in Wansdon, Schwalben in den Dachrinnen von Robin Hill und die Spatzen von Mayfair, sie alle hatten, besänftigt durch die Windstille, eine traumlose Nacht. Die Mayflystute, kaum noch an das neue Quartier gewöhnt, scharrte ein wenig in der Streu; und die wenigen Nachtgeschöpfe — Fledermäuse, Motten und Eulen — tummelten sich munter in der dunklen Wärme; der Friede der Nacht aber ruhte farblos und still im Hirn aller Kreatur, die sich am Tage regte. Männer und Frauen nur, die ihre Steckenpferde der Angst oder Liebe ritten, zündeten die flackernden Traumkerzen an und sann in einsamen Stunden nach.

Fleur, die aus ihrem Fenster lehnte, hörte die zwölf Schläge der Uhr in der Halle, das leise Plätschern eines Fisches, das plötzliche Rascheln der Blätter einer Espe bei den Windstößen, die sich das Ufer entlang erhoben, das ferne Rasseln eines Zuges, und dann und wann Töne in der Dunkelheit, die niemand benennen kann, leise dunkle Äußerungen nicht katalogisierter Empfindungen von Mensch und Tier, Vogel und Maschine oder auch von abgeschiedenen Forsytes, Darties, Cardigans, die Nachtwanderungen zurück in eine Welt unternahmen, der ihre entkörpernten Geister einst angehört. Fleur aber beachtete diese Töne nicht; ihr Geist, der durchaus nicht entkörpernt war, flog auf raschen Schwingen von Eisenbahnwagen zu Blütenhecke, in Sehnsucht nach Jon, weilte beharrlich bei seinem verbotenen Bild und dem Ton seiner Stimme, die Tabu war. Und sie zog ihr Näschen kraus bei der Erinnerung an den Duft der Nacht am Flußufer, in dem Augenblick, wo seine Hand zwischen die Maiblüten und ihre Wange glitt. Lange lehnte sie in ihrem Phantasiekostüm so aus dem Fenster, erpicht darauf, sich die Flügel am Licht des Lebens

zu verbrennen, während die Motten, die nicht wußten, daß in einem Forsytehaus keine offenen Flammen brannten, auf ihrer Pilgerschaft zu der Lampe auf dem Toilettentisch ihre Wange streiften. Schließlich aber wurde auch sie schläfrig und zog den Kopf, ihre Glöckchen vergessend, rasch zurück.

Durch das offene Fenster seines Zimmers, neben dem Annettens, hörte Soames, ebenfalls wachend, ihr leises Geklingel, als käme es von den Sternen, oder wie das Fallen der Tautropfen von einer Blume, wenn man solche Töne vernehmen könnte.

„Launel“ dachte er. „Ich weiß nicht. Sie ist eigenwillig. Was soll ich tun? Fleur?“

Und lange blickte er sinnend in die stille Nacht hinaus.

ERSTES KAPITEL

MAI 1842

Zweiter Teil

Zweiter Teil

ERSTES KAPITEL

Mutter und Sohn

Zu sagen, daß Jon Forsyte seine Mutter ungern nach Spanien begleitete, wäre kaum zutreffend. Er ging mit, wie ein gutartiger Hund mit seiner Herrin spazieren geht, und dabei einen kostbaren Hammelknochen auf dem Rasen zurückläßt. Ging mit und schaute zurück danach. Forsytes, die ihrer Hammelknochen beraubt werden, kommen in üble Laune. Jon aber neigte nicht dazu. Er betete seine Mutter an, und es war seine erste Reise. Durch die einfachen Worte: ‚Ich ginge lieber nach Spanien, Mutter, du bist so oft in Italien gewesen, ich hätte lieber etwas Neues für uns beide,‘ war Italien zu Spanien geworden.

Der Junge war berechnend trotz seiner Naivität. Er vergaß nie, daß er die vorgeschlagenen zwei Monate in sechs Wochen verkürzen wollte und daher niemals verraten durfte, daß er diesen Wunsch hegte. Für jemand, der einen so verführerischen Hammelknochen zurückließ und so fest an seinem Vorhaben hielt, gab er einen ganz guten Reisegefährten ab, den es gleichgültig ließ, wo und wann er irgendwo eintraf, der erhaben über das Essen war, und ein Land zu schätzen wußte, das den meisten reisenden Engländern fremd ist. Fleurs kluge Weigerung, an ihn zu schreiben, war sehr richtig, denn er kam völlig ohne Hoffnung und Fieber an jeden neuen Ort, und konnte seine Aufmerksamkeit sogleich auf die Esel, auf die Kirchenglocken, auf die Priester, die Patios, die Bettler, Kinder,

krähenden Hähne, Sombreros, Kaktushecken, die alten hoch gelegenen Dörfer, Ziegen, Olivenbäume, grünende Ebenen, Singvögel in winzigen Käfigen, Wasserverkäufer, Sonnenuntergänge, Melonen, Maultiere, große Kirchenbilder und die schimmernden graubraunen Berge eines faszinierenden Landes konzentrieren.

Es war schon heiß, und sie genossen die Abwesenheit ihrer Landsleute. Jon, der, so viel er wußte, keinen Tropfen Blut in sich hatte, der nicht englisch war, fühlte sich oft sonderbar unglücklich in ihrer Gegenwart. Dabei fand er, daß sie sehr vernünftig waren und die Dinge viel praktischer anschauten als er selbst. Er sagte seiner Mutter, daß er wohl ein ungeselliger Patron sein müsse — er fände es so wunderbar, von allen fort zu sein, die über Dinge redeten, von denen die Leute zu reden pflegten. Worauf Irene einfach erwidert hatte:

„Ja, Jon, ich weiß.“

In dieser Einsamkeit hatte er die unvergleichliche Gelegenheit, würdigen zu lernen, was wenige Söhne verstehen: die hingebende Liebe einer Mutter. Das Bewußtsein, ihr etwas zu verschweigen, machte ihn allerdings übermäßig feinfühlig; und ein südliches Volk erhöhte seine Bewunderung für den Typ ihrer Schönheit, den er gewohnt war, spanisch nennen zu hören. Hier aber kam er zu der Überzeugung, daß ihre Schönheit weder eine englische, französische, spanische noch italienische war, sie war ganz eigen! Er schätzte auch, wie nie zuvor, das Zartgefühl seiner Mutter. Er war zum Beispiel nicht sicher, ob sie seine Versunkenheit vor dem Bilde Goyas ‚La Vendimia‘ bemerkt hatte, oder ob sie wußte, daß er nach dem Essen und am nächsten Morgen heimlich wieder hingegangen war, und ein zweites und drittes Mal eine halbe Stunde davor gestanden hatte.

Es war natürlich nicht Fleur, aber ihr ähnlich genug, um eine schmerzliche Sehnsucht nach ihr zu erwecken — die Liebenden so teuer ist — er sah sie vor sich, wie sie, die Hand über den Kopf erhoben, am Fußende seines Bettes gestanden hatte. Eine Postkartenwiedergabe dieses Bildes in der Tasche zu tragen und sie vorzunehmen und anzuschauen, wurde eine jener bösen Gewohnheiten für Jon, die sich früher oder später Blicken verraten, denen Liebe, Furcht und Eifersucht eine besondere Schärfe geben. Und die seiner Mutter waren durch alle drei geschärft. In Granada, wo er auf einer sonnendurchwärmten Steinbank in einem kleinen ummauerten Garten auf dem Alhambrahügel saß, anstatt die Aussicht zu betrachten, wäre sie beinah dahinter gekommen. Er hatte gedacht, daß seine Mutter die Levkojentöpfe zwischen den beschnittenen Akazien untersuchte, als sie plötzlich sagte:

„Ist das dein Lieblings-Goya, Jon?“

Er unterdrückte, zu spät, eine Bewegung, wie er sie in der Schule gemacht hätte, um irgend ein geheimes Dokument zu verbergen, und erwiderte: „Ja.“

„Es ist freilich ganz reizend, aber ich glaube, ich ziehe ‚Quitasol‘ vor. Dein Vater würde vor Begeisterung über Goya außer sich geraten; ich glaube nicht, daß er die Bilder sah, als er im Jahre 1892 in Spanien war.“

Im Jahre 1892 — neun Jahre, bevor er geboren war! Wie war das frühere Leben seines Vaters und seiner Mutter gewesen? Wenn sie ein Recht hatten, an seiner Zukunft teilzunehmen, hatte er sicher auch das Recht, ihre Vergangenheit zu kennen. Er blickte zu ihr auf. Allein etwas in ihrem Gesicht — ein Ausdruck, als habe sie schwer am Leben zu tragen gehabt, geheime Spuren von Empfindungen, Erfahrungen und Leiden, schienen in ihrer unberechen-

baren Tiefe, ihrer schwer erkaufte Heiligkeit, jede Neugier aufdringlich zu machen. Seine Mutter mußte ein wunderbar interessantes Leben geführt haben, sie war so schön, und so — so — aber er vermochte nicht auszudrücken, was er von ihr dachte. Er stand auf und starrte auf die Stadt hinunter, auf die grüne Ebene und den Kreis von Bergen, im Glanz der sinkenden Sonne. Ihr Leben war wie die Vergangenheit dieser alten Maurenstadt, reich, tief und fern — sein eigenes noch so kindlich, so hoffnungslos unwissend und unschuldig! In den Bergen dort im Westen, die aus der blaugrünen Ebene emporstiegen wie aus einem Meer, sollen Phönizier gewohnt haben, eine dunkle, seltsame, geheimnisvolle Rasse! Das Leben seiner Mutter war ihm so unbekannt, so geheimnisvoll, wie diese phönizische Vergangenheit für die Stadt dort unten, wo die Hähne krächten und die Kinder Tag ein Tag aus so fröhlich spielten und lärmten.

Es verdroß ihn, daß sie alles von ihm wußte und er nichts von ihr, außer, daß sie ihn liebte und seinen Vater, und daß sie schön war. Seine völlige Unerfahrenheit — er hatte nicht einmal den Vorzug, im Krieg gewesen zu sein, wie beinah jedermann sonst! — machte ihn klein in seinen eigenen Augen.

In dieser Nacht schaute er vom Balkon seines Zimmers auf die Dächer der Stadt hinunter; sie sahen aus wie eine Honigwabe in Jet, Gold und Elfenbein; und noch lange nachher lag er wach, hörte auf die Rufe des Wächters, wenn die Stunden schlugen, und formte im Kopfe diese Zeilen:

Ruf in der Nacht! Tief unten im Dunkel der alten
Schlafenden spanischen Stadt, unter den weißen Sternen!

Was will der Ruf? — Sein angstvoll dauernd Klagen?

Ist's der des Wächters, der sein zeitlos Lied der Ruhe singt?
Ist's nur ein Wandersmann, der Lieder singt dem Mond?
Nein! Ein Beraubter ist's, des liebend Herz der Klage voll,
Es ist sein Schrei: Wie lang noch?

Es war fast zwei Uhr, als er damit fertig war, und über drei, ehe er einschlief, da er es sich mindestens vierundzwanzigmal aufgesagt hatte. Am nächsten Tage schrieb er es ab und fügte es einem der Briefe an Fleur bei, die er immer schrieb, bevor er hinunter ging, um sich frei und umgänglich zu fühlen.

Gegen Mittag desselben Tages fühlte er auf der mit Fliesen belegten Terrasse ihres Hotels plötzlich einen dumpfen Schmerz im Hinterkopf, eine sonderbare Empfindung in den Augen und Übelkeit. Die Sonne hatte ihn zu liebevoll berührt. Die nächsten drei Tage verbrachte er im Halbdunkel und in einer dumpfen, quälenden Gleichgültigkeit für alles außer dem Gefühl von Eis auf der Stirn und dem Lächeln seiner Mutter. Sie verließ nie sein Zimmer, ließ niemals nach in ihrer geräuschlosen Sorgfalt, die Jon engelhaft fand. Doch es kamen Augenblicke, wo er das größte Mitleid mit sich selber hatte und sehnlichst wünschte, daß Fleur ihn sehen könnte. Mehrmals nahm er im Geiste traurigen Abschied von ihr und der Erde, wobei ihm die Tränen aus den Augen strömten. Er bereitete sogar die Botschaft vor, die er ihr durch seine Mutter senden wollte — sie würde wohl bis an ihren Tod bereuen, daß sie je versucht, sie zu trennen — seine arme Mutter! Jedoch übersah er keineswegs, daß er jetzt eine Entschuldigung hatte, nach Haus zu reisen.

Jeden Abend gegen sechseinhalb Uhr kam eine ‚Gasgacha‘ von Glocken — eine Kaskade sich überstürzender Glockentöne, die von der Stadt unten heraufstiegen und Ton

um Ton wieder zurückfielen. Nachdem er am vierten Tage darauf gelauscht hatte, sagte er plötzlich:

„Ich wäre gern wieder zurück in England, Mutter, die Sonne ist zu heiß.“

„Gut, mein Liebling. Sobald du wieder reisen kannst.“ Und sogleich fühlte er sich besser und — verächtlicher.

Sie waren fünf Wochen fort gewesen, als sie die Heimreise antraten. Jons Kopf hatte seine vorherige Klarheit wiedergewonnen, aber er mußte einen Hut tragen, den seine Mutter mit vielen Schichten grüner und orangefarbener Seide abgefüttert hatte, und er ging mit Vorliebe noch im Schatten. Als der lange Schweigekampf zwischen ihnen seinem Ende nahte, war er immer begieriger, zu wissen, ob sie seinen Eifer, zu dem zurückzukehren, von dem sie ihn getrennt hatte, bemerkte. Da sie durch die spanische Vorsetzung gezwungen waren, sich zwischen ihren Zügen einen Tag in Madrid aufzuhalten, war es nur natürlich, noch einmal in den Prado zu gehen. Jon blieb diesmal nur wie zufällig vor seinem Goyamädchen stehen. Jetzt, wo er zu ihm zurückkehrte, konnte er sich's leisten, weniger gründlich zu sein. Nun war es seine Mutter, die vor dem Bilde stehen blieb und sagte:

„Das Gesicht und die Gestalt des Mädchens sind wundervoll.“

Jon hörte sie beunruhigt an. Hatte sie verstanden? Wieder mußte er sich sagen, daß er sich, was Selbstbeherrschung und Zartgefühl anbetraf, mit ihr nicht messen konnte. Sie wußte auf feinfühlige Weise, deren Geheimnis er nicht kannte, den Puls seiner Gedanken zu fühlen; sie wußte instinktiv, was er hoffte, wünschte und fürchtete. Er fühlte sich unbehaglich und schuldig, da er, anders als die meisten Knaben, ein Gewissen hatte. Er hätte gewünscht, daß sie

ihm gegenüber frank und frei gewesen wäre, er hoffte beinah auf einen offenen Kampf. Allein es kam keiner, und gleichmütig und schweigsam reisten sie gen Norden. So lernte er zum erstenmal, wie viel besser als Männer Frauen sich auf das Warten verstehen. In Paris hatten sie abermals einen Tag Aufenthalt. Jon war ärgerlich, daß gewisser Schneiderangelegenheiten wegen zwei daraus wurden; als ob seine Mutter, die in allem schön war, noch Kleider gebraucht hätte! Der glücklichste Moment seiner Reise war, als er den Folkestone-Dampfer vor sich sah.

Als sie Arm in Arm an dem Geländer des Bollwerks standen, sagte sie:

„Ich fürchte, es hat dir nicht sonderlich gefallen, Jon. Aber du bist sehr lieb zu mir gewesen.“

Jon drückte ihren Arm.

„O! doch, es hat mir riesig gut gefallen — abgesehen von dem mit meinem Kopf zuletzt.“

Und jetzt, wo das Ende da war, glaubte er es wirklich und sah förmlich einen Glanz über den vergangenen Wochen — empfand ein schmerzliches Vergnügen, wie er es in jenen Zeilen über die weinende Stimme in der Nacht darzustellen versucht hatte; ein Gefühl, wie er es als kleiner Junge gehabt, wo er so brennend gern Chopin spielen hörte und doch am liebsten dabei geweint hätte. Und er begriff nicht, weshalb er nicht ganz einfach sagen konnte, wie sie zu ihm:

„Du warst sehr lieb zu mir.“ Merkwürdig — nie konnte man nett und natürlich sein! Dafür sagte er: „Ich glaube, wir werden seekrank werden!“

Sie waren es und langten niedergedrückt in London an, da sie sechs Wochen und zwei Tage fort gewesen waren, ohne die geringste Anspielung auf das eine gemacht zu haben, das kaum jemals aufgehört hatte, sie innerlich zu beschäftigen.

ZWEITES KAPITEL

Väter und Töchter

Durch dieses spanische Abenteuer seiner Frau und seines Sohnes beraubt, fand Jolyon die Einsamkeit in Robin Hill unerträglich. Ein Philosoph ist, wenn er alles hat, was er braucht, sehr verschieden von einem Philosophen, der es nicht hat. Da er jedoch an den Gedanken, wenn auch nicht an die Realität der Resignation gewöhnt war, hätte er es vielleicht überwunden, wenn seine Tochter June nicht gewesen wäre. Er war jetzt eine ‚lahme Ente‘ für sie. Und da sie — für den Augenblick — gerade die Rettung eines Radierers in bedrängten Umständen vollendet hatte, der ihr zufällig in die Hände geraten war, erschien sie vierzehn Tage nach der Abreise von Irene und Jon in Robin Hill. Das kleine Wesen lebte jetzt in einem winzigen Häuschen mit einem großen Atelier in Chiswick. Als eine Forsyte der besten Periode, sofern der Mangel an Verantwortungsgefühl in Betracht kam, war sie in befriedigender Weise für sich und ihren Vater über die Schwierigkeiten eines verminderten Einkommens hinweggekommen. Da die Zinsen für die Galerie in der Cork Street, die er für sie gekauft hatte, und ihre erhöhte Einkommensteuer sich zufällig deckten, war es ganz einfach — sie zahlte ihm keine Zinsen mehr. Man konnte wohl erwarten, daß die Galerie sich jetzt nach achtzehn Jahren unfruchtbar Bestehens bald einmal bezahlt machte, so daß ihr Vater es sicher nicht fühlen würde. Durch diese Maßnahme waren ihr immer

noch zwölfhundert im Jahr geblieben, und da sie sich im Essen einschränkte und anstatt zwei Belgier in bedürftigen Verhältnissen, eine Österreicherin in noch bedürftigeren in Dienst hielt, war sie tatsächlich noch im Besitz desselben Überflusses zur Rettung von Genies. Nach drei Tagen in Robin Hill, nahm sie ihren Vater mit in die Stadt. Sie war in diesen drei Tagen hinter das Geheimnis gekommen, das ihr Vater seit zwei Jahren mit sich herumgetragen, und war augenblicklich entschlossen ihn zu heilen. Sie wußte schon den rechten Mann dafür. Er hatte Wunder an Paul Post getan — dem Maler, der dem Futurismus etwas voraus war; und sie war ein wenig ungeduldig über ihren Vater, weil er die Brauen hochzog und von beiden nichts wußte. Natürlich, wenn er nicht den ‚Glauben‘ daran hätte, würde er nie gesund werden! Es sei unerhört, nicht an den Mann zu glauben, der Paul Post so geheilt hatte, daß er jetzt nur wieder einen Rückfall bekommen, weil er überanstrengt oder überarbeitet war. Das Große an diesem Arzt war, daß er sich auf die Natur verließ. Er hatte ein Spezialstudium aus den Symptomen der Natur gemacht — fehlte es seinem Patienten an irgend einem natürlichen Symptom, so verschaffte er sich das Gift, das es hervorbrachte — und fertig war er! Sie war außerordentlich hoffnungsvoll. Ihr Vater habe offenbar in Robin Hill kein natürliches Leben geführt, und sie wolle schon für die Symptome sorgen. Sie fühle, daß er nicht in Kontakt mit der Zeit sei, und das wäre nicht natürlich; sein Herz bedürfe einer Anregung. In dem kleinen Chiswickhaus versuchten sie und die Österreicherin — eine dankbare Seele, die June, weil sie sie gerettet hatte, so ergeben war, daß sie Gefahr lief, sich totzuarbeiten — Jolyon auf allerlei Art anzuregen, um ihn für die Kur vorzubereiten. Allein sie

vermochten nicht zu verhüten, daß er die Augenbrauen hoch zog, wenn zum Beispiel die Österreicherin ihn um acht Uhr weckte, wo er gerade im Begriff war einzuschlafen, oder June ihm die ‚Times‘ fortnahm, weil es unnatürlich sei, dieses ‚Zeug‘ zu lesen, wenn er doch Interesse am ‚Leben‘ nehmen sollte. Allerdings setzten ihre Hilfsmittel ihn, namentlich abends, in Erstaunen. Seinetwegen, wie sie erklärte, obwohl er sie im Verdacht hatte, es auch für sich zu tun, versammelte sie moderne Jugend um sich, sofern sie Trabant des Genies war; und mit Feierlichkeit bewegten sie sich im Foxtrott oder in einer vergeistigteren Tanzart auf und nieder, der so gegen den Takt ging, daß Jolyons Augenbrauen sich vor Staunen über die Anstrengung, die der Willenskraft der Tänzer offenbar zugemutet wurde, fast in seinem Haar verloren. Er fand, daß er als erfolgreicher Aquarellmaler, denen gegenüber, die beanspruchen konnten Künstler genannt zu werden, rückständig war, und setzte sich in die dunkelste Ecke, die er finden konnte, um über den Rhythmus nachzudenken, in dem er vor langer Zeit erzogen worden war. Und wenn June ein junges Mädchen oder einen jungen Mann zu ihm brachte, stellte er sich demütig auf gleichen Fuß mit ihnen, so weit es möglich war, und dachte: ‚Du lieber Himmel! Wie langweilig das für sie ist!‘ Obwohl er immer Sympathie für die Jugend hatte, wie sein Vater, ermüdete es ihn schließlich doch sehr, sich auf ihren Standpunkt zu stellen. Aber es war alles anregend, und er konnte den unbezähmbaren Eifer seiner Tochter gar nicht genug bewundern. Sogar das Genie selbst nahm zuweilen an dieser Geselligkeit teil, und June stellte es dann immer ihrem Vater vor. Sie fühlte, daß dies außerordentlich gut für ihn war, denn Genie sei ein Symptom, das er nie gehabt — so lieb sie ihn auch hatte.

Wenn er sich auch sicher fühlte, wie ein Mann es nur kann, daß sie seine eigene Tochter war, wunderte er sich oft, woher sie ihr rotgoldenes Haar hatte, das jetzt ergraut, aber von einer besonderen Farbe war, ihr offenes, lebhaftes Gesicht, so verschieden von seinen eigenen ziemlich faltigen und verfeinerten Zügen, und ihre kleine zarte Gestalt, wo er und fast alle Forsytes groß waren. Er sann dann wohl über den Ursprung der Arten nach und überlegte, ob sie dänischer oder keltischer Abstammung war. Keltischer, glaubte er, ihrer Kampflust nach und ihrem Geschmack an Stirnbändern und Djibbahs. Es war keine Übertreibung zu sagen, daß er sie der Jugend vorzog, von der sie meist umgeben war. Jedoch interessierte sie sich zuviel für seine Zähne, denn er hatte noch einige von diesen natürlichen Symptomen. Ihr Zahnarzt fand sofort ‚Staphylococcus aureus in Reinkultur‘ vor (was natürlich Wallungen verursachen konnte), und wollte alle Zähne, die er hatte, herausnehmen und sie ihm durch zwei vollständige Reihen unnatürlicher Symptome ersetzen. Da jedoch regte sich Jolyons angeborene Hartnäckigkeit, und er machte an diesem Abend seine Einwände geltend, erklärte, daß er nie an Wallungen gelitten habe, und seine eigenen Zähne so lange vorhalten würde, wie er sie brauchte. June gab zu, daß seine Zähne — natürlich — vorhalten würden, wenn er sie nicht herausnehmen ließe! Wenn er aber mehr Zähne hätte, wäre sein Herz besser und er würde länger leben. Seine Widerspenstigkeit — sagte sie — sei ein Symptom seiner ganzen Lebensweise. Er leistete keinen Widerstand. Er müsse fechten. Wann er den Mann aufsuchen wolle, der Paul Post geheilt hatte? Es tue ihm sehr leid, erwiderte Jolyon, aber er werde ihn gar nicht aufsuchen. June war entrüstet. Pondridge — sagte sie — der Heilkünstler, sei ein so feiner Mensch, und

es wäre so schwierig für ihn, durchzukommen und seine Theorien anerkannt zu sehen. Nur Gleichgültigkeit und Vorurteil, wie sie auch ihr Vater zeigte, hielten ihn zurück. Es wäre doch so vortrefflich für sie beide!

„Ich merke,“ sagte Jolyon, „daß du zwei Fliegen auf einen Schlag töten willst.“

„Heilen, meinst du!“ rief June.

„Das ist dasselbe, meine Liebe.“

June widersprach. Es sei unrecht, das zu sagen, ohne den Versuch zu machen. Jolyon meinte, daß er danach wohl keine Gelegenheit dazu haben würde.

„Papa!“ rief June, „du bist hoffnungslos.“

„Das,“ erwiderte Jolyon, „ist eine Tatsache, aber ich möchte doch so lange wie möglich hoffnungslos bleiben. Ich wecke schlafende Hunde nicht, mein Kind. Augenblicklich sind sie ruhig.“

„Das heißt nicht, der Wissenschaft eine Chance geben,“ rief June. „Du ahnst nicht, wie ergeben Pondridge ihr ist. Seine Wissenschaft geht ihm über alles.“

„Wie Paul Post seine Kunst, wie?“ erwiderte Jolyon und paffte seine leichte Zigarette, zu der er jetzt verurteilt war. „Kunst um der Kunst willen — Wissenschaft um der Wissenschaft willen. Ich kenne diese enthusiastischen Herren mit ihren selbstüchtigen Manieren. Sie nehmen eine Vivisektion an dir vor, ohne zu blinzeln. Ich bin Forsyte genug, June, um ihnen aus dem Weg zu gehen.“

„Papa,“ sagte June, „wenn du wüßtest, wie altmodisch das klingt! Niemand kann es sich heutzutage leisten, nicht ganz bei einer Sache zu sein.“

„Ich fürchte,“ sagte Jolyon mit seinem Lächeln, „daß es das einzige natürliche Symptom ist, mit dem Mr. Pondridge mich nicht zu versehen braucht. Wir sind dazu geboren,

entweder extrem oder gemäßigt zu sein, meine Liebe; obwohl, entschuldige, wenn ich es sage, die Hälfte aller Leute, die heutzutage extrem zu sein glauben, in Wirklichkeit sehr gemäßigt sind. Mir geht es so gut, wie ich irgend erwarten kann, und dabei muß ich es bleiben lassen.“

June schwieg, da sie seinerzeit den unerbittlichen Charakter der lebenswürdigen Hartnäckigkeit ihres Vaters, sobald es seine eigene Handlungsfreiheit betraf, kennen gelernt hatte.

Wie er dazukam, ihr mitzuteilen, weshalb Irene Jon mit nach Spanien genommen hatte, begriff Jolyon selbst nicht, denn er hatte wenig Vertrauen zu ihrer Verschwiegenheit. Nach einigem Grübeln über diese Mitteilung kam es zu einer ziemlich scharfen Auseinandersetzung, wobei er den wesentlichen Gegensatz zwischen ihrem aktiven Temperament und der Passivität seiner Frau bemerkte. Er erkannte sogar, daß noch eine kleine Reizbarkeit von dem generationenalten Kampf um Philip Bosinney zwischen ihnen zurückgeblieben war, in dem das passive so stark über das aktive Prinzip triumphiert hatte.

Junes Ansicht nach war es töricht und feige, die Vergangenheit vor Jon zu verbergen. Reinen Opportunismus nannte sie es.

„Der,“ warf Jolyon sanft ein, „das Hauptprinzip wirklichen Lebens ist, meine Liebe.“

„Ach!“ rief June. „Du billigst es ja gar nicht, daß sie es Jon nicht gesagt hat. Wäre es dir überlassen, so tätest du es.“

„Wohl möglich, aber einfach, weil ich weiß, daß er es selbst ausfindig machen würde, was schlimmer wäre, als wenn wir es ihm sagten.“

„Weshalb sagst du es ihm dann nicht? Sind es wieder schlafende Hunde?“

„Meine Liebe,“ sagte Jolyon, „nicht um die Welt würde ich Irenens Gefühl zuwider handeln. Er ist ihr Junge.“

„Deiner auch,“ rief June.

„Was ist das Gefühl eines Mannes im Vergleich zu dem einer Mutter?“

„Nun, ich finde es sehr schwach von dir.“

„Das mag sein,“ sagte Jolyon. „Das mag wohl sein.“

Und das war alles, was sie aus ihm herausbekam, aber die Sache brannte ihr auf der Seele. Sie konnte schlafende Hunde nicht ausstehen. Und es regte sich ein quälender Drang in ihr, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Jon mußte es erfahren, so daß entweder sein Gefühl in der Knospe geknickt oder trotz der Vergangenheit blühen und Früchte tragen konnte. Daher beschloß sie, Fleur aufzusuchen und selbst zu urteilen. Wenn June sich zu etwas entschlossen, kam zarte Rücksicht nur in untergeordnetem Maßstabe in Betracht. Schließlich war sie ja Soames' Kusine, und sie hatten beide Interesse für Bilder. Sie wollte zu ihm gehen und ihm sagen, daß er einen Paul Post kaufen müßte, oder vielleicht eine Skulptur von Boris Strumolowski; und natürlich würde sie nichts davon ihrem Vater sagen. Sie ging am folgenden Sonntag und sah so aggressiv aus, daß es ihr einige Schwierigkeiten machte, am Bahnhof in Reading eine Droschke zu bekommen. Die Gegend am Fluß war herrlich in diesen Junitagen, und June schmerzte all diese Schönheit. Sie, die durch das Leben gegangen war, ohne zu wissen, was Vereinigung hieß, hatte eine Liebe zur Schönheit der Natur, die fast krankhaft war. Und als sie an die Stelle kam, wo Soames seine Zelte aufgeschlagen hatte, schickte sie die Droschke fort, weil sie das helle Wasser und die Wälder genießen wollte. Sie erschien

daher als einfache Fußgängerin an seiner Tür und schickte ihre Karte hinein. Es lag in Junes Charakter, zu fühlen, daß sie, wenn ihre Nerven erregt waren, etwas unternommen hatte, was der Mühe wert war. Wenn die Nerven nicht erregt waren, wich sie womöglich jedem Widerstand aus und wußte, daß Noblesse sie nicht verpflichten würde. Sie wurde in ein Wohnzimmer geführt, das, wenn auch nicht in ihrem Stil, doch das Gepräge vornehmer Eleganz zeigte. „Zu viel Geschmack — zu viele Nippsachen,“ dachte sie, dann sah sie in einem alten Spiegel mit Lackrahmen die Gestalt eines jungen Mädchens aus der Veranda kommen. In Weiß gekleidet, mit einigen weißen Rosen in der Hand, glich es, von diesem silbrig grauen Spiegelglas reflektiert, einer Erscheinung, als wäre ein holder Geist aus dem grünen Garten hereingekommen.

„Wie geht es dir?“ sagte June, sich zu ihr wendend.
„Ich bin eine Kusine deines Vaters.“

„Ach ja! Ich sah dich damals in der Konditorei.“

„Mit meinem jungen Stiefbruder. Ist dein Vater zu Haus?“

„Er wird gleich hier sein. Er macht nur einen kleinen Spaziergang.“

June kniff ihre blauen Augen ein wenig zusammen und hob ihr entschlossenes Kinn.

„Du heißest Fleur, nicht wahr? Ich habe durch Holly von dir gehört. Wie findest du Jon?“

Das Mädchen hob die Rosen in seiner Hand, sah sie an und antwortete gelassen:

„Er ist ein ganz netter Junge.“

„Nicht die Spur wie Holly oder ich, wie?“

„Nicht die Spur.“

„Sie ist kühl,“ dachte June.

Und plötzlich sagte das Mädchen: „Sag' mir doch, bitte, weshalb unserer Familien sich nicht vertragen?“

Der Frage gegenüber, die sie ihrem Vater geraten, zu beantworten, war June still; entweder, weil dies Mädchen versuchte, etwas aus ihr herauszubekommen, oder einfach, weil, was man theoretisch tun will, nicht immer das ist, was man tun möchte, wenn es dazu kommt.

„Du weißt,“ sagte Fleur, „daß jemand die Wahrheit vorzuenthalten der sicherste Weg ist, ihn hinter das Schlimmste kommen zu lassen. Mein Vater sagte mir, es sei ein Streit über ein Besitztum gewesen, aber ich glaube es nicht; wir haben ja alle eine Menge aufgehäuft. So bourgeois können sie doch nicht gewesen sein.“

Junes Wangen flammten. Das Wort, das sich auf ihren Großvater und ihren Vater bezog, beleidigte sie.

„Mein Großvater,“ sagte sie, „war sehr großherzig, und mein Vater ist es ebenfalls, keiner von beiden ist im geringsten bourgeois gewesen.“

„Also, was ist es denn?“ wiederholte das junge Mädchen. Als June erkannte, daß diese junge Forsyte hartnäckig zu erlangen suchte, was sie wünschte, beschloß sie sofort, sie daran zu hindern und statt dessen für sich selbst etwas zu erreichen.

„Weshalb willst du es wissen?“

Fleur roch an ihren Rosen. „Ich möchte es nur wissen, weil man es mir nicht sagen will.“

„Nun, es handelt sich um einen Besitz, aber davon gibt es ja mehr als eine Art.“

„Das macht es nur schlimmer. Jetzt muß ich es wirklich wissen.“

Junes kleines, resolutes Gesicht bebte. Sie trug eine runde Mütze, und ihr Haar quoll darunter hervor, sie sah ganz

jung aus in diesem Augenblick, verjüngt durch diesen Kampf.

„Weißt du,“ sagte sie, „ich sah dich dein Taschentuch fallen lassen. Ist irgend etwas zwischen dir und Jon? Weil, falls es so ist, du es lieber auch fallen lassen solltest.“

Das Mädchen wurde blässer, lächelte aber.

„Wenn es so wäre, ist das nicht der Weg, mich dazu zu bewegen.“

Die Tapferkeit dieser Antwort bewog June, die Hand auszustrecken:

„Ich habe dich gern. Du gefällst mir, aber deinen Vater mag ich nicht, ich mochte ihn nie. Wir können ebenso gut offen miteinander sein.“

„Kamst du her, ihm das zu sagen?“

June lachte. „Nein, ich kam her, um dich zu sehen.“

„Wie reizend von dir!“

Dies Mädchen wußte sich zu wehren.

„Ich bin mehr als doppelt so alt wie du,“ sagte June, „aber ich bin ganz deiner Meinung. Es ist scheußlich, wenn man nicht tun kann, was man will.“

Das Mädchen lächelte wieder. „Ich finde wirklich, daß du's mir sagen könntest.“

Wie das Kind auf seinem Willen bestand!

„Es ist nicht mein Geheimnis. Aber ich will sehen, was sich tun läßt, weil ich finde, daß ihr beide, du und Jon, es erfahren müßtet. Und nun will ich mich verabschieden.“

„Willst du nicht warten, um Vater zu sehen?“

June schüttelte den Kopf. „Wie komme ich auf das andere Ufer hinüber?“

„Ich werde dich hinüberraufen.“

„Hör' mal!“ sagte June impulsiv, „das nächstmal, wenn

du in London bist, mußt du mich besuchen. Da hast du meine Adresse. Abends habe ich gewöhnlich junge Leute bei mir. Aber ich an deiner Stelle würde deinem Vater nicht sagen, daß du kommen willst.“

Das Mädchen nickte.

June beobachtete sie beim Rudern im Boot und dachte: „Sie ist außergewöhnlich hübsch und sehr gut gebaut. Ich dachte nie, daß Soames eine so hübsche Tochter haben würde. Sie und Jon würden ein überaus reizendes Paar abgeben.“

Der Trieb, Ehen zu stiften, war, wenn für sich selbst auch verdorrt, immer lebendig in June. Sie blieb stehen, um Fleur beim Zurückrudern zu beobachten; das Mädchen ließ ein Ruder los, ihr mit einer Hand zum Abschied zuzuwinken, und June ging langsam, mit Wehmut im Herzen, zwischen den Wiesen und dem Flusse weiter. Jugend zu Jugend, wie die Libellen, die einander jagten, und Liebe wie die Sonne, die sie durch und durch erwärmte. Ihre Jugend! So lange war es her — als Phil und sie — — Und seitdem? Nichts, keiner war ganz so, wie sie es sich gewünscht. Und so hatte sie auf alles verzichtet. Aber welche Hemmnisse türmten sich um diese beiden jungen Menschen auf, wenn sie sich wirklich liebten, wie Holly glaubte — und wie ihr Vater und Irene und Soames selbst es zu befürchten schienen. Welche Hemmnisse und welche Schranken! Und in ihrem Herzen regten sich Wünsche für die Zukunft, ein Trotz allem Überstandenen gegenüber, die treibende Kraft eines jeden, der glaubt, daß das, was man wünscht, wichtiger sei als alles, was andere nicht wünschten. In der warmen Sommerstille blickte sie vom Ufer auf die Wasserlilien, die Weidenblätter und die Fische an der Oberfläche, atmete den Duft des Grases und der Wiesen-

blumen ein und überlegte, wie sie jeden dazu zwingen könnte, glücklich zu sein. Jon und Fleur! Zwei kleine ‚lahme Enten‘ — entzückende, kahle, gelbe kleine Entlein! Sehr schade! Man könnte sicher etwas für sie tun! Man durfte bei solcher Lage nicht stillschweigend zuschauen. Sie ging weiter und erreichte, heiß und ärgerlich, den Bahnhof.

Ihrer Absicht getreu, ganz offen vorzugehen, was viele Leute veranlaßte, sie zu meiden, sagte sie an diesem Abend zu ihrem Vater:

„Ich bin heute draußen bei Fleur gewesen, Papa. Ich finde sie sehr anziehend. Es hat keinen Zweck, daß wir den Kopf unter die Flügel stecken, meinst du nicht auch?“

Der erschreckte Jolyon stellte sein Gerstenwasser hin und begann sein Brot zu zerkrümeln.

„Du selbst scheinst es aber zu tun. Denkst du denn daran, wessen Tochter sie ist?“ sagte er.

„Können die Toten nicht ihre Toten begraben?“

Jolyon erhob sich.

„Gewisse Dinge können nie begraben werden.“

„Darin stimme ich nicht mit dir überein,“ sagte June. „Es steht allem Glück und Fortschritt im Wege. Du verstehst die Zeit nicht, Papa. Sie weiß nichts anzufangen mit Dingen, die sich überlebt haben. Weshalb glaubst du, es machte so viel aus, daß Jon die Sache von seiner Mutter erfährt? Wer legt jetzt noch Wert auf solche Dinge? Die Ehegesetze sind noch genau so, wie sie waren, als Soames und Irene keine Scheidung erlangen konnten und du einschreiten mußtest. Wir sind weiter gekommen, und sie nicht. Daher kümmert sich niemand mehr darum. Ehe ohne eine anständige Chance sich freizumachen, ist nur eine Art von Sklaverei; Menschen dürften einander nicht gehören.“

Jedermann sieht das jetzt ein. Wenn Irene solche Gesetze übertrat, was liegt daran?“

„Ich habe nicht das Recht, es zu mißbilligen,“ sagte Jolyon, „aber das alles gehört gar nicht hierher. Hier handelt es sich um menschliche Gefühle.“

„Natürlich,“ rief June, „um die Gefühle der beiden jungen Dinger.“

„Meine Liebe,“ erwiderte Jolyon mit sanfter Gereiztheit, „du redest Unsinn.“

„Das tue ich nicht. Wenn sie einander wirklich lieben, warum sollten sie der Vergangenheit wegen unglücklich gemacht werden?“

„Du hast diese Vergangenheit nicht durchlebt. Aber ich habe es — durch die Gefühle meiner Frau, durch meine eigenen Nerven und meine Einbildungskraft, wie nur jemand es kann, der so liebt wie ich.“

June stand ebenfalls auf und wanderte ruhelos auf und ab.

„Wäre sie die Tochter von Phil Bosinney,“ sagte sie plötzlich, „würde ich dich besser verstehen. Irene liebte ihn, aber sie liebte Soames nie.“

Tief aus Jolyons Brust drang ein Ton — ein Ton, wie ihn italienische Bäuerinnen ausstoßen, wenn sie ihre Maultiere anrufen. Sein Herz hatte heftig zu schlagen begonnen, aber er achtete dessen nicht, seine Gefühle rissen ihn mit sich fort.

„Das beweist, wie wenig du davon verstehst. Weder ich noch Jon, so weit ich ihn kenne, würden etwas gegen eine Liebesvergangenheit haben. Hier aber handelt es sich um die Brutalität einer Vereinigung ohne Liebe. Dies Mädchen ist die Tochter eines Mannes, der Jons Mutter einst besaß, wie man eine Negersklavin besitzt. Das Gespenst kannst du nicht aus der Welt schaffen, June, ver-

suche es nicht! Wie könnten wir Jon mit dem Fleisch und Blut des Mannes vereinigt sehen, der Jons Mutter gegen ihren Willen besaß? Diese Wortklauberei hat keinen Zweck, ich möchte es ein- für allemal klar haben. Und jetzt darf ich nicht mehr sprechen, sonst wird mich das die ganze Nacht wach halten.“ Jolyon preßte die Hand auf sein Herz, kehrte seiner Tochter den Rücken zu und schaute auf die Themse hinaus.

June, die nie ein Wespennest sah, bis sie ihren Kopf hineingesteckt hatte, war ernstlich beunruhigt. Sie ging zu ihm hin und schob ihren Arm unter den seinen. Wenn sie auch nicht überzeugt war, daß er recht hatte und sie unrecht, weil das gegen ihre Natur war, machte es doch einen tiefen Eindruck auf sie, daß die Sache ihm offenbar sehr nahe ging. Sie rieb ihre Wange an seiner Schulter und sagte nichts.

Nachdem Fleur ihre ältere Kusine übergesetzt hatte, landete sie nicht gleich, sondern ruderte in das Schilf hinein, in den Sonnenschein. Die friedliche Schönheit des Nachmittags lockte sie für eine Weile, obwohl sie für das Unbestimmte und Poetische nicht viel übrig hatte. Auf dem Felde jenseits des Ufers, wo ihr Boot lag, wendete eine Maschine, die von einem grauen Pferde gezogen wurde, das Heu einer früh gemähten Wiese. Sie beobachtete gebannt, wie das Gras hinter und über den leichten Rädern hervorquoll — es sah so kühl und frisch aus. Das Klappern und Rasseln mischte sich mit dem Rascheln der Weiden und Pappeln und dem Gurren einer Waldtaube zu einem wahren Flußgesang. Neben ihr, in dem grünen Wasser, wanden sich Pflanzen wie gelbe Schlangen und kämpften gegen die Strömung; scheckiges Vieh stand etwas weiterhin

im Schatten und bewegte träge die Schwänze. Es war ein Nachmittag zum Träumen. Und sie nahm Jons Briefe hervor — es waren keine blumenreichen Ergüsse, doch aus den Berichten über Dinge, die er gesehen und getan, sprach ein Sehnen, das ihr sehr wohlthat, und alle endeten mit ‚dein dich liebender J‘. Fleur war nicht sentimental, ihre Wünsche waren stets konkret und ganz bestimmt; was aber von Poesie in der Tochter von Soames und Annette war, hatte sich in diesen Wochen des Wartens zweifellos um ihre Erinnerungen an Jon gesammelt. Sie alle gehörten mit zu Gras und Blüten, zu Blumen und fließenden Wassern. An ihn zu denken war ein Genuß wie der Duft, den ihr gerümpftes Näschen einsog. Die Sterne gaben ihr ein Gefühl, als stünde sie neben ihm mitten auf der Landkarte von Spanien; und am frühen Morgen glaubte sie in den betauten Spinnweben, dem nebligen Gefunkel und der Verheißung des Tages unten im Garten die Verkörperung Jons zu sehen.

Zwei weiße Schwäne kamen majestätisch vorüber, während sie ihre Briefe las, ihnen folgte ihre Brut von sechs jungen Schwänen in einer Reihe mit eben genug Wasser zwischen jedem Schwanz und Kopf, eine Flottille von grauen Zerstörern. Fleur steckte ihre Briefe ein, legte ihre Ruder wieder aus und ruderte an den Landungssteg. Als sie über den Rasenplatz ging, überlegte sie, ob sie ihrem Vater von Junes Besuch etwas sagen sollte. Wenn er es vom Butler erfuhr, könnte er es sonderbar finden, daß sie es nicht tat. Es gab ihr zudem eine neue Chance, den Grund der Fehde aus ihm herauszulocken. Sie ging daher den Weg hinauf, um ihn zu treffen.

Soames war gegangen, sich ein Stück Land anzusehen, auf dem nach dem Vorschlag der Ortsbehörde ein Sanato-

rium für Lungenkranke errichtet werden sollte. Seinem angeborenen Individualismus getreu, kümmerte er sich nicht um lokale Angelegenheiten und begnügte sich damit, die Abgaben zu zahlen, die fortwährend stiegen. Er konnte jedoch diesem neuen und gefährlichen Plan gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Das Grundstück lag keine halbe Meile von seinem Hause. Er war völlig der Meinung, daß das Land die Pflicht hatte, die Tuberkulose auszurotten; aber dies war nicht der Ort dazu. Es mußte weiter fort geschehen. Wie alle echten Forsytes, vertrat er die ganz allgemeine Ansicht, daß irgendwelche Schwächen anderer Leute ihn nichts angingen und der Staat das Seine tun müsse, ohne irgendwie die natürlichen Vorteile zu schmälern, die er erworben oder ererbt hatte. Francie, die Freigeistigste aller Forsytes seiner Generation (ausgenommen vielleicht dieser Jolyon), hatte ihn einmal in ihrer maliziösen Art gefragt: ‚Hast du den Namen Forsyte jemals auf einer Subskriptionsliste gesehen, Soames?‘ Mochte dem sein wie ihm wolle, aber ein Sanatorium würde die Gegend entwerten, und er war bereit, die Petition zu unterzeichnen, die dagegen eingereicht werden sollte. Als er mit diesem festen Entschluß zurückkehrte, sah er Fleur kommen.

Sie war seit kurzem liebevoller gegen ihn, und die stille Zeit mit ihr bei diesem Sommerwetter machte, daß er sich wieder ganz jung fühlte; Annette war fast immer in der Stadt, um irgend etwas zu besorgen, so daß er Fleur beinah soviel für sich hatte, wie er wünschte. Zwar hatte der junge Mont die Gewohnheit angenommen, beinah jeden zweiten Tag auf seinem Motorrad zu erscheinen. Gott sei Dank hatte der junge Mann seine halben Zahnbürsten abrasiert und sah nicht mehr wie ein Windbeutel aus! Mit einer Freundin Fleurs, die zum Besuch im Hause war, und einem

Jüngling aus der Nachbarschaft gaben sie nach Tisch in der Halle zwei Paare zu der Musik der elektrischen Pianola ab, die ohne Beistand und mit einem überraschenden Glanz auf der ausdrucksvollen Oberfläche Foxtrotts spielte. Sogar Annette schwebte dann und wann anmutig im Arm eines oder des andern jungen Mannes auf und ab. Und Soames kam zuweilen an die Tür des Wohnzimmers, hob die Nase und beobachtete sie, in der Erwartung, ein Lächeln von Fleur aufzufangen; dann ging er zurück zu seinem Sessel am Kamin im Wohnzimmer, um die ‚Times‘ oder die Preisliste irgend eines Sammlers durchzusehen. Seine ewig ängstlichen Augen sahen kein Zeichen der Erinnerung an jene Laune bei Fleur.

Als sie ihn auf dem staubigen Weg erreichte, schob er die Hand unter ihren Arm.

„Wer, glaubst du, war hier, dich zu besuchen, Papa? Sie konnte nicht warten! Rate!“

„Ich rate es nie,“ sagte Soames unruhig. „Wer?“

„Deine Kusine June Forsyte.“

Ganz unbewußt drückte Soames ihren Arm. „Was wollte die denn hier?“

„Ich weiß nicht. Aber sie hat es trotz der Fehde gewagt, nicht wahr?“

„Fehde? Was für eine Fehde?“

„Die in deiner Einbildung existiert, mein Lieber.“

Soames ließ ihren Arm los. War das Spott, oder versuchte sie etwas aus ihm herauszulocken?

„Ich denke, sie wollte, daß ich ein Bild von ihr kaufe,“ sagte er endlich.

„Das glaube ich nicht. Vielleicht war es nur Familienanhänglichkeit.“

„Sie ist ja keine rechte Kusine von mir,“ murmelte Soames.

„Und die Tochter deines Feindes.“

„Wie meinst du das?“

„Verzeih, Lieber, ich dachte, daß er es sei.“

„Feind!“ wiederholte Soames. „Es ist eine alte Geschichte. Ich weiß nicht, wo du deine Ideen hernimmst?“

„Von June Forsyte.“

Es kam wie eine Eingebung über sie, daß, wenn er glaubte, sie wisse es oder wäre im Begriff, es zu erfahren, er es ihr sagen würde.

Soames war erschreckt, aber sie hatte seine Vorsicht und seine Hartnäckigkeit unterschätzt.

„Wenn du es weißt,“ sagte er kühl, „wozu quälst du mich?“

Fleur sah, daß sie zu weit gegangen war.

„Ich wollte dich nicht quälen, mein Lieber. Wie du sagst, wozu mehr wissen wollen? Wozu überhaupt etwas von dem ‚kleinen‘ Geheimnis wissen wollen — Je m'en fiche, wie Prosper Profond sagen würde.“

„Dieser Kerl!“ sagte Soames finster.

Dieser Kerl spielte in der Tat diesen Sommer eine bedeutende, wenn auch unsichtbare Rolle — denn er war nicht wieder aufgetaucht. Seit dem Sonntag, wo Fleur, als er über den Rasen schlenderte, seine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hatte, mußte Soames viel an ihn denken, und immer in Verbindung mit Annette, obschon ohne Grund, ausgenommen, daß sie hübscher aussah als je zuvor. Seine Begriffe über Besitz, die seit dem Kriege subtiler, weniger starr und elastischer geworden waren, hatten alle Besorgnis unterdrückt. Wie man auf einen amerikanischen Strom schaut, der ruhig und friedlich vorüberfließt, und weiß, daß vielleicht ein Alligator im Schlamm unten liegt, den Rachen schon emporgestreckt und nicht zu unterscheiden von einem

Stück Holz — so schaute Soames, unbewußt mit Monsieur Profond beschäftigt, auf den Strom seines Daseins, weigerte sich aber, mehr zu sehen als seinen verdächtigen Rachen. In dieser Epoche seines Lebens besaß er eigentlich alles, was er brauchte, und war beinah so glücklich, wie seine Natur es erlaubte. Seine Sinne waren beruhigt, sein Zärtlichkeitsbedürfnis fand volle Befriedigung bei seiner Tochter, seine Sammlung war sehr bekannt, sein Geld gut angelegt, seine Gesundheit ausgezeichnet, abgesehen von einer kleinen Mahnung durch seine Leber dann und wann; er hatte noch nicht angefangen, sich ernstlich Gedanken darüber zu machen, was nach seinem Tode geschehen würde, da er im Grunde davon überzeugt war, daß nichts geschehen würde. Er glich einer seiner eigenen goldsichern Hypotheken, und sich dieser Sicherheit zu berauben, indem er etwas sah, das zu sehen er vermeiden konnte, wäre, wie er instinktiv fühlte, verkehrt und rückständig gewesen. Jene beiden schrumpfligen Rosenblätter, Fleurs Laune und Monsieur Profonds Rachen, würden sich schon wieder glätten, wenn er sich fleißig ihrer annahm.

Ein Zufall, wie er im Leben selbst des bestversicherten Forsyte einmal vorkommt, spielte an diesem Abend einen Leitfaden in Fleurs Hände. Ihr Vater kam ohne Taschentuch zu Tisch herunter und brauchte eins, sich die Nase zu schnauben.

„Ich will dir eins holen, mein Lieber,“ hatte sie gesagt und war nach oben gelaufen. In dem Taschentuchbehälter, wo sie danach suchte — einem alten Ding von ganz verblichener Seide —, waren zwei Abteilungen: eine enthielt Taschentücher, die andere war zugeknöpft und enthielt etwas Hartes, Flaches. In einem kindlichen Impuls knöpfte Fleur sie auf. Es war ein Rahmen und darin eine Photographie

von ihr selbst als kleines Mädchen. Sie betrachtete sie gespannt, wie man es zu tun pflegt, wenn man eine Abbildung von sich sieht. Sie verschob sich unter ihren ungeduldigen Fingern, und sie sah, daß eine andere Photographie dahinter steckte. Da rückte sie die ihre weiter hinunter und bemerkte ein Gesicht, das sie zu kennen meinte, das Gesicht einer sehr gut aussehenden jungen Frau in einem sehr altmodischen Abendkleid. Nachdem sie ihre eigene Photographie wieder darüberschoben hatte, nahm sie ein Taschentuch und ging hinunter. Erst auf der Treppe kam sie darauf, wen das Gesicht darstellte. Sicher — sicher, das war Jons Mutter! Diese Überzeugung traf wie ein Schlag.

Und sie blieb unter dem Ansturm der Gedanken stehen. Aber natürlich! Jons Vater hatte die Frau geheiratet, die ihr Vater heiraten wollte, hatte sie ihm vielleicht weggeschnappt. In der Furcht aber, daß sie durch ihr Wesen verraten könnte, hinter sein Geheimnis gekommen zu sein, wollte sie nicht weiter nachdenken, schüttelte das seidene Taschentuch aus und ging ins Eßzimmer zurück.

„Ich nahm das weichste, Papa.“

„Hm!“ sagte Soames, „ich benutze diese nur nach einem Schnupfen. Aber schadet nichts!“

An diesem Abend gelang es Fleur, sich die Sache zusammenzureimen, als sie sich des Blicks ihres Vaters, dieses sonderbaren Blicks, der eine seltsame kalte Intimität verraten hatte, in der Konditorei damals erinnerte. Er mußte diese Frau sehr geliebt haben, wenn er ihre Photographie solange aufbewahrte, trotzdem er sie verloren hatte. Schonungslos und sachlich sprang sie zu seinem Verhältnis zu ihrer eigenen Mutter über. Hatte er sie jemals wirklich geliebt? Sie glaubte es nicht. Jon war der Sohn der Frau, die er wahrhaft geliebt hatte. Dann dürfte er es seiner Tochter wahr-

haftig nicht verdenken, daß sie ihn liebte, man mußte sich nur daran gewöhnen. Und ein Seufzer der Erleichterung fing sich in den Falten ihres Nachtgewands, das sie über den Kopf streifte.

DRITTES KAPITEL

Zusammentreffen

Jugend wird das Alter nur stoß- und ruckweise gewährt. Jon zum Beispiel hatte das Alter seines Vaters nie gemerkt, bis er aus Spanien zurückkam. Das Gesicht des vierten Jolyon, durch das Warten abgezehrt, erschreckte ihn beinah — es sah so bleich und alt aus. In der Erregung des Wiedersehens war seines Vaters Maske gefallen, so daß der Knabe plötzlich erkannte, wie sehr er ihre Abwesenheit empfunden haben mußte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er ja nicht fort gewollt! Für die Jugend war es aus der Mode, sich dem Alter zu unterwerfen. Aber Jon war durchaus nicht typisch modern. Sein Vater hatte immer so gut mit ihm gestanden, und das Gefühl, gleich wieder mit einem Betragen zu beginnen, das zu ändern sein Vater sechs Wochen Einsamkeit ertragen hatte, war nicht angenehm.

Bei der Frage: „Nun, lieber Junge, wie hat der große Goya dir gefallen?“ bedrückte ihn sein Gewissen sehr. Der große Goya existierte nur, weil er ein Gesicht geschaffen hatte, das Fleur ähnlich sah.

An dem Abend ihrer Rückkehr ging er ganz zerknirscht zu Bett, erwachte aber voll freudiger Erwartung. Es war erst der vierte Juli und vor dem neunten keine Verabredung mit Fleur getroffen. Er sollte drei Tage zu Haus verleben, bevor er aufs Land zurück ging. Irgendwie mußte er es bewerkstelligen, sie zu sehen!

Selbst die liebevollsten Eltern können die unerbittlich wiederkehrende Notwendigkeit von neuen Hosen nicht ableugnen. Am zweiten Tage fuhr Jon daher in die Stadt, und nachdem er sein Gewissen beruhigt hatte, indem er in der Conduit-Street bestellte, was für unentbehrlich gehalten wurde, ging er zur Stratton-Street, wo ihr Klub war. Es wäre ein großer Zufall gewesen, sie jetzt dort zu treffen. Aber er schlenderte die Bond-Street mit klopfendem Herzen hinunter, und fand, daß alle andern jungen Leute ihm überlegen waren. Sie trugen ihre eleganten Kleider mit einer solchen Selbstverständlichkeit, sie waren so sicher; sie waren eben alt. Ihn übermannte plötzlich die Überzeugung, daß Fleur ihn vergessen hatte. Da er in all diesen Wochen so völlig absorbiert von seinen eigenen Gefühlen gewesen, hatte er diese Möglichkeit nie in Betracht gezogen. Er ließ den Kopf hängen, seine Hände waren klamm. Fleur, die mit ihrem Lächeln die ganze Welt erobern konnte — Fleur, die Unvergleichliche! Es war ein böser Augenblick. Allein Jon war stark von der Idee durchdrungen, daß man imstande sein müsse, alles zu ertragen. Und mit diesem guten Vorsatz gewappnet, blieb er vor einem Antiquitätenladen stehen. Diese Straße, der Gradmesser dessen, was einmal die Londoner Season war, unterschied sich in nichts von andern als durch ein paar graue Zylinderhüte und die Sonne, die hineinschien. Jon ging weiter, und an der nächsten Ecke stieß er auf Val Dartie, der in den Iseum Klub wollte, in den er eben gewählt worden war.

„Hallo! Jon! Wohin willst du?“

Jon errötete. „Ich war eben bei meinem Schneider.“

Val sah ihn von oben bis unten an. „Das ist recht! Ich gehe hier hinein um Zigaretten zu bestellen, dann wollen wir zusammen etwas essen.“

Jon nahm es dankend an. Vielleicht erfuhr er durch Val etwas von ihr!

In dem Laden des Tabakhändlers, in den sie jetzt eintraten, sah man die Lage Englands, diesen Alp seiner Presse und Staatsmänner, von einer andern Perspektive aus an.

„Ja, Sir, genau die Zigaretten, die ich Ihrem Vater zu besorgen pflegte. Herr des Himmels! Mr. Montague Dartie war mein Kunde seit — lassen Sie mich nachdenken — seit dem Jahr, wo Melton das Derby gewann. Er war einer meiner besten Kunden.“ Ein leises Lächeln erhellte das Gesicht des Tabakhändlers. „Und wie viele Tips er mir gegeben hat! Ich glaube, er nahm von diesem Jahr an ein paar Hundert jede Woche und wählte nie eine andere Sorte. Ein sehr freundlicher Herr, brachte mir eine Menge Kundschaft. Es tat mir leid, daß ihm das Unglück zustieß. Man vermißt einen alten Kunden wie ihn.“

Val lächelte. Der Tod seines Vaters hatte eine Rechnung abgeschlossen, die wahrscheinlich viel länger unbezahlt geblieben wäre, als irgend eine andere; und in einem Rauchring, den er aus der bewährten Zigarette paffte, meinte er das schnurrbärtige hübsche dunkle, etwas gedunsene Gesicht seines Vaters, von dem einzigen Glorionschein umgeben, zu sehen, den er sich erworben. Hier hatte sein Vater doch als ein Mann, der zweihundert Zigaretten die Woche rauchte, der Tips geben und seine Rechnungen ewig anstehen lassen konnte, doch wenigstens Ruhm geerntet! Für seinen Tabakhändler war er ein Held! Selbst das war ein Vorzug, der sich vererbte!

„Ich zahle bar,“ sagte er, „wieviel?“

„Für seinen Sohn, Sir, und bar — zehneinhalb Shilling. Ich werde Mr. Montague Dartie nie vergessen. Er stand oft

hier und unterhielt sich wohl eine Stunde mit mir. Jetzt gibt es nicht viele wie ihn, wo jeder immer in solcher Eile ist. Der Krieg hat den Manieren sehr geschadet, Sir — sehr geschadet. Sie waren auch mit, wie ich sehe!“

„Nein,“ sagte Val, auf sein Knie schlagend. „Ich bekam das in dem vorigen Krieg. Es hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet, glaube ich. Brauchst du keine Zigaretten, Jon?“

Sehr beschämt murmelte Jon: „Ich rauche nicht, weißt du,“ und sah die Lippen des Tabakhändlers sich verziehen, als wolle er sagen, ‚Guter Gott!‘ oder ‚Jetzt wär’s aber Zeit dazu, Sir!‘

„Das ist recht,“ sagte Val, „bleibe davon, so lange du kannst. Du wirst es brauchen, wenn dich einmal ein Stoß trifft. Das ist also wirklich derselbe Tabak?“

„Genau derselbe, Sir; ein wenig teurer, das ist alles. Wunderbare Zähigkeit — das britische Reich, sage ich immer.“

„Schicken Sie mir jede Woche hundert an diese Adresse und verrechnen Sie monatlich. Komm, Jon.“

Jon betrat den Iseeum Klub mit Neugierde. Außer ab und zu zum Lunch mit seinem Vater im Hotch-Potch, war er noch nie in einem Londoner Klub gewesen. Der Iseeum Klub in seiner anspruchslosen Behaglichkeit änderte sich nicht, konnte sich nicht ändern, so lange George Forsyte in seinem Vorstand saß, wo sein kulinarischer Scharfblick beinah die treibende Kraft war. Der Klub hatte sich der Aufnahme der neuen Reichen widersetzt, und George Forsyte hatte sein ganzes Prestige benötigt, damit Prosper Profond, als echter Sportsman empfohlen, darin aufgenommen werde.

Die beiden lunchten zusammen, als Val und Jon in

das Speisezimmer traten und sich auf den Wink George Forsytes an ihren Tisch setzten. Val mit seinem verschmitzten Blick und seinem liebenswürdigen Lächeln, Jon feierlich und mit gewinnender Schüchternheit in seinem Wesen. Dieser Ecktisch schien ein besonderes Vorrecht zu genießen, als speisten nur Lebenskünstler daran. Jon war fasziniert von der hypnotischen Atmosphäre. Der hohlwangige Kellner servierte mit einer Art freimaurerischer Ehrerbietung. Er schien an George Forsytes Lippen zu hängen, seinen stieren Blick mit förmlicher Teilnahme zu beobachten und die Bewegungen der schweren, mit dem Klubzeichen versehenen Silberbestecke liebevoll zu verfolgen. Sein Arm in der Livree und die vertrauliche Stimme beunruhigten Jon, sie kamen so geheimnisvoll über seine Schulter.

Nachdem George gesagt hatte, „dein Großvater gab mir einmal einen Tip, er war ein verteufelt guter Kenner von Zigarren!“ nahm weder er noch der andere Lebenskünstler die geringste Notiz von ihm, und er war dankbar dafür. Die Unterhaltung drehte sich nur um Pferdezucht und Preise von Pferden, und er hörte anfangs flüchtig zu, voll Staunens, daß es möglich war, soviel Kenntnisse im Kopf zu haben. Er konnte den Blick nicht von dem Antlitz des dunklen Lebenskünstlers wenden — was er sagte, war so überlegt und entmutigend — und mit so schwerfälligen, sonderbaren, spöttischen Worten gesagt. Jon dachte an Schmetterlinge, als er ihn sagen hörte:

„Ich wünschte, Mr. Soames Forsyte interessierte sich für Pferde.“

„Der gute Soames! Der ist ein zu großer Schlaufuchs!“

Mit aller Macht versuchte Jon nicht rot zu werden, während Monsieur Profond fortfuhr:

„Seine Tochter ist ein reizendes Mädels. Mr. Forsyte ist

ein klein bißchen altmodisch. Ich sähe ihn gern einmal vergnügt.“

George Forsyte grinste.

„Darüber machen Sie sich keine Sorge; es geht ihm nicht so schlecht, wie es aussieht. Er zeigt nie seine Freude an etwas — sie könnte ihm am Ende genommen werden. Der gute alte Soames! Einmal gebissen, wird man scheu!“

„Wenn du fertig bist, Jon,“ sagte Val hastig, „wollen wir gehen und Kaffee trinken.“

„Wer waren die beiden?“ fragte Jon auf der Treppe. „Ich verstand nicht recht — —“

„Der alte George Forsyte ist ein rechter Vetter deines Vaters und meines Onkels Soames. Er war immer hier. Der andere, Profond, ist ein schnurriger Kauz. Ich glaube, er ist hinter Soames' Frau her.“

Jon sah ihn erschreckt an. „Aber das ist ja furchtbar,“ sagte er. „Ich meine für — Fleur!“

„Glaube nicht, daß Fleur sich viel daraus macht; sie ist sehr modern.“

„Ihre Mutter!“

„Du bist noch sehr grün, Jon.“

Jon errötete. „Mütter,“ stammelte er entrüstet, „sind verschieden.“

„Da hast du recht,“ sagte Val plötzlich; „aber es ist nicht so wie damals, als ich in deinem Alter war. Jetzt denkt man: ‚Heute rot, morgen tot.‘ Das ist's, was George Forsyte mit Onkel Soames meinte. Er denkt nicht daran, morgen tot zu sein.“

Jon sagte rasch: „Was ist zwischen ihm und meinem Vater?“

„Stallgeheimnis, Jon. Folge meinem Rat und frage nicht danach. Du hast nichts davon, wenn du es weißt. Einen Likör?“

Jon schüttelte den Kopf.

„Ich hasse es, wenn einem alles verschwiegen wird,“ sagte er, „und man dann verhöhnt wird, weil man zu grün ist.“

„Nun, du kannst Holly fragen. Wenn sie es dir nicht sagen will, wirst du doch glauben, daß es zu deinem Besten geschieht, denke ich.“

Jon erhob sich. „Ich muß jetzt gehen; vielen Dank für den Lunch.“

Val lächelte halb mitleidig und doch amüsiert. Der Junge sah so erregt aus.

„Also wir sehen uns am Freitag!“

„Ich weiß nicht,“ murmelte Jon.

Er wußte es wirklich nicht. Dies verschworene Schweigen brachte ihn zur Verzweiflung. Es war demütigend, wie ein Kind behandelt zu werden! Unmutig ging er zur Stratton Street zurück. Aber er wollte jetzt in ihren Klub gehen und schon dahinter kommen! Auf seine Frage erhielt er zur Antwort, daß Miß Forsyte nicht im Klub sei. Sie komme vielleicht später. Sie käme häufig am Montag — aber sie könnten es nicht sagen. Jon sagte, daß er wiederkommen würde, und ging durch den Green Park, wo er sich unter einem Baum niederwarf. Die Sonne schien hell, und ein leiser Wind bewegte die Blätter der jungen Linde, unter der er lag; aber das Herz tat ihm weh. Soviel Finsternis sammelte sich um sein Glück. Er hörte die große Turmuhr von Westminster drei schlagen. Der Ton regte ihn an, er nahm ein Stück Papier heraus und begann mit einem Bleistift darauf zu kritzeln. Er hatte eine Stanze niedergeschrieben und dachte über den zweiten Vers nach, als etwas Hartes seine Schulter berührte — ein grüner Sonnenschirm. Und über ihm stand Fleur!

„Man sagte mir, daß du dagewesen bist und zurück-

kommen wolltest. Da dachte ich, daß du vielleicht hier draußen wärst; und nun bist du da — es ist herrlich!“

„O! Fleur! Ich dachte, du hättest mich vergessen.“

„Wenn ich dir doch sagte, daß ich es nicht würde.“

Jon ergriff ihren Arm.

„Das Glück ist zu groß! Laß uns fortgehen von hier.“

Er zog sie beinah durch den fast zu sinnreich angelegten Park, um ein Versteck zu finden, wo sie sitzen und sich bei den Händen halten konnten.

„Hat nicht jemand angebissen?“ sagte er und sah auf ihre Wimpern, die sich von den Wangen hoben.

„Da ist so ein junger Idiot, aber er zählt nicht mit.“

Jon fühlte ein wenig Mitleid mit dem — jungen Idioten.

„Ich hatte einen Sonnenstich, weißt du; ich sagte dir nichts davon.“

„Wirklich? War es interessant?“

„Nein, Mutter war ein Engel. Ist dir irgend etwas zugestoßen?“

„Nichts. Außer, daß ich glaube, herausbekommen zu haben, was zwischen unsern Familien war.“

Sein Herz begann sehr schnell zu klopfen.

„Ich glaube, mein Vater wollte deine Mutter heiraten, und dein Vater bekam sie statt dessen.“

„O!“

„Ich fand zufällig eine Photographie von ihr, sie steckte in einem Rahmen hinter einer Photographie von mir. Wenn er sie sehr geliebt hat, mußte ihn das natürlich rasend machen, nicht wahr?“

Jon dachte einen Augenblick nach. „Nicht, wenn sie meinen Vater mehr liebte.“

„Aber nimm an, sie waren verlobt?“

„Wenn wir verlobt wären und du glaubtest, einen andern

mehr zu lieben, würde ich verrückt, aber ich würde es dir nie nachtragen.“

„Ich täte es. Du mußt das nie mit mir machen, Jon.“

„Mein Gott! Niemals!“

„Ich glaube nicht, daß er meine Mutter wirklich jemals sehr liebte.“

Jon schwieg. Vals Worte, und die beiden Herren im Klub!

„Du siehst, wir wissen es nicht,“ fuhr Fleur fort, „es mag ein großer Schlag für ihn gewesen sein. Sie hat sich ihm gegenüber vielleicht schlecht benommen. Das kommt vor!“

„Meine Mutter hätte so etwas nicht getan.“

Fleur zuckte die Achseln. „Ich finde, daß wir nicht viel über unsere Väter und Mütter wissen. Wir beurteilen sie danach, wie sie u n s behandeln; aber sie haben andere behandelt, bevor wir geboren waren, weißt du — eine Menge sogar, nehme ich an. Sie sind beide alt, siehst du. Sieh deinen Vater an, mit drei verschiedenen Familien!“

„Gibt es in diesem ganzen verwünschten London nicht einen Ort, wo wir allein sein können,“ rief Jon.

„Nur ein Auto.“

„Dann wollen wir eins nehmen.“

Als sie eingestiegen waren, fragte Fleur plötzlich: „Fährst du zurück nach Robin Hill? Ich möchte gern sehen, wo du lebst, Jon. Ich bleibe die Nacht bei meiner Tante, aber ich könnte zur Zeit zu Tisch zurück sein. Ich würde natürlich nicht ins Haus kommen.“

Jon starrte sie entzückt an.

„Großartig! Ich kann es dir vom Wäldchen aus zeigen, wir werden niemand begegnen. Um vier geht ein Zug.“

Der Gott des Besitzes und seine Forsytes, die großen und

die kleinen, Müßigen, Beamte, Kaufleute oder Angestellte, arbeiteten wie die Arbeiterklasse noch ihre sieben Stunden den Tag, so daß die beiden der vierten Generation in einem staubigen, sonnendurchwärmten leeren Abteil erster Klasse des frühen Zuges nach Robin Hill hinausfahren konnten. Sie fuhren in wonnigem Schweigen und hielten sich bei den Händen.

Auf dem Bahnhof sahen sie niemand außer Gepäckträgern und ein paar Dorfbewohnern, die Jon nicht kannte, und gingen den Heckenweg hinauf, der nach Staub und Geißblatt roch.

Für Jon, der sich ihrer jetzt sicher fühlte und keine Trennung zu fürchten brauchte, war es ein wunderbares Schlendern, wunderbarer als das Umherstreifen auf den Hügeln oder am Ufer der Themse damals. Es war verklärte Liebe — einer jener leuchtenden Tage im Leben, wo jedes Wort und jedes Lächeln, jede leise Berührung war wie kleine goldenrote und blaue Schmetterlinge und Blumen und Vögel, die mit dazu gehörten — ein glückliches Beisammensein ohne jeden Nachgedanken, das siebenunddreißig Minuten währte. Sie erreichten das Wäldchen zur Zeit des Melkens. Jon wollte sie nicht bis auf den Wirtschaftshof mitnehmen, nur bis dahin, von wo aus sie das Feld sehen konnte, das zu den Gärten führte, und das Haus dahinter. Sie bogen unter die Lärchenbäume ein, und plötzlich, bei einer Biegung des Weges, stießen sie auf Irene, die auf einem alten Baumstumpf saß.

Es gibt verschiedene Arten von Erschütterungen. Sie können die Rückenwirbel treffen, die Nerven, das moralische Gefühl und, gewaltiger und nachhaltiger, die persönliche Würde. Dies war bei Jon der Fall, als er so unvermutet auf seine Mutter stieß. Er war sich plötzlich bewußt, daß

er etwas Taktloses begangen. Hätte er Fleur offen hergebracht — ja! Aber sich so einzuschleichen! Trotz seiner tiefen Scham trat er seiner Mutter doch so unbefangen entgegen, wie seine Natur es ihm erlaubte.

Fleur lächelte, ein wenig trotzig; das verwunderte Gesicht seiner Mutter verwandelte sich rasch in ein unpersönliches, freundliches. Sie war es, die die ersten Worte sprach:

„Es freut mich, Sie zu sehen. Es ist sehr hübsch von Jon, daß er daran gedacht hat, Sie uns zu bringen.“

„Wir wollten gar nicht ins Haus,“ entfuhr es Jon. „Ich wollte Fleur gern zeigen, wo ich wohne.“

Seine Mutter sagte ruhig:

„Wollen Sie nicht zum Tee hereinkommen?“

Er fühlte, daß der Mangel an Erziehung sich durch seine Worte verschärft hatte, und hörte Fleur antworten:

„Danke vielmals, ich muß zu Tisch zu Haus sein. Ich traf Jon nur zufällig, und wir dachten es uns so hübsch, sein Heim zu sehen.“

Wieviel Selbstbeherrschung sie besaß!

„Natürlich, aber Sie müssen zum Tee bleiben. Wir schicken Sie dann zur Station. Mein Mann wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Der Ausdruck in den Augen seiner Mutter, die einen Augenblick auf ihm weilten, schmetterte ihn nieder — er fühlte sich wie ein Wurm. Dann ging sie voran, und Fleur folgte ihr. Er kam sich vor wie ein Kind, als er da hinter den beiden einhertrottete, die so gewandt über Spanien und Wansdon, über das Haus da oben und den grasigen Abhang sprachen. Er beobachtete den Kampfblick ihrer Augen, als sie — die beiden, die er am meisten liebte in der Welt — einander musterten.

Er sah seinen Vater mager, alt und elegant, ein Bein über

das andere geschlagen, unter der Eiche sitzen, und litt im voraus unter der Einbuße seines Ansehens in den Augen dieser stillen Gestalt; schon fühlte er die leise Ironie, die in seine Stimme und sein Lächeln kommen würde.

„Dies ist Fleur Forsyte, Jolyon; Jon brachte sie her, damit sie das Haus kennen lerne. Wir wollen gleich Tee trinken — sie muß den Zug erreichen. Sage es den Leuten, Jon, und telephoniere in den ‚Drachen‘ nach einem Wagen.“

Sie mit ihnen allein zu lassen, war seltsam und doch, wie seine Mutter es zweifellos vorhergesehen, im Augenblick das kleinste Übel; er lief also zum Haus hinauf. Jetzt würde er Fleur nicht mehr allein sehen — nicht eine Minute, und sie hatten kein neues Zusammentreffen verabredet! Als er unter dem Schutz der Mädchen und des Teegeschirrs zurückkam, war keine Spur von Verlegenheit mehr unter dem Baum; nur bei ihm selbst noch, und nicht weniger darum. Sie sprachen von der Galerie in der Cork Street.

„Wir Nachzügler,“ sagte sein Vater, „kämen gern dahinter, weshalb wir das neue Zeug nicht schätzen können; Jon und Sie müssen es uns sagen.“

„Es soll satirisch sein, nicht wahr?“ fragte Fleur.

Er sah das Lächeln seines Vaters.

„Satirisch? O! ich glaube, es ist mehr als das. Was meinst du, Jon?“

„Ich weiß nicht,“ stammelte Jon. Das Gesicht seines Vaters verfinsterte sich plötzlich.

„Die Jugend ist unser, unserer Götter und unserer Ideale müde. Fort mit ihnen — sagen sie — stürzt ihre Götterbilder. Und kehren wir zum — Nichts zurück! Und bei Gott, sie haben es getan! Jon ist ein Dichter. Er wird auch hingehen und zertrümmern, was von uns noch übrig ist. Besitz, Schönheit, Gefühl — alles Rauch. Wir

dürfen nichts besitzen heutzutage, nicht einmal Gefühle. Sie sind — dem Nichts im Weg!“

Jon hörte zu, bestürzt, beinah entsetzt über die Worte seines Vaters, hinter denen er einen Sinn fühlte, den er nicht verstand. Er hatte nicht die Absicht, irgend etwas zu zertrümmern!

„Das Nichts ist der Gott von heute,“ fuhr Jolyon fort; „wir sind dahin zurückgekehrt, wo die Russen vor sechzig Jahren standen, als sie den Nihilismus aufbrachten.“

„Nein, Papa,“ rief Jon plötzlich, „wir wollen nur l e b e n, und wir wissen nicht wie, weil die Vergangenheit im Wege steht, das ist alles!“

„Alle Wetter!“ sagte Jolyon, „das ist tief, Jon. Stammt das von dir? Die Vergangenheit! Alter Besitz, alte Leidenschaften und ihre Nachlese. Na, rauchen wir eine Zigarette.“

Jon hatte bemerkt, wie seine Mutter rasch ihre Hand an die Lippen gelegt, wie um ihn zum Schweigen zu bringen, und reichte die Zigaretten herum. Nachdem sein Vater und Fleur mit Feuer versehen waren, zündete er auch eine für sich an. Hatte er den Stoß bekommen, von dem Val gesprochen? Der Rauch war blau, wenn er ihn nicht durch die Nase blies, und grau, wenn er es tat; es war ein angenehmes Gefühl und das Rauchen beruhigte ihn. Er war froh, daß niemand sagte: ‚Nun hast du also auch damit angefangen!‘ Er fühlte sich weniger jung.

Fleur sah auf ihre Uhr und erhob sich. Seine Mutter ging mit ihr ins Haus. Jon blieb bei seinem Vater und paffte seine Zigarette.

„Bringe sie an den Wagen, lieber Junge,“ sagte Jolyon; „und wenn sie fort ist, bitte Mutter, zu mir zurückzukommen.“

Jon ging. Er wartete in der Halle. Er brachte sie zum

Wagen. Keine Gelegenheit für ein Wort, kaum für einen Händedruck. Er wartete den ganzen Abend darauf, daß sie etwas sagen sollten. Sie taten es nicht. Es war, als sei nichts geschehen. Er ging hinauf und zu Bett, und im Spiegel des Toilettetisches sah er sich. Er sprach nicht, noch tat sein Abbild es, doch beide sahen aus, als dächten sie desto mehr.

VIERTES KAPITEL

In der Green Street

Es war ungewiß, ob der Eindruck, daß Prosper Profond gefährlich war, auf seinen Versuch, Val die Mayflystute zu schenken, einer Bemerkung Fleurs: ‚Er ist wie die Heerscharen Midians — er streift unaufhörlich umher‘, seiner albernen Frage an Jack Cardigan: ‚Was hat es für einen Zweck, sich gut ‚in Form‘ zu halten?‘ zurückzuführen war oder einfach auf die Tatsache, daß er ein Fremder war oder ein Ausländer, wie es jetzt genannt wurde. Sicher war, daß Annette ganz besonders hübsch aussah, und daß Soames ihm seinen Gauguin verkauft und dann den Scheck zerrissen hatte, so daß Monsieur Profond selbst sagte: ‚Ich bekam das kleine Bild nicht, das ich von Mr. Forsyte gekauft habe.‘

Wie argwöhnisch man ihn auch betrachtete, besuchte er Winifreds immergrünes Haus in der Green Street doch mit einer gutmütigen Abgestumpftheit, die niemand für Naivität ansah, ein Wort, das auf Monsieur Profond auch kaum anwendbar war. Winifred fand ihn immer noch ‚amüsant‘ und schrieb zuweilen kleine Billets an ihn, in denen sie ihn zu einem ‚gemütlichen Abend‘ einlud; es war ihr eine Lebensbedingung, die üblichen Phrasen aufrecht zu erhalten.

Das Geheimnis, das ihn nach Ansicht aller umgab, lag darin, daß er alles getan, gesehen, gewußt und nichts daran gefunden hatte — das war unnatürlich. Der englische Typ des Blasierten war Winifred, die sich immer in vornehmen Kreisen bewegt hatte, vertraut genug. Er hatte etwas

Distinguiertes, hatte ein eigenes Gepräge, so daß man auf seine Kosten dabei kam. Aber an keiner Sache etwas zu finden, nicht als Pose, sondern weil nichts daran war, war nicht englisch; und was nicht englisch war, mußte man unwillkürlich für gefährlich halten, wenn auch nicht gerade für schlechte Manier. Es war wie die Stimmung, die der Krieg hinterlassen hatte, finster, dumpf, lächelnd, gleichgültig, war als höre man sie ausgesprochen von dicken roten Lippen über einem kleinen diabolischen Bart. Es war, wie Jack Cardigan es ausdrückte, für den englischen Charakter — ‚ein wenig zu stark‘ — denn wenn wirklich nichts einer Erregung wert war, gab es doch immer noch Spiele, bei denen man sie finden konnte! Selbst Winifred, die im Herzen stets eine Forsyte war, fühlte, daß man von einer solchen blasierten Stimmung nichts hatte und sie daher völlig überflüssig sei. Monsieur Profond gab diese Stimmung in der Tat viel zu offen zu erkennen in einem Lande, das solche Wahrheiten mit Anstand verhüllte.

Als Fleur nach ihrer eiligen Rückkehr von Robin Hill an diesem Abend zu Tisch herunterkam, stand er am Fenster von Winifreds kleinem Wohnzimmer und schaute mit einer Miene auf die Green Street hinunter, als sähe er nichts darin. Und rasch starrte Fleur mit einer Miene in den Kamin, als sähe sie ein Feuer, das nicht da war.

Monsieur Profond kam vom Fenster. Er war in vollem Staat, mit weißer Weste und einer weißen Blume im Knopfloch.

„Nun, Miß Forsyte,“ sagte er, „ich freuen mich un-
gemein, Sie zu sehen. Geht es Mr. Forsyte gut? Ich sagten
heute gerade, daß ich ihn gern einmal vergnügt sähe. Er
ist verstimmt.“

„Finden Sie?“ sagte Fleur kurz.

„Verstimmt,“ wiederholte Monsieur Profond, das „r“ rollend.

Fleur drehte sich um. „Soll ich Ihnen sagen,“ sagte sie, „was ihm Vergnügen machen würde?“ Aber die Worte: „Zu hören, daß Sie verduftet wären,“ erstarben bei dem Ausdruck in seinem Gesicht. Alle seine schönen weißen Zähne waren sichtbar.

„Ich hörte heute im Klub von seinem alten Kummer.“

Fleur riß die Augen auf. „Wie meinen Sie das?“

Monsieur Profond bewegte seinen glatten Kopf, wie um seine Behauptung einzuschränken.

„Bevor Sie geboren waren, die kleine Geschichte,“ sagte er.

Obwohl sie merkte, daß er sie klüglich von seinem eigenen Anteil an der Verstimmung ihres Vaters ablenkte, war es Fleur nicht möglich, einer Anwandlung von nervöser Neugierde zu widerstehen. „Sagen Sie mir, was Sie hörten.“

„Aber,“ sagte Monsieur Profond, „das wissen Sie ja alles.“

„Das nehme ich wohl an. Aber ich wüßte gern, ob Sie nicht Falsches gehört haben.“

„Seine erste Frau,“ murmelte Monsieur Profond.

Sie unterdrückte die Worte: „Er war vorher nie verheiratet,“ und sagte: „Nun, was ist über sie zu sagen?“

„Mr. George Forsyte erzählte mir, daß die erste Frau Ihres Vaters später seinen Vetter Jolyon geheiratet hätte. Es war ein wenig unangenehm für ihn, glaube ich. Ich sah ihren Sohn — ein hübscher Junge!“

Fleur sah auf. Monsieur Profonds diabolisches Gesicht verschwamm vor ihr. Das also — der Grund! Mit heroischer Anstrengung gelang es ihr, die verschwimmenden Züge festzuhalten. Sie wußte nicht, ob er es bemerkt hatte. Und gerade da kam Winifred herein.

„O! Da seid ihr beide ja schon! Imogen und ich hatten einen höchst amüsanten Nachmittag im Babybazar.“

„Was für Babys?“ fragte Fleur mechanisch.

„Die Säuglingsfürsorge. Ich machte solch einen guten Kauf, meine Liebe. Eine alte armenische Arbeit — vorsintflutlich. Ich möchte Ihre Ansicht darüber, Prosper.“

„Tantchen,“ flüsterte Fleur plötzlich.

Bei dem Ton in der Stimme des Mädchens trat Winifred dicht zu ihr.

„Was ist dir? Bist du nicht wohl?“

Monsieur hatte sich ans Fenster zurückgezogen, wo er außer Hörweite war.

„Tantchen, er — er sagte mir, daß Vater früher verheiratet war. Ist es wahr, daß er sich scheiden ließ und sie Jon Forsytes Vater heiratete?“

Nie im Leben als Mutter von vier kleinen Darties hatte Winifred sich in ernsterer Verlegenheit befunden. Das Gesicht ihrer Nichte war so blaß, ihre Augen so dunkel und ihre Stimme so flüsternd und angestrengt.

„Dein Vater wünschte nicht, daß du es erfahren solltest,“ sagte sie mit all dem Nachdruck, den sie aufbringen konnte. „So etwas kommt vor. Ich habe ihm oft geraten, es dir zu sagen.“

„O!“ sagte Fleur, und das war alles, aber es veranlaßte Winifred, ihr die Schulter zu streicheln — eine feste kleine Schulter, hübsch und weiß! Sie hatte immer einen lobenden Blick in Bereitschaft für ihre Nichte, die natürlich verheiratet werden mußte — wenn auch nicht mit diesem Knaben Jon.

„Wir haben diese Sache, die schon Jahre und Jahre zurückliegt, ganz vergessen,“ sagte sie tröstend. „Komm jetzt zum Essen!“

„Nein, Tantenchen. Mir ist nicht ganz wohl. Darf ich nach oben gehen?“

„LiebesKind!“ murmelte Winifred betroffen, „du nimmst dir das doch nicht zu Herzen? Du bist ja noch gar nicht richtig in die Gesellschaft gekommen! Der Junge ist ein Kind!“

„Welcher Junge? Ich habe nur Kopfweh. Aber ich kann den Mann dort heute nicht vertragen.“

„Gut, gut,“ sagte Winifred, „geh nach oben und lege dich hin. Ich werde dir etwas Brom hinaufschicken und werde mit Prosper Profond reden. Wozu mußte er schwatzen? Obgleich ich sagen muß, daß ich es für viel besser halte, wenn du es weißt.“

Fleur lächelte. „Ja,“ sagte sie und schlüpfte aus dem Zimmer.

Ihr wirbelte der Kopf, als sie hinaufging, sie spürte eine Trockenheit im Halse, ein unruhiges, erschrockenes Gefühl in der Brust. Bis jetzt hatte sie noch niemals in ihrem Leben auch nur unter einer vorübergehenden Furcht davor gelitten, daß sie nicht bekommen würde, was ihr am Herzen lag. Die Aufregungen des Nachmittags waren gerade stark genug, und diese grausame Entdeckung jetzt noch dazu hatten ihr wirklich Kopfweh gemacht. Kein Wunder, daß ihr Vater die Photographie so heimlich hinter der ihren versteckt hatte — er schämte sich, sie behalten zu haben! Aber konnte er Jons Mutter hassen und doch ihre Photographie aufbewahren? Sie preßte die Hände an die Stirn und versuchte, die Dinge klar zu sehen. Hatten sie es Jon gesagt — hatte ihr Besuch in Robin Hill sie gezwungen, es ihm zu sagen? Darauf kam jetzt alles an! Sie wußte es, alle wußten es, außer — vielleicht — Jon!

Sie wanderte auf und ab, biß sich in die Lippen und dachte angestrengt nach. Jon liebte seine Mutter. Wenn

sie es ihm gesagt hatten, was würde er tun? Sie wußte es nicht. Doch wenn sie es ihm nicht gesagt hatten, sollte sie dann nicht — konnte sie ihn nicht für sich haben — sich mit ihm verheiraten, bevor er es erfuhr? Sie rief sich die Eindrücke von Robin Hill zurück. Das Gesicht seiner Mutter, so passiv, mit den dunklen Augen und dem wie gepuderten Haar, seiner Zurückhaltung, seinem Lächeln — machte ihr Kopfzerbrechen; und das seines Vaters — das so gütig war, so eingefallen, so ironisch ebenfalls. Sie fühlte instinktiv, daß sie davor zurückschrecken würden, es ihm zu sagen, selbst jetzt noch, davor zurückschrecken würden, ihn zu verletzen — denn natürlich würde es ihn furchtbar verletzen, wenn er es erfuhr!

Ihre Tante durfte ihrem Vater nicht sagen, daß sie es wußte. Solange man weder von ihr noch von Jon annahm, es zu wissen, war noch eine Aussicht — konnte sie frei ihrer Wege gehen und erhalten, was ihr so am Herzen lag. Aber ihre Einsamkeit überwältigte sie fast. Alle waren gegen sie — aber auch alle! Es war, wie Jon gesagt hatte — er und sie wollten nur leben und die Vergangenheit war ihnen im Wege, eine Vergangenheit, an der sie nicht teil hatten und die sie nicht verstanden! Es war eine Schmach! Und plötzlich fiel ihr June ein. Ob sie ihnen helfen würde? Denn eigentlich hatte June den Eindruck gemacht, als sympathisiere sie mit ihrer Liebe und mißbillige Hindernisse. Doch ganz instinktiv dachte sie: ‚Ich möchte doch lieber nichts sagen, auch ihr nicht. Ich wage es nicht! Ich will nur Jon, ihnen allen zum Trotz.‘

Ihr wurde Suppe gebracht und eins von Winifreds Lieblingmitteln gegen Kopfweh. Sie verschlang beides. Dann erschien Winifred selbst. Fleur eröffnete ihren Kampf mit den Worten:

„Du weißt, Tantchen, ich möchte nicht, daß die Leute glauben, ich sei verliebt in den Jungen. Ich habe ihn ja kaum gesehen.“

Winifred war zwar erfahren, aber nicht ‚fine‘. Sie nahm die Bemerkung mit großer Erleichterung auf. Natürlich war es nicht angenehm für das Mädchen, von dem Familienskandal zu hören, und sie bemühte sich, die Sache als belanglos hinzustellen, eine Aufgabe, für die sie sich außerordentlich gut eignete, da sie von einer gemütlichen Mutter und einem Vater ‚vornehm erzogen‘ war, dessen Nerven nicht erregt werden durften, und sie außerdem viele Jahre hindurch die Frau Montague Darties gewesen war. Ihre Darstellung der Sachlage war ein Meisterstück absichtlicher Unterschätzung. Die erste Frau von Fleurs Vater sei sehr töricht gewesen. Es sei da ein junger Mann gewesen, der überfahren wurde, und sie hatte Fleurs Vater verlassen. Dann, Jahre danach, wo alles wieder hätte in Ordnung kommen können, hatte sie ihren Vetter Jolyon kennen gelernt, und ihr Vater war natürlich genötigt gewesen, sich scheiden zu lassen. Niemand außer der Familie erinnere sich noch der Sache. Und vielleicht hatte sich so alles zum besten gewendet; ihr Vater habe sie, und Jolyon und Irene wären sehr glücklich, sagt man, und ihr Junge ein hübscher Junge. „Und daß Val Holly hat, ist auch eine Art Pflaster, weißt du?“ Mit diesen tröstlichen Worten streichelte Winifred die Schulter ihrer Nichte und dachte dabei: „Sie ist ein hübsches, volles, kleines Ding!“ Darauf ging sie zu Prosper Profond zurück, der trotz seiner Indiskretion an diesem Abend sehr ‚amüsan‘ war.

Für einige Minuten, nachdem ihre Tante gegangen war, blieb Fleur geistig und körperlich unter der Einwirkung von Brom. Doch dann kehrte die Wirklichkeit zurück. Ihre

Tante hatte alles weggelassen, worauf es ankam — alle Gefühle, Haß, Liebe, die Unversöhnlichkeit leidenschaftlicher Herzen. Sie, die noch so wenig vom Leben wußte und nur einen Hauch der Liebe gespürt hatte, empfand ganz instinktiv, daß Worte so wenig Beziehung zu Tatsachen und Gefühlen haben wie Münzen zu dem Brot, das sie kaufen. „Armer Vater!“ dachte sie. „Ich Arme! Armer Jon! Aber einerlei, ich muß ihn haben!“ Von dem Fenster des verdunkelten Zimmers sah sie „jenen Mann“ aus der Tür unten treten und sich entfernen. Wenn er ihre Mutter — wie würde das auf ihre Aussichten wirken? Sicherlich würde es ihren Vater noch enger an sie binden, so daß er schließlich in alles einwilligen würde, was sie wünschte, oder sich schneller mit dem versöhnen, was sie ohne sein Wissen tat.

Sie nahm etwas Erde aus dem Blumenkasten im Fenster und warf sie mit aller Kraft der verschwindenden Gestalt nach. Es traf nicht, aber die Handlung tat ihr wohl.

Und aus der Green Street kam ein leiser Lufthauch, gar nicht süß, der nach Petroleum roch.

FÜNFTES KAPITEL

Reine Forsyte-Angelegenheiten

Soames, der mit der Absicht in die City kam, später in der Green Street vorzusprechen und Fleur mit nach Haus zu nehmen, litt unter seinen grübelnden Gedanken. Als stiller Teilhaber kam er jetzt selten in die City, aber er hatte noch ein eigenes Zimmer bei Cuthcott Kingson und Forsyte nebst einem Buchhalter und einem Gehilfen für die Verwaltung von rein Forsyteschen Angelegenheiten. Sie waren gerade jetzt etwas in Fluß gekommen — es war ein günstiger Augenblick für den Verkauf von Häusern. Und Soames hatte über die Grundstücke seines Vaters, Onkel Rogers und teilweise die seines Onkels Nicholas zu verfügen. Seine kluge und selbstverständliche Redlichkeit in allen Geldangelegenheiten hatte ihn auf dem Gebiet dieses ihm anvertrauten Guts völlig unabhängig gemacht. Hatte Soames eine bestimmte Meinung von etwas, so konnte man sich die Mühe sparen, sich ebenfalls eine zu bilden. Er garantierte förmlich Unverantwortlichkeit bei zahlreichen Forsytes der dritten und vierten Generation. Seine Mitverwalter, die Vettern Roger und Nicholas, seine angeheirateten Vettern Tweetyman und Spender, oder der Mann seiner Schwester Cicely, schenkten ihm alle ihr Vertrauen; er unterzeichnete zuerst, und wo er unterzeichnet hatte, taten sie es ebenfalls, und niemand hatte einen Penny Schaden dabei. Gerade jetzt standen die Dinge besonders günstig und Soames konnte anfangen, auf den Abschluß

gewisser Unternehmungen zu rechnen; es blieb nur noch die Verteilung des Vermögens aus Hypotheken, die so sicher angelegt waren, wie es mit dieser Zeit vereinbar war.

Als er aus den mehr fieberhaften Teilen der City in das vollkommene Stauwasser Londons kam, ward er nachdenklich. Geld war außerordentlich knapp, und die Moral außerordentlich locker! Das war eine Folge des Krieges. Die Banken liehen nichts, und die Leute brachen überall ihre Kontrakte. Es lag etwas in der Luft und in dem Ausdruck der Gesichter, das ihm nicht gefiel. Das Land schien dem Spiel und dem Bankrott verfallen. Er empfand eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, daß weder sein Besitz noch die ihm anvertrauten Grundstücke mit Hypotheken belastet waren, die durch irgend etwas, das auch weniger wahn-sinnig war als die Einstellung der staatlichen Zinszahlungen oder eine Kapitalsabgabe, berührt werden konnten. Wenn es etwas gab, an das Soames glaubte, so war es der ‚englische gesunde Menschenverstand‘, wie er es nannte — oder die Macht, die Dinge, wenn nicht auf die eine, so doch auf die andere Art zu erhalten. Zwar hätte er — wie sein Vater vor ihm — sagen können, er wisse nicht, wie alles kommen werde, aber er glaubte im Herzen nie daran, daß etwas geschehen würde. Wenn es nach ihm ginge, käme es nicht dazu, und schließlich war er nur ein Engländer, wie andere auch, hielt in aller Ruhe hartnäckig an allem fest, was er besaß, und wußte, daß er sich nie davon trennen würde, ohne etwas mehr oder weniger Gleichwertiges dafür einzutauschen. Er verlor nie sein Gleichgewicht in materiellen Angelegenheiten, und seine Art, die nationale Lage in einer Welt zu beurteilen, die aus menschlichen Wesen bestand, war schwer zu widerlegen. Man nehme zum Beispiel seine eigene Lage! Er war wohlhabend. Beeinträch-

tigte das irgend jemand? Er nahm nicht zehn Mahlzeiten am Tage ein; er aß so viel, vielleicht nicht einmal so viel, wie ein armer Mann. Er vergeudete das Geld nicht lasterhaft, atmete nicht mehr Luft, verbrauchte nicht wesentlich mehr Wasser als der Mechaniker oder der Portier. Freilich hatte er hübsche Sachen um sich, aber ihre Herstellung hatte andere beschäftigt, und jemand mußte sie doch benutzen. Er kaufte Bilder, aber Kunst mußte gefördert werden. Er war nur eigentlich ein zufälliger Kanal, durch den das Geld strömte und Arbeit schuf. Was war dagegen einzuwenden? In seinem Auftrag floß das Geld rascher und nutzbringender, als es im Auftrag des Staates und einer Menge von schwerfälligen, Geld verschlingenden Beamten der Fall wäre. Und seine Ersparnisse jedes Jahr, es war gerade so viel in Umlauf, wie er nicht sparte, wurden in sichern Papieren angelegt oder in etwas Gesundem und Nützlichem. Der Staat zahlte ihm kein Gehalt für die Verwaltung seines Geldes oder das der andern, er tat alles das umsonst. All das sprach gegen die Verstaatlichung; Besitzer privaten Eigentums waren unbezahlt und hatten doch das Bestreben, den Umlauf zu beschleunigen. Bei der Verstaatlichung — gerade das Gegenteil! In einem Lande, das unter seinem Beamtentum litt, hielt er seine Lage für gesund.

Als er dieses Stauwasser vollkommenen Friedens betrat, ärgerte ihn namentlich der Gedanke, daß durch eine Menge skrupelloser Trusts und Verbindungen allerlei Waren auf den Markt geworfen wurden. Solche Schmäher des individualistischen Systems waren die Schufte, die all das Elend verursachten, und es gewährte einige Genugtuung, wenn er daran dachte, sie würden schließlich doch in Verlegenheit kommen, die ganze Sache würde kläglich enden und sie ins Verderben stürzen können.

Die Büros von Cuthcott, Kingson und Forsyte nahmen das Erdgeschoß und den ersten Stock eines Hauses an der rechten Seite ein, und als Soames in sein Zimmer hinaufstieg, dachte er: ‚Es wäre Zeit für einen neuen Anstrich.‘

Sein alter Buchhalter, Gradman, saß, wo er immer zu sitzen pflegte, an einem sehr großen Schreibpult mit unzähligen Fächern. Der Gehilfe reichte ihm die Rechnung eines Maklers, auf den beim Verkauf des Hauses am Bryanston Square erzielten Erlös, auf Roger Forsytes Grundstück. Soames nahm sie und sagte:

„Vancouver City Aktien. Hm! Die sind heute gefallen!“

Mit seiner eigenartigen, knarrenden, einschmeichelnden Stimme antwortete der alte Gradman:

„Ja—a, aber alles ist gefallen, Mr. Soames.“ Und der Gehilfe verließ das Zimmer.

Soames legte das Dokument quer auf einen Stapel anderer Papiere, und hing seinen Hut auf.

„Ich möchte mein Testament und meinen Ehekontrakt durchsehen, Gradman.“

Der alte Gradman rückte bis an den Rand seines Drehstuhls und zog zwei Fächer der untersten Schublade zur Linken heraus. Dann hob er, sehr rot vom Bücken, den ergrauten Kopf und setzte sich wieder zurecht.

„Abschriften, Sir.“

Soames nahm sie. Es fiel ihm plötzlich auf, wie ähnlich Gradman dem wackern scheckigen Hofhund war, den sie in ‚Haus Zuflucht‘ an der Kette hielten, bis Fleur eines Tages darauf bestanden hatte, ihn frei zu lassen, und er gleich darauf die Köchin biß, und getötet werden mußte. Würde Gradman wohl die Köchin beißen, wenn er von der Kette loskäme?

Soames verscheuchte diese frivole Vorstellung und entfaltete seinen Ehekontrakt. Er hatte ihn über achtzehn Jahre nicht angesehen, nicht, seit er nach dem Tode seines Vaters, als Fleur geboren wurde, sein Testament geändert hatte. Er wollte sehen, ob die Worte ‚during coverture‘ darin standen. Ja, da standen sie — sonderbarer Ausdruck eigentlich, und vielleicht von der Pferdezucht herstammend! Zinsen von fünfzehntausend Pfund (die er ihr ohne Abzug der Einkommensteuer zahlte), solange sie seine Frau war, und später während ihrer Witwenschaft ‚dum casta‘ — altmodisch und ziemlich starke Worte, die zur Sicherung des Verhaltens von Fleurs Mutter hineingesetzt waren. Sein Testament erhöhte es zu einem Jahrgeld von tausend Pfund unter den gleichen Bedingungen. Alles in Ordnung! Er gab Gradman die Abschriften zurück, der sie nahm ohne aufzublicken, den Stuhl herumschwang, die Papiere in ihr Fach zurücklegte, und fortfuhr zu rechnen.

„Gradman! Mir gefällt die Lage des Landes nicht; es sind eine Menge Leute ohne jeden gesunden Verstand am Werk. Ich möchte einen Weg finden, Miß Fleur gegen etwas, das entstehen könnte, zu sichern.“

Gradman schrieb die Zahl 2 auf sein Löschblatt.

„Ja—a,“ sagte er; „es herrscht ein schlimmer Geist.“

„Gesetzt, diese Arbeitergesellschaft kommt ans Ruder, oder Schlimmeres. Es sind diese Leute mit fixen Ideen, die so gefährlich sind. Sehen Sie Irland an!“

„Ach!“ sagte Gradman.

„Wenn ich ihr nun gleich etwas aussetzte, während ich selbst Nutznießer auf Lebenszeit bliebe, könnten sie mir nichts als die Zinsen nehmen, es sei denn, daß sie das Gesetz ändern.“

Gradman schüttelte den Kopf und lächelte.

„Ach!“ sagte er. „Da—as werden sie nicht tun!“

„Ich weiß nicht,“ murmelte Soames, „ich traue ihnen nicht.“

„Es unterliegt, wenn der Erblasser innerhalb der ersten zwei Jahre stirbt, ohnehin nicht der Erbschaftssteuer, Sir.“

Soames hüstelte. Zwei Jahre! Er war erst fünfundsechzig!

„Darum handelt es sich nicht. Machen Sie einen Entwurf zu einer Bestimmung, daß all mein Vermögen in gleichen Teilen an Miß Fleurs Kinder übergeht, mit einer Leibrente, erst für mich und dann für sie, ohne die Möglichkeit etwas vorweg zu nehmen, und fügen Sie eine Klausel hinzu, daß falls irgend etwas geschehen sollte, ihr die Leibrente zu entziehen, die Zinsen an die Testamentsvollstrecker gehen sollen, um sie ganz nach ihrem Belieben zu ihren Gunsten zu verwenden.“

„Sehr übertrieben, in Ihrem Alter, Sir,“ wandte Gradman ein. „Sie verlieren die Kontrolle.“

„Das ist meine Sache,“ sagte Soames scharf.

Gradman schrieb auf ein Stück Papier: ‚Leibrente — Vorwegnahme — Zinsen entziehen — ganz nach ihrem Belieben . . .‘ und sagte:

„Was für Testamentsvollstrecker? Da ist der junge Kingson, er ist ein netter, gesetzter junger Mann.“

„Ja, er könnte einer sein. Ich brauche drei. Es gibt keinen Forsyte mehr, den ich auffordern könnte.“

„Nicht der junge Mr. Nicholas?“

„Er hat das Pulver nicht erfunden,“ sagte Soames.

Ein Lächeln quoll in Gradmans Gesicht auf, das fett von zahllosen Hammelkoteletts war, das Lächeln eines Mannes, der den ganzen Tag sitzt.

„Sie können das in seinem Alter auch nicht erwarten, Mr. Soames.“

„Weshalb? Wie alt ist er? Vierzig?“

„Ja—a, ein ganz junger Mann.“

„Gut, schreiben Sie ihn auf, aber ich brauche jemand, der ein persönliches Interesse daran hat. Ich weiß niemand.“

„Was meinen Sie zu Mr. Valerius, wo er jetzt zu Haus ist?“

„Val Dartie? Mit dem Vater?“

„Ja—a aber,“ murmelte Gradman, „er ist seit sieben Jahren tot —.“

„Nein,“ sagte Soames. „Ich mag diese Verbindung nicht.“ Er erhob sich. Gradman sagte plötzlich:

„Wenn sie eine Vermögensabgabe einführen, können sie die Testamentsvollstrecker heranziehen, Sir. Dann wäre es ganz dasselbe. Ich würde es mir überlegen an Ihrer Stelle.“

„Das ist wahr,“ sagte Soames, „das will ich. Was haben Sie anlässlich der Einsturzgefahr in der Vere Street unternommen?“

„Ich bin noch nicht dazu gekommen. Die Person ist sehr alt. Sie wird in ihrem Alter nicht ausziehen wollen.“

„Ich weiß nicht. Der Geist der Unruhe ist überall zu spüren.“

„Doch ich sehe die Dinge sehr klar, Sir. Sie ist einundachtzig.“

„Versuchen Sie es nur,“ sagte Soames, „und sehen Sie, was sie sagt. O! Und Mr. Timothy? Ist alles in Ordnung, falls er —“

„Ich habe das Inventar seines Hauses schon fertig, die Bilder und Möbel sind abgeschätzt, so daß wir wissen, was für Abzüge zu machen sind. Es täte mir doch leid, wenn er von uns ginge. Mein Gott! Es ist lange her, seit ich Mr. Timothy zuerst sah.“

„Wir können nicht ewig leben,“ sagte Soames, indem er seinen Hut abnahm.

„N—nein,“ sagte Gradman, „aber es ist schade — der letzte der alten Familie! Soll ich die ärgerliche Sache in der Old Compton Street wieder aufnehmen? Diese Leierkasten — es sind garstige Dinger!“

„Tun Sie es. Ich muß Miß Fleur abholen und den Vieruhrzug nehmen. Guten Tag, Gradman.“

„Guten Tag, Mr. Soames. Ich hoffe, Miß Fleur —“

„Es geht ihr gut, aber sie streift zuviel umher.“

„Ja—a,“ schnarrte Gradman, „sie ist jung.“

Soames ging fort und überlegte: ‚Der alte Gradman! Wenn er jünger wäre, würde ich ihn zum Testamentsvollstrecker machen. Bei keinem könnte ich mich so darauf verlassen, daß er wirkliches Interesse hat.‘

Als er die öde, mathematische Regelmäßigkeit, den unnatürlichen Frieden dieses Stauwassers verließ, dachte er plötzlich: ‚During coverture!‘ ‚Weshalb können sie Männer, wie diesen Profond, nicht ausweisen, anstatt einer Menge hart arbeitender Deutscher?‘ und war überrascht über die tiefe Unruhe, die ein so unpatriotischer Gedanke verursachen konnte. Aber nun war sie da! Man hatte nie einen Moment wirklichen Friedens. Bei allem steckte immer etwas dahinter! Er setzte seinen Weg nach der Green Street fort.

Zwei Stunden später, nach seiner Uhr, stand Thomas Gradman von seinem Drehstuhl auf, schloß das letzte Schubfach seines Schreibpults, steckte einen so großen Schlüsselbund in seine Westentasche, daß es einen Höcker auf der Seite bildete, wo seine Leber saß, bürstete seinen alten Zylinder mit dem Ärmel ab, nahm seinen Schirm und ging hinunter. Dick, untersetzt und eng zugeknöpft in

seinem alten Schofarock, ging er auf den Covent Garden Markt zu. Er versäumte nie diesen täglichen Spaziergang zur Untergrundbahn nach Highgate, und unterwegs selten eine kritische Unterhandlung zwecks Einkaufs von Gemüse und Obst. Generationen mochten geboren werden, die Hutmodes wechseln, Kriege ausgefochten werden und Forsytes hinscheiden, aber Thomas Gradman, treu und grau, machte seinen täglichen Spaziergang und kaufte sein tägliches Gemüse; die Zeiten waren nicht wie sie gewesen, sein Sohn hatte ein Bein verloren, und man gab ihm nicht mehr die kleinen hübschen geflochtenen Körbe, die Sachen darin zu tragen, und diese Untergrundbahnen waren eigentlich ganz bequem — aber er durfte nicht klagen, seine Gesundheit war in Anbetracht seines Alters gut, und nach vierundfünfzig Jahren Tätigkeit in Rechtssachen erhielt er rund Achthundert im Jahr, war aber in letzter Zeit ein wenig ängstlich gewesen, weil es meist Kommissionsgebühren waren, und bei dieser fortwährenden Beschäftigung mit dem Vermögen der Forsytes hatte man das Gefühl, auf dem Trocknen zu sitzen, während die Preise der Lebensmittel immer noch hoch waren; allein es hatte keinen Sinn sich zu ärgern — ‚Der liebe Gott hat uns alle geschaffen‘ — pflegte er zu sagen; zu Grundstücken in London aber — er wußte nicht, was Mr. Roger oder Mr. James sagen würden, wenn sie sehen könnten, daß sie so verkauft wurden — schien man kein Zutrauen zu haben; aber Mr. Soames — der ärgerte sich, doch seine Gesundheit war wunderbar — und Miß Fleur ein hübsches kleines Ding — das muß man sagen; sie würde heiraten; aber eine Menge Leute hatten heutzutage keine Kinder — er hatte sein erstes Kind zu zweiundzwanzig; und Mr. Jolyon, der sich verheiratete, während er in Cambridge war, hatte im selben Jahr sein Kind — du lieber Himmel! Das war im

Jahre 1869, lange bevor der alte Mr. Jolyon — ein guter Kenner von Grundstücken — sein Testament von Mr. James fortgeholt hatte — ach, ja! Damals kauften sie überall Häuser, und es gab kein Khaki und dies Übereinanderherfallen; und Gurken zu zwei Pence; und eine Melone — die alten Melonen, die einem den Mund wässrig machten! Fünfzig Jahre seit er in Mr. James' Büro eintrat, und Mr. James zu ihm gesagt hatte: ‚Na, Gradman, Sie sind noch ein Grünschnabel — geben Sie sich Mühe, und Sie werden Ihre Fünfhundert im Jahr haben, ehe Sie sich's versehen.‘ Und so war es, und er fürchtete Gott, und diente den Forsytes, und behielt abends seine vegetarische Diät bei. Und nachdem er ein Exemplar des ‚John Bull‘ gekauft hatte — nicht etwa weil er etwas davon hielt, es war zu extravagant — stieg er mit seinem braunen Papierpaket in den Fahrstuhl, und ließ sich in das Innere der Erde hinunter befördern.

SECHSTES KAPITEL

Soames' Privatleben

Auf seinem Wege zur Green Street fiel Soames ein, daß er eigentlich bei Dumetrius in der Suffolk Street vorsprechen müßte, um über den möglichen Verkauf von Bolderbys ‚Old Crome‘ etwas zu erfahren. Es war schon der Mühe wert, den Krieg durchgekämpft zu haben, um Bolderbys ‚Old Crome‘ marktgängig zu halten! Der alte Bolderby war gestorben, sein Sohn und sein Enkel waren gefallen — ein Vetter übernahm das Bild mit einem Grundstück, das er jedoch verkaufen wollte, einige sagten, der Lage Englands wegen, andere, weil er Asthma habe.

Wenn Dumetrius das Bild erst einmal in die Hände bekam, würde der Preis unerschwinglich sein, es war notwendig für Soames, herauszubekommen, ob Dumetrius es gekauft hatte, bevor er selbst versuchte, es zu erwerben. Er beschränkte sich daher darauf, sich mit Dumetrius darüber zu unterhalten, ob Monticellis wiederkommen würden, wo es jetzt Mode war, daß ein Bild alles andere sei, als ein Bild. Erst als er sich verabschiedete, fügte er hinzu: „Also Bolderbys ‚Old Crome‘ soll schließlich doch nicht verkauft werden?“ Stolz auf seine Überlegenheit in diesem Wett-eifer erwiderte Dumetrius, wie Soames erwartet hatte:

„O! Ich werde es schon bekommen, Mr. Forsyte!“

Der Blick seiner Augen bestärkte Soames in dem Entschluß, direkt an den neuen Bolderby zu schreiben, da seiner Ansicht nach der einzig würdige Weg, um den

„Old Crome“ zu verhandeln, war, Vermittler zu vermeiden. Er sagte daher: „Schön guten Tag!“ ging und ließ Dume-trius betroffen zurück.

In der Green Street erfuhr er, daß Fleur aus war, und den Abend fortbleiben würde; sie wolle noch eine Nacht in London zubringen. Er nahm verstimmt eine Droschke, und erreichte seinen Zug.

Er langte gegen sechs Uhr zu Haus an. Die Luft war schwül, die Mücken stachen, ein Gewitter im Anzug. Er nahm seine Briefe und ging in sein Ankleidezimmer hinauf, sich von London zu reinigen.

Eine uninteressante Post. Eine Quittung, eine Rechnung für Einkäufe von Fleur. Ein Zirkular über eine Ausstellung von Radierungen. Ein Brief, der begann:

„Sir,

Ich betrachte es als meine Pflicht —‘

Das mußte ein Bettelbrief sein oder sonst etwas Unangenehmes. Er sah sogleich nach der Unterschrift. Es war keine da! Ungläubig drehte er das Blatt um und untersuchte alle Ecken. Da er nicht im öffentlichen Leben stand, hatte Soames noch nie einen anonymen Brief erhalten, und sein erster Impuls war, ihn als etwas Gefährliches zu zerreißen, sein zweiter, ihn als etwas noch Gefährlicheres zu lesen.

„Sir,

Ich betrachte es als meine Pflicht, Ihnen mitzuteilen, wenn ich auch gar kein Interesse an der Sache habe, daß Ihre Frau mit einem Ausländer verkehrt —‘

Als Soames zu diesem Wort kam, hielt er mechanisch inne und prüfte den Poststempel. Soviel er die unentziffer-

bare Inschrift des Postamts zu enträtseln vermochte, stand etwas von ‚sea‘ am Ende und ‚t‘ darauf. Chelsea? Nein! Battersea? Vielleicht! Er las weiter.

‚Diese Ausländer sind alle gleich. Weg mit der Bande! Dieser trifft sich jede Woche zweimal mit Ihrer Frau. Ich weiß es aus eigener Anschauung — und einen Engländer betrogen zu sehen, geht mir gegen den Strich. Beobachten Sie es selbst, und sehen Sie, ob es wahr ist. Ich würde mich nicht einmischen, wenn es sich nicht um einen schmutzigen Ausländer handelte. Gehorsamst Ihr . . .‘

Die Empfindung, mit der Soames den Brief fallen ließ, war ähnlich, wie wenn er beim Betreten seines Schlafzimmers entdeckt hätte, daß der Raum voll von Schaben ist. Das Gemeine der Anonymität gab dem Augenblick eine widerliche Obszönität. Und das Schlimmste daran war, daß dieser Schatten ihn schon seit dem Sonntag Abend, als Fleur Prosper Profond, der unten über den Rasenplatz schlenderte, ‚schleichende Katze‘ genannt hatte, heimlich beunruhigte. Hatte er nicht aus diesem Grunde an demselben Tage sein Testament und seinen Ehekontrakt durchgesehen? Und nun hatte dieser anonyme rohe Mensch die Sache, anscheinend ohne etwas für sich zu erwarten, vielleicht nur, um seinem Haß gegen Ausländer Luft zu machen, aus der Verborgenheit gerissen, in der sie bleiben sollte, wie er gewünscht und gehofft. Daß er sich in seinem Alter eine solche Mitteilung über Fleurs Mutter aufzwingen lassen mußte! Er hob den Brief vom Teppich auf und riß ihn mitten durch, dann aber, als er nur noch durch die Falte hinten zusammenhing, ließ er davon ab und las ihn nochmals. In diesem Augenblick faßte er den entscheidendsten Entschluß seines Lebens. Er

wollte nicht noch einmal in einen Skandal hineingezwungen werden. Nein! Wie er sich auch entschied, diese Sache zu behandeln — und es erforderte die eingehendste Überlegung —, wollte er nichts tun, das Fleur verletzen konnte. Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, fand er seine Ruhe wieder und wusch sich die Hände. Als er sie abtrocknete, zitterten sie. Einen Skandal wollte er nicht, aber etwas mußte unternommen werden, um der Sache Einhalt zu tun. Er ging in das Zimmer seiner Frau und schaute sich darin um. Der Gedanke, nach etwas zu suchen, das ihre Schuld beweisen konnte und ihn berechtigte, ihr zu drohen, kam ihm nicht einmal. Es würde nichts da sein, dazu war sie zu praktisch. Und den Gedanken, sie beobachten zu lassen, hatte er verworfen, bevor er ihn gefaßt — er erinnerte sich zu gut seiner früheren Erfahrungen damit. Nein! Er hatte nichts als diesen zerrissenen Brief eines unbekanntem rohen Menschen, dessen unverschämte Einmischung in sein Privatleben er heftig zurückwies. Es widerstrebte ihm, Gebrauch davon zu machen, aber er würde vielleicht dazu genötigt sein. Welch ein Glück, daß Fleur heute nicht zu Haus war! Ein Klopfen an der Tür unterbrach seine schmerzlichen Betrachtungen.

„Mr. Michael Mont, Sir, ist im Wohnzimmer. Wollen Sie ihn empfangen?“

„Nein,“ sagte Soames; „ja. Ich komme hinunter.“

Irgend etwas, das seine Gedanken für ein paar Minuten in Anspruch nehmen würde!

Michael Mont in seinem Flanellanzug stand auf der Veranda und rauchte eine Zigarette. Er warf sie fort, als Soames herauskam, und strich sich mit der Hand durchs Haar.

Soames' Gefühl für den jungen Mann war sonderbar. Im

Vergleich zu früheren Lebensanschauungen war er ohne Zweifel ein leichtfertiger junger Bursche ohne jedes Verantwortungsgefühl, doch aber gut zu leiden in seiner außerordentlich muntern Art, mit seinen Ansichten herauszuplatzen.

„Kommen Sie herein,“ sagte er. „Haben Sie schon Tee getrunken?“

Mont kam herein.

„Ich glaubte, Fleur würde zurück sein, Sir; aber ich bin froh, daß sie nicht hier ist. Die Sache ist nämlich die, daß ich — ich schrecklich verliebt in sie bin, so schrecklich verliebt, daß ich dachte, es sei besser, Sie wüßten es. Es ist natürlich altmodisch, damit zuerst zum Vater zu gehen, aber ich dachte, Sie würden es mir verzeihen. Ich ging zu meinem eigenen Vater, und er sagt, wenn ich mir ein Heim gründe, wolle er mir helfen. Er klammert sich förmlich an den Gedanken. Ich erzählte ihm von Ihrem Goya.“

„O!“ sagte Soames unsagbar trocken. „Er klammert sich daran?“

„Ja, Sir, und Sie?“

Soames lächelte leise.

„Sehen Sie,“ begann Mont wieder, indem er seinen Strohhut drehte, während sein Haar und seine Augenbrauen sich vor Erregung zu sträuben schienen, „wenn man den Krieg mitgemacht hat, kann man nicht anders, als es eilig haben.“

„Zu heiraten, und nachher wieder auseinanderzugehen,“ sagte Soames langsam.

„Nicht, wenn man mit Fleur verheiratet ist, Sir. Stellen Sie sich vor, Sie wären an meiner Stelle.“

Soames räusperte sich. Seine Art, es vorzubringen, war wirklich ungestüm.

„Fleur ist zu jung,“ sagte er.

„O nein! Sir. Wir sind furchtbar alt heutzutage. Mein Vater kommt mir dagegen wie ein kleines Kind vor, sein Denkkapparat hat sich nicht die Spur verändert. Aber er ist ein ‚Baronight‘, das hemmt ihn natürlich.“

„Baronight?“ wiederholte Soames, „was ist denn das?“

„Baronet, Sir. Ich werde eines Tages Baronet sein. Aber ich werde darüber hinwegzukommen suchen, wissen Sie.“

„Gehen Sie und versuchen Sie, über dies hier hinwegzukommen,“ sagte Soames.

Der junge Mann sagte flehend: „Ach, nein! Sir. Ich muß einfach hier herumlungern, sonst habe ich nicht die geringste Chance. Sie werden Fleur tun lassen, was sie will, denke ich doch. Madame ist einverstanden.“

„Wirklich!“ sagte Soames frostig.

„Sie haben doch nichts gegen mich, nicht wahr?“ Und der junge Mann sah ihn so kummervoll an, daß Soames lächelte.

„Sie mögen sich sehr alt vorkommen,“ sagte er; „aber Sie scheinen mir außerordentlich jung. Alles so Hals über Kopf herauszusprudeln, ist nicht gerade ein Zeichen von Reife.“

„Ganz recht, Sir, das gebe ich zu. Aber um Ihnen zu zeigen, daß ich es ernst meine — ich habe ein Geschäft.“

„Freut mich, es zu hören.“

„Habe mich mit einem Verleger zusammengetan; mein Alter schießt die Mittel vor.“

Soames legte die Hand auf seinen Mund — er hätte fast gesagt: ‚Gott helfe dem Verleger!‘ Seine grauen Augen blickten den erregten jungen Mann forschend an.

„Sie mißfallen mir nicht, Mr. Mont, aber Fleur ist mir alles. Alles — verstehen Sie?“

„Ja, Sir, ich weiß; aber mir auch.“

„Das mag wohl sein. Ich freue mich aber, daß Sie es mir gesagt haben. Und nun, denke ich, ist nichts weiter darüber zu reden.“

„Ich weiß, daß es von ihr abhängt, Sir.“

„Ich hoffe, es wird recht lange von ihr abhängen.“

„Sie ermutigen mich nicht,“ sagte Mont plötzlich.

„Nein,“ sagte Soames, „meine Erfahrungen im Leben ermuntern mich nicht, übereilte Ehen zu stiften. Gute Nacht, Mr. Mont. Ich werde Fleur nicht erzählen, was Sie gesagt haben.“

„O!“ murmelte Mont kleinlaut; „ich könnte mir vor Sehnsucht nach ihr eine Kugel durch den Kopf jagen. Das weiß sie sehr gut.“

„Was Sie sagen.“ Und Soames streckte die Hand aus. Ein zerstreuter Druck, ein schwerer Seufzer, und bald darauf rief das Geräusch von dem Motorzweirad des jungen Mannes Visionen von fliegendem Staub und gebrochenen Gliedmaßen hervor.

„Die jüngere Generation!“ dachte er ernst und ging auf den Rasenplatz hinaus. Die Gärtner hatten gemäht, und man spürte noch den Duft des frischgeschnittenen Grases — die Gewitterluft hielt alle Gerüche dicht am Boden. Der Himmel hatte eine purpurne Färbung — die Pappeln waren schwarz. Zwei oder drei Boote kamen auf dem Fluß vorüber, schienen Schutz zu suchen vor dem Sturm. „Drei Tage schönes Wetter,“ dachte Soames, „und dann ein Sturm!“ Wo war Annette? Mit jenem Manne, soviel er wußte — sie war eine junge Frau! Betroffen über die sonderbare Milde dieses Gedankens, ging er in die Laube und setzte sich. Die Sache war die, daß — er räumte es selbst ein — daß Fleur so viel für ihn bedeutete und seine Frau sehr wenig, sehr wenig; sie war Französin — war nie viel mehr

als die Frau im Hause gewesen, und er begann diesen Dingen gegenüber gleichgültig zu werden. Es war seltsam, wie Soames in seiner tief eingewurzeltten Vorliebe für Mäßigung und Sicherheit, sobald es sich um Gefühlsregungen handelte, immer alles auf eine Karte setzte. Erst Irene — und jetzt Fleur. Er war sich dessen dunkel bewußt, als er dort saß, erkannte wohl die Gefahr, die darin lag. Es hatte ihn einst zu Schiffbruch und Skandal geführt — jetzt sollte es ihn retten! Er liebte Fleur so sehr, daß er keinen Skandal mehr haben wollte. Wenn er nur an den anonymen Briefschreiber heran könnte, so wollte er ihn schon lehren, sich nicht hineinzumischen und nicht den Schmutz auf dem Grunde des Wassers aufzuwühlen, das er still und regungslos zu sehen wünschte... Ein Blitz in der Ferne, ein Rollen unten, und große Regentropfen spritzten auf das Strohdach über ihm. Es ließ ihn gleichgültig, und er zeichnete mit dem Finger ein Muster auf die staubige Oberfläche des kleinen ländlichen Tisches. Fleurs Zukunft! „Sie soll es gut haben!“ dachte er. „Sonst ist alles einerlei in meinem Alter!“ Eine einsame Geschichte — das Leben! Was du besitzt, kannst du nicht für dich behalten! Sobald du eines abgewehrt, kommt schon etwas anderes. Auf nichts kann man sich verlassen! Er streckte die Hand aus und riß eine rote Kletterrose aus einem Büschel, der das Fenster verdeckte. Blumen wuchsen und vergingen — wie sonderbar die Natur doch war! Der Donner rollte und krachte, er kam von Osten über den Fluß, die verblässenden Blitze blendeten seine Augen; die Wipfel der Pappeln zeichneten sich scharf und dicht gegen den Himmel ab, ein schwerer Schauer prasselte rauschend herab und verhüllte alles in dem kleinen Haus, wo er gleichgültig und nachdenklich saß.

Als der Sturm vorüber war, verließ er seinen Zufluchtsort und ging den nassen Weg zum Flußufer hinunter.

Zwei Schwäne hatten dort im Schilf Schutz gesucht. Er kannte die Vögel gut und beobachtete die Würde in der Bewegung dieser weißen Häuse und der schlangenartigen Köpfe. ‚Keine Würde — in dem, was ich vorhabe!‘ dachte er. Und doch mußte zugegriffen werden, damit nicht Schlimmeres geschah. Annette mußte nun zurück sein, wohin sie auch gegangen sein mochte, denn es war beinahe Tischzeit, und als der Augenblick sie zu sehen sich näherte, wuchs die Schwierigkeit, zu wissen, was zu sagen war, und wie er es sagen sollte, immer mehr. Ein neuer und erschreckender Gedanke stellte sich ein. Gesetzt, sie forderte ihre Freiheit, um diesen Menschen zu heiraten! Ja, wenn sie das wollte, konnte er nicht darauf eingehen. Dazu hatte er sie nicht geheiratet. Das Bild Prosper Profonds tauchte beruhigend vor ihm auf. Das war kein Mann, der heiratete! Nein, nein! Zorn trat an Stelle des auftauchenden Schreckbildes. ‚Er sollte mir lieber nicht in den Weg kommen,‘ dachte er. Der Mischling repräsentierte — —! Aber was repräsentierte Prosper Profond eigentlich? Nichts, das in Betracht kam, sicherlich. Und doch etwas, das stark genug wirkte in der Welt — Unmoral, von der Kette losgelassen, Blasiertheit, die auf Raub ausgeht! Dieser Ausdruck: ‚Je m'en fiche!‘ den Annette von ihm aufgegriffen hatte! Ein Fatalist! Ein Kontinentaler — ein Kosmopolit — ein Produkt der Zeit! Eine vollkommeneren Verdammung gab es für Soames nicht.

Die Schwäne hatten ihre Köpfe gewandt und blickten an ihm vorbei in die Ferne. Einer von ihnen zischte leise, bewegte den Schwanz, drehte sich, als gehorche er einem Steuer, und schwamm davon. Der andere folgte ihm. Ihre

weißen Leiber, die stattlichen Häse kamen ihm aus dem Gesicht, und er ging auf das Haus zu.

Annette war im Wohnzimmer, zu Tisch angekleidet, und er dachte, als er hinaufging: ‚Hübsch unter allen Umständen.‘ Hübsch! Außer Bemerkungen über die Vorhänge im Wohnzimmer und den Sturm wurde kaum ein Wort gewechselt bei der Mahlzeit, die sich durch bestimmte Quantität und vollkommene Qualität auszeichnete. Soames trank nichts. Nachher folgte er ihr ins Wohnzimmer und fand sie auf dem Sofa zwischen den Fenstern, wo sie eine Zigarette rauchte. Sie saß zurückgelehnt, beinah aufrecht, in einem niedlichen schwarzen Kleide da, die Knie übereinander geschlagen und die Augen halb geschlossen; graublauer Rauch quoll zwischen ihren roten, ziemlich vollen Lippen hervor, ein Stirnband hielt ihr kastanienbraunes Haar zusammen, sie trug die dünnsten Seidenstrümpfe, und Schuhe mit sehr hohen Hacken ließen ihren Spann sehen. Ein hübscher Gegenstand für jedes Zimmer! Soames, der den zerrissenen Brief tief in der Seitentasche seines Smokings in der Hand hielt, sagte:

„Ich werde das Fenster schließen, die Feuchtigkeit dringt herein.“

Er tat es und blieb vor einem David Cox an der crême-farbenen getäfelten Wand dicht daneben stehen.

Woran dachte er? Er hatte — außer Fleur — nie im Leben eine Frau verstanden — und auch Fleur nicht immer! Sein Herz klopfte stark. Doch wenn er es tun wollte, war jetzt der Augenblick. Er wandte sich von dem David Cox ab und nahm den Brief heraus.

„Ich erhielt dies!“

Ihre Augen weiteten sich, starrten ihn an und wurden hart.

Soames reichte ihr den Brief.

„Er ist zerrissen, aber du kannst ihn lesen.“ Und er wandte sich wieder dem David Cox zu — einem Seestück, von gutem Ton, aber ohne jede Bewegung. „Möchte wissen, was der Bursche in diesem Augenblick tut?“ dachte er. „Er wird sich noch wundern.“ Aus einem Augenwinkel sah er Annette starr den Brief halten; ihre Augen bewegten sich unter den gefärbten Wimpern hin und her, und die gefärbten Brauen waren emporgezogen. Sie ließ den Brief fallen, schüttelte sich ein wenig, lächelte und sagte:

„Schmutzig!“

„Ich stimme vollkommen mit dir überein,“ sagte Soames; „erniedrigend. Ist es wahr?“

Ein Zahn drückte sich in ihre Unterlippe. „Und wenn es so wäre?“

Sie war schamlos.

„Ist das alles, was du zu sagen hast?“

„Nein.“

„Nun, so sprich.“

„Was hat Sprechen für einen Zweck?“

Soames sagte eisig: „Also du gibst es zu?“

„Ich gebe nichts zu. Du bist ein Narr zu fragen. Ein Mann wie du dürfte nicht fragen. Es ist gefährlich.“

Soames machte einen Gang durchs Zimmer, um seinen erwachenden Zorn zu unterdrücken.

„Erinnerst du dich,“ sagte er und blieb vor ihr stehen, „was du warst, als ich dich heiratete? Kassierin in einem Restaurant.“

„Erinnerst du dich, daß ich nicht halb so alt war wie du?“

Soames wich dem harten Blick ihrer Augen aus und ging zu dem David Cox zurück.

„Ich habe nicht die Absicht zu streiten. Ich ersuche dich nur, diese — Freundschaft aufzugeben. Die Sache ist nur von Belang, so weit sie Fleur betrifft.“

„Ah! — Fleur!“

„Ja, Fleur,“ sagte Soames hart. „Sie ist dein Kind so gut wie meins.“

„Es ist sehr gütig, das zuzugeben.“

„Willst du tun, was ich sage?“

„Ich weigere mich, es dir zu sagen.“

„Dann muß ich dich dazu zwingen.“

Annette lächelte.

„Nein, Soames,“ sagte sie. „Du bist hilflos. Sage nicht Dinge, die du bereuen wirst.“

Die Adern auf seiner Stirn schwellen vor Zorn. Er öffnete den Mund, um seiner Erregung Luft zu machen, vermochte es aber nicht. Annette fuhr fort:

„Es werden keine solchen Briefe mehr kommen, das verspreche ich dir. Das genügt doch.“

Soames zuckte zusammen. Er hatte das Gefühl, wie ein Kind behandelt zu werden von dieser Frau, die wer weiß was verdiente.

„Wenn zwei Menschen geheiratet und gelebt haben wie wir, Soames, sollten sie lieber über einander schweigen. Es gibt Dinge, die man besser nicht ans Licht zieht, damit die Leute darüber lachen. Du wirst also schweigen; nicht um meinet- sondern um deinetwillen. Du wirst alt; ich bin es noch nicht. Du hast mich sehrr ppraktisch gemacht.“

Soames, der nahe am Ersticken war, wiederholte dumpf:

„Ich ersuche dich, diese Freundschaft aufzugeben.“

„Und wenn ich es nicht tue?“

„Dann — dann übergehe ich dich in meinem Testament.“

Es schien keinen Eindruck zu machen. Annette lachte.

„Du wirst noch lange leben, Soames.“

„Du — du bist eine schlechte Frau,“ sagte er plötzlich. Annette zuckte die Achseln.

„Das finde ich nicht. Das Zusammenleben mit dir hat vieles in mir getötet, es ist wahr; aber ich bin keine schlechte Frau. Ich bin vernünftig, das ist alles. Und das wirst du auch sein, wenn du es dir überlegst.“

„Ich werde mit dem Manne reden,“ sagte Soames finster, „und ihn warnen.“

„Mon cher, du bist komisch. Du machst dir nichts aus mir, und was von mir übrig ist, möchtest du tot sehen. Ich gebe nichts zu, aber ich will noch nicht tot sein in meinem Alter, Soames; du solltest lieber still sein, wie ich es dir sagte. Ich selbst werde keinen Skandal machen; nie. Weiter sage ich nichts, was du auch tun magst.“

Sie streckte die Hand aus, nahm einen französischen Roman von einem Tischchen und öffnete ihn. Soames beobachtete sie schweigend, von innerer Erregung übermannt. Der Gedanke an jenen Mann erweckte in ihm beinah ein Verlangen nach ihr, und das war eine sehr beunruhigende Enthüllung ihrer Beziehungen zu einander, für jemand, der so garnicht zu philosophischer Selbstbetrachtung neigte wie er. Ohne ein Wort weiter zu sagen ging er hinaus und in die Bildergalerie hinauf. Das kam von einer Heirat mit einer Französin! Und doch, ohne sie gäbe es keine Fleur! Sie hatte ihren Zweck erfüllt.

„Sie hat recht,“ dachte er. „Ich kann nichts machen. Ich weiß nicht einmal, ob irgend etwas daran ist.“ Der Selbsterhaltungstrieb verbot ihm, sich jeden Ausweg zu versperren, das Feuer durch Mangel an Luft zu ersticken. Glaubte man nicht, daß etwas an einer Sache war, so war nichts daran.

In dieser Nacht ging er in ihr Zimmer. Sie empfing ihn

in der sachlichsten Weise, als wäre keine Szene zwischen ihnen gewesen. Und er kehrte mit einem sonderbaren Gefühl von Frieden in sein Zimmer zurück. Wollte man nichts sehen, so brauchte man es nicht. Und in Zukunft wollte er es nicht — wollte nichts sehen. Es war nichts dabei zu gewinnen — gar nichts! Er öffnete das Schubfach und nahm aus dem Behälter ein Taschentuch und die eingerahmte Photographie von Fleur. Als er sie eine Weile betrachtet hatte, rückte er sie herunter, und da war die andere — jene alte von Irene. Eine Eule krächzte, während er am Fenster stand und darauf starrte. Die Eule krächzte, die roten Kletterrosen schienen tiefer in der Farbe zu werden, es kam ein Duft von Lindenblüten herein. Gott! Das war etwas anderes gewesen! Leidenschaft — Erinnerung! Staub!

SIEBENTES KAPITEL

J u n e s B e i s t a n d

Ein Bildhauer, Slawe, der zeitweise in New York gelebt hatte und arm an Mitteln war, befand sich abends oft in June Forsytes Atelier am Ufer der Themse in Chiswick. Am Abend des 6. Juli hatte Boris Strumolowski — von dem mehrere Werke dort ausgestellt waren, weil sie noch zu vorgeschritten, um irgendwo anders ausgestellt zu werden — sich mit jener unnahbaren und beinah Christus-artigen Ruhe eingeführt, die so gut zu seinem jugendlichen, runden Gesicht mit den breiten Backenknochen paßte, das von hellem, mädchenhaft geschnittenem Haar eingerahmt war. June kannte ihn seit drei Wochen, und sah in ihm noch die Hauptverkörperung des Genies und die Hoffnung der Zukunft; etwas wie einen Stern aus dem Osten, der sich in einen verständnislosen Westen verirrt hatte. Bis zu diesem Abend hatte er sich in der Unterhaltung auf seine Eindrücke in den Vereinigten Staaten beschränkt, deren Staub er eben erst von den Füßen geschüttelt hatte — ein Land, das seiner Ansicht nach so barbarisch in jeder Hinsicht war, daß er dort so gut wie nichts verkauft hatte und der Polizei verdächtig geworden war; ein Land ohne eigene Rasse, wie er sagte, ohne Freiheit, Gleichheit oder Brüderlichkeit, ohne Grundsätze, Traditionen, Geschmack, mit einem Wort — ohne Seele. Er hatte es zu seinem eigenen Besten verlassen und war in das einzig andere Land gekommen, wo es sich gut leben ließ. June war in einsamen Augenblicken

ganz unglücklich über ihn gewesen, als sie vor seinen Schöpfungen stand — die erschreckend wirkten, aber gewaltig und symbolisch, wenn sie einem erst erklärt waren! Daß er, mit dem Heiligenschein seines hellen Haares wie ein frühes italienisches Bild, und völlig absorbiert von seinem Genie, so daß sonst nichts weiter für ihn existierte — das einzige Zeichen natürlich, an dem wirkliches Genie zu erkennen war — noch eine ‚lahme Ente‘ sein mußte, erregte ihr warmes Herz so sehr, daß sie Paul Post darüber beinahe vergaß. Und sie hatte Schritte unternommen, in ihrer Galerie Platz zu schaffen, um sie mit Meisterwerken Strumolowskis zu füllen. Sie war dadurch gleich in Verlegenheit geraten. Paul Post hatte sich dagegen aufgelehnt, und Vospovitsch war gekränkt. Mit der ganzen Emphase des Genies, das sie ihnen ja noch nicht absprach, hatten sie ihre Galerie für mindestens weitere sechs Wochen beansprucht. Der Strom der Amerikaner, der noch im Anschwellen war, würde bald abflauen. Der Strom der Amerikaner sei ihr Recht, ihre einzige Hoffnung, ihre Rettung — da sich sonst niemand in diesem ‚rohen‘ Lande um Kunst kümmerte. June hatte ihren Vorstellungen nachgegeben. Schließlich würde Boris nichts dagegen haben, daß der ganze Strom der Amerikaner, die er selbst so tief verachtete, ihnen zugute kam.

An diesem Abend, wo außer Hannah Hobdey, der Jüngerin mittelalterlicher Schwarzweißkunst, und Jimmy Portugal, dem Herausgeber des ‚Neo-Artist‘, niemand anwesend war, hatte sie es Boris mitgeteilt. Sie hatte es ihm mit dem plötzlichen Vertrauen mitgeteilt, das der fortgesetzte Kontakt mit der neoartistischen Welt in ihrer warmen, großmütigen Natur nie auszulöschen vermocht hatte. Nachdem er jedoch seine Christus-artige Ruhe für zwei

Minuten unterbrochen hatte, begann sie ihre Augen unruhig hin und her zu bewegen, wie eine Katze ihren Schwanz. Das — sagte er — sei charakteristisch für England, das selbstsüchtigste Land der Welt; das Land, das andern Ländern das Blut aussaugte, die Iren, Hindus, Ägypter, Buren und Burmesen, all diese feinsten Rassen in der Welt seelisch und geistig zugrunde richtete; dies renomistische, heuchlerische England! Das habe er erwartet, als er in ein solches Land kam, wo das Klima nur Nebel war und die Leute alle Krämer seien, die vollkommen blind für die Kunst wären und nur ihren Nutzen und größten Materialismus in Augen hätten. Als sie merkte, daß Hannah Hobdey „Hört, hört!“ murmelte und Jimmy Portugal verstohlen kicherte, ward June glühend rot und rief:

„Weshalb sind Sie denn überhaupt hergekommen? Wir haben Sie nicht darum gebeten.“

Diese Bemerkung war so merkwürdig verschieden von allem, was zu erwarten sie ihn ermuntert hatte, daß Strumowski die Hand ausstreckte und eine Zigarette nahm.

„England braucht keine Idealisten,“ sagte er.

Etwas ureigen Englisches in June empörte sich; des alten Jolyon Gerechtigkeitssinn schien auferstanden. „Sie kommen und schmarotzen hier,“ sagte sie, „und dann beschimpfen Sie uns. Wenn Sie finden, daß das das Richtige ist, ich finde es nicht.“

Sie entdeckte jetzt, was andere schon vor ihr entdeckt hatten: die Dickfelligkeit, unter der die Empfindsamkeit des Genies sich zuweilen verbirgt. Strumolowskis junges geistvolles Gesicht war die wahre Verkörperung des Hohnes.

„Schmarotzen, man schmarotzt nicht, man nimmt, was einem zukommt — den zehnten Teil von dem, was einem

zukommt. Es wird Sie reuen, das gesagt zu haben, Miß Forsyte.“

„O nein,“ sagte June, „das wird es nicht.“

„Ah! Wir wissen es sehr gut, wir Künstler — Sie suchen aus uns herauszubekommen, was Sie können. Ich will nichts von Ihnen.“ Und er blies eine Wolke von Junes Rauch vor sich hin.

Die Entrüstung über die Schmach der Beleidigung brachte sie zu einem eisigen Entschluß. „Gut denn, Sie können Ihre Sachen fortnehmen.“

Und beinah im selben Augenblick dachte sie: ‚Armer Junge! Er hat nur eine Dachstube und wahrscheinlich nicht einmal das Fahrgeld. Vor diesen beiden noch dazu, es ist wirklich abscheulich.‘

Der junge Strumolowski schüttelte heftig den Kopf; sein dickes weiches Haar, das dicht wie eine Platte am Kopf anlag, fiel nicht herab.

„Ich kann von nichts leben,“ sagte er schrill, „ich habe es oft tun müssen um meiner Kunst willen. Ihr Bourgeois zwingt uns, Geld auszugeben.“

Die Worte trafen June wie ein Kieselstein zwischen die Rippen. Nach allem, was sie für die Kunst getan hatte, all ihrer Anteilnahme an ihren Schwierigkeiten und den ‚lahmen Enten‘. Sie rang nach Worten, die den seinen entsprachen, als die Tür geöffnet wurde und ihr österreichisches Mädchen murmelte:

„Eine junge Dame, gnädiges Fräulein.“

„Wo?“

„In dem kleinen Eßzimmer.“

Mit einem Blick auf Boris Strumolowski, Hannah Hobdey und Jimmy Portugal ging June gereizt hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Als sie in das ‚kleine Eßzimmer‘ trat, er-

kannte sie in der jungen Dame Fleur — die sehr hübsch, wenn auch blaß aussah. In diesem Augenblick der Enttäuschung war eine kleine lahme Ente ihrer eigenen Zucht June sehr willkommen, umso mehr als sie viel homöopathischen Instinkt besaß.

Das Mädchen war sicher Jons wegen gekommen, oder wenn nicht, wenigstens doch, um etwas aus ihr herauszubekommen. Und June hatte gerade jetzt das Gefühl, daß jemand beizustehen das einzig Erträgliche für sie war.

„Also du hast dein Versprechen, zu kommen, nicht vergessen,“ sagte sie.

„Nein. Was für ein entzückendes kleines Haus das ist! Aber bitte, laß dich nicht stören, wenn jemand bei dir ist.“

„Durchaus nicht,“ sagte June. „Ich möchte sie eine Weile in ihrem eigenen Saft schmoren lassen. Bist du Jons wegen gekommen?“

„Du meintest, man hätte es uns sagen sollen. Nun, ich habe es selbst herausgefunden.“

„Ach was!“ sagte June. „Nicht schön, wie?“

Sie standen jede an einer Seite des kleinen leeren Tisches, an dem June ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Eine Vase darauf war voll von isländischem Mohn; Fleur hob die Hand und berührte die Blüten mit einem behandschuhten Finger. June fand plötzlich Gefallen an ihrem modernen Kleide, das über den Hüften gekraust und eng unter den Knien war — es hatte eine entzückende Farbe, flachsblau.

„Sie ist ein Bild,“ dachte June. Ihr kleines Zimmer mit seinen weißen Wänden, Fußboden und Kamin von alten roten Ziegeln, seinen schwarz gestrichenen Gitterfenstern, durch die die letzten Strahlen der Sonne fielen, hatte nie so hübsch ausgesehen wie jetzt mit dieser jungen Gestalt und dem zarten, ein wenig finstern Gesicht. Sie erinnerte

sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit, wie hübsch sie selbst in jenen Tagen ausgesehen hatte, als sie ihr Herz an Philip Bosinney, ihren verstorbenen Verlobten, gehängt, der sie verlassen hatte, um Irenens Bund mit dem Vater dieses Mädchens für immer zu zerstören. Ob Fleur auch davon etwas wußte?

„Nun,“ sagte sie, „was willst du tun?“

Es währte einige Sekunden, bevor Fleur antwortete.

„Ich will Jon kein Leid zufügen. Ich muß ihn noch einmal sehen, um der Sache ein Ende zu machen.“

„Du willst der Sache ein Ende machen?“

„Was sonst wäre denn zu tun?“

Das Mädchen kam June plötzlich unerträglich mutlos vor.

„Ich glaube, du hast recht,“ murmelte sie. „Ich weiß, daß mein Vater auch so denkt; aber — ich selbst hätte es nie getan. Ich kann mich da nicht hineinfinden.“

Wie gesetzt und wachsam das Mädchen aussah; wie unbewegt ihre Stimme klang!

„Die Leute bilden sich ein, daß ich verliebt sei.“

„Nun, und du bist es nicht?“

Fleur zuckte die Achseln. „Ich hätte es wissen müssen,“ dachte June, „sie ist Soames' Tochter — fischblütig! Und doch — er!“

„Was willst du denn nun, daß ich tun soll?“ fragte sie beinah mit Widerwillen.

„Könnte ich Jon morgen auf seinem Wege zu Darties hier sehen? Er würde kommen, wenn du ihm heute abend eine Zeile schreibst. Und nachher könntest du sie in Robin Hill vielleicht in aller Stille wissen lassen, daß alles vorbei sei, und daß sie Jon nicht das von seiner Mutter zu sagen brauchten.“

„Gut!“ sagte June kurz. „Ich werde gleich schreiben, und du kannst es zur Post bringen. Morgen um halb drei. Ich selbst werde nicht zu Haus sein.“

Sie setzte sich an den winzigen Schreibtisch, der eine Ecke einnahm. Als sie sich mit dem fertigen Schreiben umsah, tupfte Fleur noch immer mit dem behandschuhten Finger auf den Mohn.

June leckte eine Briefmarke. „So, hier ist es. Wenn du ihn nicht liebst, ist natürlich nichts weiter darüber zu sagen. Ein Glück für Jon.“

Fleur nahm das Schreiben. „Vielen Dank!“

„Kaltblütiges kleines Geschöpf!“ dachte June. Jon, der Sohn ihres Vaters, liebte, und wurde von der Tochter Soames' nicht wieder geliebt! Es war demütigend!

„Ist das alles?“

Fleur nickte; ihre Falben flatterten und zitterten, als sie zur Tür ging.

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen . . . Kleine Modenärrin!“ murmelte June und schloß die Tür. „Diese Familie!“ Und sie kehrte wieder zurück in ihr Atelier. Boris Strumolowski hatte seine Christus-gleiche Ruhe wieder erlangt, und Jimmy Portugal verdammte alle außer der Gruppe, um derentwillen er den ‚Neo-Artist‘ herausgab. Unter den Verdammten waren Eric Cobbley und mehrere andere ‚lahme Enten‘-Genies, die nun einmal den ersten Platz in der Liste von Junes hilfsbedürftigen und bewunderten Schützlingen eingenommen hatten. Es überkam sie ein Gefühl von Abscheu und Verachtung, und sie ging ans Fenster, um im Flußwind diese törichten Worte verwehen zu lassen.

Als Jimmy Portugal aber endlich fertig und mit Hannah Hobdey gegangen war, sprach sie eine halbe Stunde mütter-

lich mit Strumolowski und versprach ihm mindestens einen Monat des amerikanischen Stroms, so daß er, seinen Heiligenschein in vollkommener Ordnung, fortgehen konnte. ‚Trotz allem,‘ dachte June, ‚ist Boris doch wunderbar.‘

ACHTES KAPITEL

Der Zaum zwischen den Zähnen

Das Bewußtsein, im Gegensatz zu allen andern zu handeln, verleiht manchen Naturen ein Gefühl moralischer Befreiung. Fleur empfand keine Reue, als sie Junes Haus verließ. Sie hatte das verdammende Urteil in den blauen Augen ihrer kleinen Verwandten gelesen und freute sich, sie hinters Licht geführt zu haben, denn sie verachtete diese ältliche Idealistin, weil sie nicht gemerkt, was sie im Sinne hatte.

Ein Ende machen, fürwahr! Sie wollte ihnen allen bald zeigen, daß sie eben erst begann. Und sie lächelte für sich oben auf dem Omnibus, der sie nach Mayfair zurückbrachte. Aber das Lächeln erstarb, wurde zurückgedrängt durch Anwandlungen von banger Ahnung und Furcht. Würde sie imstande sein, Jon zu überzeugen? Sie hatte den Zaum zwischen die Zähne genommen, aber würde sie ihn dazu bewegen, es ebenfalls zu tun? Sie kannte die Wahrheit und die sichere Gefahr des Aufschubs — er wußte nichts; darin lag der ganze Unterschied.

„Wenn ich es ihm sagte,“ dachte sie, „wäre das eigentlich nicht sicherer?“ Dieser abscheuliche Zufall hatte kein Recht, ihre Liebe zu zerstören, das mußte er einsehen! Sie konnten es nicht zulassen! Die Menschen fanden sich schließlich mit einer vollendeten Tatsache immer ab! Von dieser Philosophie, die für ihr Alter tief genug war, wandte sie sich einer andern, weniger philosophischen Betrachtung

zu. Wenn sie Jon zu einer raschen und heimlichen Heirat überredete und er später dahinter kam, daß sie die Wahrheit gewußt. Was dann? Jon haßte Ausflüchte. Wäre es nicht doch besser, es ihm zu sagen? Aber die Erinnerung an das Gesicht seiner Mutter hielt sie davon zurück. Fleur fürchtete sich. Seine Mutter hatte Macht über ihn, mehr vielleicht, als sie selbst. Wer konnte wissen? Es war eine zu große Gefahr. Tief versunken in diese instinktiven Überlegungen, war sie über die Green Street hinweg bis zum Hotel Ritz gefahren. Sie stieg dort aus und ging auf der Seite des Greenparks zurück. Der Sturm hatte jeden Baum gewaschen, sie tropften alle noch. Schwere Tropfen fielen auf ihr duftiges Kleid, und um sie zu vermeiden, ging sie hinüber unter die Fenster des Iseeum Klubs. Als sie zufällig aufblickte, sah sie Monsieur Profond mit einem großen starken Mann am Bogenfenster. Beim Einbiegen in die Green Street hörte sie ihren Namen rufen und sah ‚diesen Schleicher‘ herankommen. Er nahm den Hut ab — einen niedrigen glänzenden Filzhut, wie sie ihn ganz besonders verabscheute.

„Gut'n Abend, Miß Forsyte. Kann ich Ihnen nicht mit etwas dienen?“

„Ja, auf die andere Seite hinübergehen.“

„Ei was! Weshalb mögen Sie mich nicht?“

„Mag ich Sie nicht?“

„Es sieht so aus.“

„Nun, weil ich in Ihrer Gegenwart das Gefühl habe, daß das Leben nicht wert ist, gelebt zu werden.“

Monsieur Profond lächelte.

„Hören Sie, Miß Forsyte, grämen Sie sich nicht. Es wird alles gut. Nichts ist von Bestand.“

„Doch,“ rief Fleur, „wenigstens bei mir — namentlich Neigungen und Abneigungen.“

„Das machen mich ein wenig unglücklich.“

„Ich dachte, daß nichts Sie jemals glücklich oder unglücklich machen könnte.“

„Ich ärgern nicht gern andere Leute. Ich gehen auf meine Yacht.“

Fleur blickte ihn verdutzt an.

„Wohin?“

„Eine kleine Reise in die Südsee oder irgend wohin,“ sagte Monsieur Profond.

Fleur empfand Erleichterung und hatte dabei doch das Gefühl, verhöhnt zu werden. Er wollte deutlich zu verstehen geben, daß er mit ihrer Mutter brach. Wie durfte er wagen, etwas zu besitzen, mit dem er brechen konnte, und wie durfte er wagen, damit zu brechen?

„Gute Nacht, Miß Forsyte! Empfehlen Sie mich Mrs. Dartie. Ich bin wirklich nicht so schlimm. Gute Nacht!“ Fleur ließ ihn mit dem Hut in der Hand stehen. Verstohlen schaute sie sich um und sah ihn — tadellos und schwerfällig — wieder in seinen Klub zurückgehen.

„Er kann nicht einmal mit Überzeugung lieben,“ dachte sie. „Was wird Mutter anfangen?“

Ihre Träume in dieser Nacht waren endlos und unruhig; sie stand matt und unausgeruht auf und ging gleich an das Studium von Whitakers Almanach. Ein Forsyte merkt instinktiv, daß Tatsachen das Wesentlichste jeder Situation sind. Sie konnte Jons Vorurteil vielleicht besiegen, aber ohne einen genauen Plan, ihren desperaten Entschluß auszuführen, konnte nichts geschehen. Aus dem unschätzbaren Buch erfuhr sie, daß sie beide einundzwanzig Jahre alt sein mußten, oder es war eine Zustimmung von jemand notwendig, die natürlich nicht zu erlangen sein würde; dann verlor sie sich in Anweisungen betreffs Lizenzen, Zeug-

nisse, Anzeigen, Bezirke, und kam schließlich auf das Wort ‚Meineid‘. Aber das war Unsinn! Wer würde wohl wirklich etwas dagegen haben, wenn sie ihr Alter falsch angaben, um sich aus Liebe zu heiraten! Sie aß kaum etwas zum Frühstück und kehrte wieder zu Whitaker zurück. Je mehr sie darin studierte, desto unsicherer ward sie, bis sie beim müßigen Umwenden der Seiten auf Schottland kam. Dort konnte man ohne all diesen Unsinn heiraten! Sie brauchte nur für einundzwanzig Tage hinzugehen, dann konnte Jon kommen und sie durften sich im Beisein von zwei Personen für verheiratet erklären. Und was noch mehr war — sie würden es sein! Es war bei weitem der beste Weg, und sie ging sogleich all ihre Schulkameraden durch. Da war Mary Lambe, die in Edinburg wohnte und keine Spielverderberin war. Sie hatte auch einen Bruder. Sie konnte bei Mary Lambe wohnen, die mit ihrem Bruder als Zeuge auftreten würde. Wohl wußte sie, daß manche junge Mädchen all dies für unnötig halten würden und daß sie und Jon nichts weiter zu tun brauchten, als für eine Woche zusammen fortzugehen und dann zu ihren Familien zu sagen: ‚Wir sind auf natürliche Weise verheiratet, nun müssen wir auch auf die gesetzliche heiraten.‘ Als echte Forsyte aber sah Fleur ein, daß ein solches Vorgehen unsicher war und sie das Gesicht ihres Vaters zu fürchten hatte, wenn er davon hörte. Außerdem glaubte sie nicht, daß Jon es tun würde; er hatte eine solche Meinung von ihr, daß sie es nicht ertragen konnte, sie einzubüßen. Nein! Mary Lambe war vorzuziehen, und es war jetzt gerade die Zeit im Jahr, nach Schottland zu gehen. Etwas beruhigter packte sie, ging ihrer Tante aus dem Wege und nahm einen Omnibus nach Chiswick. Sie kam zu früh und ging in die Kew Gardens. Doch sie fand keine Ruhe zwischen

den Blumenbeeten, den mit Schildern versehenen Bäumen und weiten grünen Plätzen, kehrte daher nach ihrem Frühstück von Anchovisbrötchen und Kaffee nach Chiswick zurück und zog die Glocke an Junes Haus. Die Österreicherin ließ sie in das ‚kleine Eßzimmer‘ ein. Jetzt, wo sie wußte, was ihrer und Jons nun wartete, hatte ihre Sehnsucht nach ihm sich verzehnfacht, als wäre er ein Spielzeug mit scharfen Rändern und gefährlichem Anstrich, wie man ihr als Kind eines fortzunehmen versucht hatte. Wenn sie ihren Willen nicht haben konnte und Jon nicht für immer ihr eigen wurde, wäre es, als müsse sie vor Entbehrung sterben; irgendwie mußte und würde sie ihn bekommen! Ein runder trüber Spiegel von sehr altem Glas hing über dem roten Backsteinkamin. Sie betrachtete sich darin und sah sich blaß und mit ziemlich dunkeln Rändern unter den Augen; leise Schauer ließen ihre Nerven erbeben. Dann hörte sie die Klingel läuten, stahl sich ans Fenster und sah ihn an der Schwelle stehen und sich übers Haar und die Lippen streichen, als versuche er ebenfalls, das Zittern seiner Nerven zu beschwichtigen.

Sie saß auf einem der beiden Strohstühle, mit dem Rücken gegen die Tür, als er hereinkam, und sagte gleich:

„Setze dich, ich muß ernsthaft mit dir reden.“

Jon setzte sich auf den Tisch neben ihr, und ohne ihn anzusehen, fuhr sie fort:

„Wenn du mich nicht verlieren willst, müssen wir heiraten.“

Jon schnappte nach Luft.

„Weshalb? Ist irgend etwas vorgefallen?“

„Nein, aber ich fühlte es in Robin Hill und zu Haus bei den Meinen.“

„Aber —“ stammelte Jon, „in Robin Hill ging doch alles glatt — und sie sagten nichts zu mir.“

„Aber sie wollen uns trennen. Das Gesicht deiner Mutter war deutlich genug. Und das meines Vaters.“

„Hast du ihn seitdem gesehen?“

Fleur nickte. Was schadeten ein paar ergänzende Lügen?

„Aber,“ sagte Jon eifrig, „ich begreife nicht, wie sie nach all diesen Jahren noch so fühlen können.“

Fleur blickte zu ihm auf.

„Vielleicht liebst du mich nicht genug.“

„Dich nicht genug lieben! Aber — ich —“

„Dann sichere mich dir.“

„Ohne es ihnen zu sagen?“

„Nicht bis nachher.“

Jon schwieg. Wieviel älter er aussah, als an dem Tage vor kaum zwei Monaten, als sie ihn zuerst gesehen — ganze zwei Jahre älter!

„Es würde Mutter furchtbar verletzen,“ sagte er.

Fleur entzog ihm ihre Hand.

„Du mußt eben wählen.“

Jon glitt vom Tisch herunter auf die Knie.

„Aber weshalb sollen wir es ihnen nicht sagen? Sie können uns doch nicht wirklich trennen, Fleur.“

„Sie können es. Ich sage dir, sie können es.“

„Wie?“

„Wir sind vollständig abhängig — indem sie uns Geldschwierigkeiten und allerlei andere Schwierigkeiten machen. Ich habe keine Geduld, Jon.“

„Aber das heißt sie betrügen.“

Fleur erhob sich.

„Du kannst mich nicht wirklich lieben, oder du würdest nicht zögern.“

Jon hob die Hände bis zu ihrer Taille und zwang sie, sich wieder zu setzen. Sie sprach eilig weiter:

„Ich habe alles überlegt. Wir brauchen nur nach Schottland zu gehen. Wenn wir verheiratet sind, werden sie sich bald darein finden. Alle Menschen finden sich immer leicht mit Tatsachen ab. Siehst du das nicht ein, Jon?“

„Aber sie so furchtbar zu verletzen!“

Also wolle er lieber sie verletzen, als die Seinen zu Haus!
„Gut denn, laß mich gehen!“

Jon stand auf und stellte sich mit dem Rücken gegen die Tür.

„Ich glaube, du hast recht,“ sagte er langsam, „aber ich muß es mir überlegen.“

Sie konnte sehen, daß Gefühle ihn übermannten, die er auszudrücken strebte, aber sie wollte ihm nicht helfen. Sie haßte sich in diesem Augenblick und haßte beinah auch ihn. Warum mußte sie all dies tun, ihre Liebe zu sichern? Es war nicht schön. Und dann sah sie seine Augen traurig und anbetend.

„Sieh mich nicht so an, Jon! Ich möchte dich nur nicht verlieren.“

„Du kannst mich nicht verlieren, solange du mich willst.“

„O doch, ich kann.“

Jon legte die Hände auf ihre Schultern.

„Fleur, weißt du irgend etwas, das du mir nicht gesagt hast?“

Es war die Kernfrage, die sie gefürchtet hatte. Sie sah ihn fest an und erwiderte: „Nein.“ Sie hatte die Schiffe hinter sich verbrannt; doch was machte das, wenn er der Ihre wurde? Er würde ihr verzeihen. Sie schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Der Sieg war ihr gewiß! Sie fühlte es am Schlagen seines Herzens gegen das ihre, in dem Schließen seiner Augen. „Ich möchte

wissen, woran ich bin! Ich möchte wissen, woran ich bin!“ flüsterte sie. „Versprich es mir!“

Jon antwortete nicht. Sein Gesicht hatte die Starrheit äußerster Qual. Schließlich sagte er:

„Es ist wie ein Schlag für sie. Ich muß es mir ein wenig überlegen, Fleur. Ich muß es wirklich.“

Fleur schlüpfte aus seinen Armen.

„O! Sehr gut!“ Und plötzlich brach sie vor Enttäuschung, Scham und Überanstrengung in Tränen aus. Worauf fünf Minuten akuten Elends folgten. Jons Zärtlichkeit und Reue waren grenzenlos, aber er versprach nichts. Trotz ihrer Absicht, zu schreien: ‚Gut, wenn du mich nicht genug liebst — dann lebe wohl!‘ wagte sie es nicht. Von Geburt an gewohnt, immer ihren Willen durchzusetzen, verblüffte und beschämte sie dieser Widerstand des jungen Mannes, der so zärtlich und liebevoll war. Sie wollte ihn von sich stoßen, wollte versuchen, was Zorn und Kälte vermochten, und wieder wagte sie es nicht.

Der Gedanke, daß sie plante, ihn blindlings zu Unwiderflichem zu drängen, schwächte alles — schwächte die Aufrichtigkeit ihrer Empfindlichkeit und die Aufrichtigkeit ihrer Leidenschaft; sogar ihre Küsse hatten nicht den Reiz, den sie für sie wünschte. Die stürmische kleine Begegnung endete unentschieden.

„Wünschen Sie etwas Tee, gnädiges Fräulein?“

Jon von sich stoßend, rief sie:

„Nein — nein, danke! Ich will eben gehen.“

Und ehe er sie noch hindern konnte, war sie fort.

Sie ging langsam und rieb sich die glühenden gefleckten Wangen, war erschreckt, zornig und fühlte sich sehr elend. Sie hatte Jon so furchtbar aufgerüttelt, und doch war nichts Bestimmtes versprochen oder eingeleitet! Je ungewisser und

fraglicher die Zukunft jedoch war, desto tiefer arbeiteten sich die Fühlfäden des ‚Willens zu haben‘ in ihr Herz hinein — wie ein bohrender Holzbock!

Es war niemand zu Haus in der Green Street. Winifred war mit Imogen ausgegangen, um ein Stück zu sehen, von dem einige sagten, daß es allegorisch sei, andere ‚sehr aufregend, wissen Sie‘. Diese verschiedenen Meinungen hatten Winifred und Imogen gelockt. Fleur fuhr zur Paddington-Station. Die Luft der Ziegeleien von West Drayton und der späten Heuwiesen fächelte ihre noch im Wagen glühenden Wangen. Blumen zum Abpflücken hatte es wohl genug gegeben, jetzt aber waren sie alle stachlig und dornig. Doch die goldene Blume in der Krone von Dornen schien ihrem beharrlichen Geiste um so schöner und begehrenswerter.

NEUNTES KAPITEL

Öl ins Feuer

Als Fleur zu Haus anlangte, fand sie eine so sonderbare Atmosphäre vor, daß sie sogar die erschütterte Aura ihres eigenen Privatlebens durchdrang. Ihre Mutter war unzugänglich in tiefes Sinnen versunken, ihr Vater in nachdenklicher Stimmung im Treibhaus. Keiner von ihnen hatte für jemand ein Wort übrig. „Ist es wohl meinetwegen?“ fragte Fleur sich. „Oder wegen Profond?“ Sie sagte zu ihrer Mutter:

„Was fehlt Vater?“

Ihre Mutter antwortete mit einem Achselzucken.

Zu ihrem Vater:

„Was fehlt Mutter?“

Ihr Vater antwortete:

„Fehlt? Was sollte ihr fehlen?“ und sah sie scharf an.

„Übrigens,“ sagte Fleur, „Monsieur Profond macht eine ‚kleine‘ Reise in die Südsee mit seiner Yacht.“

Soames untersuchte eine Ranke, an der keine Trauben wuchsen.

„Der Wein ist nicht geraten,“ sagte er. „Der junge Mont ist hier gewesen. Er fragte mich etwas über dich.“

„O! Wie gefällt er dir, Vater?“

„Er — er ist ein Produkt — wie alle diese jungen Leute.“

„Was warst denn du in seinem Alter, mein Lieber?“

Soames lächelte mürrisch.

„Wir arbeiteten und vergeudeteten die Zeit nicht mit Fliegen und Motorfahren und Hofmachen.“

„Machttest du nie jemand den Hof?“

Sie vermied es, ihn anzusehen, während sie das sagte, aber sie sah ihn gut genug. Sein blasses Gesicht hatte sich gerötet, die Augenbrauen, wo das dunkle Haar sich noch mit dem grauen mischte, waren dicht zusammengezogen.

„Ich hatte weder Zeit noch Neigung zu Liebeleien.“

„Dann hattest du wohl eine große Leidenschaft?“

Soames schaute sie forschend an.

„Ja — wenn du es wissen willst — und viel Schönes hatte ich davon!“ Er entfernte sich und ging an den Heißwasser-röhren entlang weiter. Fleur folgte ihm schweigend auf den Zehenspitzen.

„Erzähle mir davon, Vater!“

Soames ward sehr still.

„Was brauchst du in deinem Alter von solchen Dingen zu wissen?“

„Lebt sie noch?“

Er nickte.

„Und verheiratet?“

„Ja.“

„Es ist Jon Forsytes Mutter, nicht wahr? Und sie war erst deine Frau?“

Sie hatte es ganz intuitiv gesagt. Sicherlich war seine Opposition aus seiner Angst zurückzuführen, daß sie von dieser alten Wunde seines Stolzes etwas erfahren könnte. Aber sie war erschrocken. Jemand, der so alt und so ruhig war, wanken zu sehen, als hätte ein Schlag ihn getroffen, einen so scharfen Schmerz in seiner Stimme zu hören!

„Wer sagte dir das? Wenn deine Tante — ich ertrage es nicht, von dieser Sache sprechen zu hören.“

„Aber, Liebster,“ sagte Fleur sanft, „es ist so lange her.“

„Lange oder nicht, ich — —“

Fleur streichelte seinen Arm.

„Ich habe versucht, es zu vergessen,“ sagte er plötzlich; „ich möchte nicht daran erinnert werden.“ Und dann, als wollte er einer langen, geheimen Erbitterung Luft machen, fügte er hinzu: „Heutzutage versteht das niemand. Eine große Leidenschaft, allerdings! Niemand weiß, was das ist.“

„Ich weiß es,“ sagte Fleur beinahe flüsternd.

Soames, der ihr den Rücken gekehrt hatte, drehte sich rasch um.

„Was redest du da — ein Kind wie du!“

„Vielleicht habe ich es geerbt, Vater.“

„Was?“

„Für ihren Sohn, siehst du.“

Er war bleich wie ein Laken, und sie wußte, daß sie ebenso aussah. Sie starrten einander an in der dunstigen Hitze, die stark nach der pilzigen Erde, nach Geraniumtöpfen und dem Wein roch, der rasch reifte.

„Das ist Wahnsinn,“ sagte Soames schließlich zwischen den trockenen Lippen.

„Sei nicht böse, Vater. Ich kann nichts dafür.“

Aber sie konnte sehen, daß er nicht böse war, nur erschrocken, tief erschrocken.

„Ich dachte, diese Torheit,“ stammelte er, „sei längst vergessen.“

„O nein! Durchaus nicht.“

Soames stieß mit dem Fuß an das Heißwasserrohr. Die hilflose, kleine Bewegung rührte sie, sie hatte keine Furcht vor ihrem Vater — nicht die geringste.

„Liebster!“ sagte sie. „Was sein muß, muß sein, nicht wahr?“

„Muß!“ wiederholte Soames. „Du weißt nicht, was du redest. Weiß der Junge es?“

„Noch nicht.“

Er hatte sich wieder von ihr abgewandt und starrte, die eine Schulter ein wenig nachgezogen, unverwandt auf ein Verbindungsglied der Röhren.

„Es ist mir höchst zuwider,“ sagte er plötzlich, „nichts könnte es mehr sein. Ein Sohn dieses Menschen! Es ist — es ist — widersinnig!“

Es war ihr beinahe unbewußt aufgefallen, daß er nicht sagte ‚Sohn dieser Frau‘, und wieder kam ihre Intuition ihr zu Hilfe.

Weilte der Geist dieser Leidenschaft noch in einem Winkel seines Herzens?

Sie schob ihre Hand unter seinen Arm.

„Jons Vater ist sehr krank und alt; ich habe ihn gesehen.“

„Du — —?“

„Ja, ich ging mit Jon hin, ich sah alle beide.“

„Nun, und was sagten sie zu dir?“

„Nichts. Sie waren sehr höflich.“

„Das mußten sie.“ Er nahm seine Betrachtung des Wasserrohres wieder auf und sagte dann plötzlich:

„Ich muß mir das überlegen — ich spreche darüber heute abend noch mit dir.“

Sie wußte, daß dies endgültig war für den Augenblick und stahl sich fort, während er noch auf das Rohr starrend dastand. Sie ging in den Obstgarten, in die Johannisbeer- und Stachelbeerbüsche, aber ohne das Verlangen, zu pflücken und zu essen. Vor zwei Monaten — war sie leichten Herzens gewesen! Sogar noch vor zwei Tagen — bevor Prosper Profond es ihr sagte. Jetzt fühlte sie sich in ein Spinnennetz verwickelt — ein Spinnennetz von Leidenschaft, feststehenden Rechten, Bedrängnis und Auflehnung, Banden von Liebe und Haß. In diesem dunkeln Augenblick der

Entmutigung sah sie selbst mit ihrer zuversichtlichen Natur keinen Ausweg mehr. Was war zu tun — wie sollte sie die Dinge ihrem Willen gefügig machen und ihren Herzenswunsch erfüllt sehen? Und plötzlich, an der Ecke der hohen Buchsbaumhecke, stieß sie unerwartet auf ihre Mutter, die mit einem offenen Briefe in der Hand rasch dahinging. Ihr Busen wogte, ihre Augen waren weit geöffnet, die Wangen glühten. Augenblicklich dachte Fleur: ‚Die Yacht! Arme Mutter!‘

Annette sah sie mit erschrecktem Blicke an und sagte:

„J'ai la migraine.“

„Es tut mir furchtbar leid, Mutter.“

„O ja! Dir und deinem Vater — tut es leid!“

„Aber Mutter — es ist wirklich wahr. Ich weiß, wie das tut.“

Annettens erschreckte Augen weiteten sich, bis das Weiße oben sichtbar war. „Arme kleine Unschuld!“ sagte sie.

Daß ihre Mutter — sonst so voll Selbstbeherrschung und vernünftig — so aussehen und so sprechen konnte! Es war alles schrecklich! Ihr Vater, ihre Mutter, und sie selbst! Und noch vor zwei Monaten schienen sie alles zu besitzen, was sie wünschten in dieser Welt.

Annette zerknitterte den Brief in ihrer Hand und Fleur sagte sich, daß sie tun müsse, als sähe sie es nicht.

„Kann ich irgend etwas gegen dein Kopfweh tun, Mutter?“

Annette schüttelte den Kopf und ging, sich in den Hüften wiegend, weiter.

‚Es ist grausam,‘ dachte Fleur, ‚und ich freute mich! Dieser Mann! Wozu kamen Männer so hinterlistig als Friedensstörer! Ich glaube, er ist ihrer überdrüssig. Wie kommt er dazu, meiner Mutter überdrüssig zu sein? Wie

kommt er dazu?' Und sie lachte leise auf bei diesem Gedanken, der so natürlich war und so sonderbar.

Sie hätte sich allerdings wohl freuen müssen, aber worüber eigentlich? Ihr Vater machte sich nicht viel daraus! Ihre Mutter, vielleicht? Sie ging in den Obstgarten zurück und setzte sich unter einen Kirschenbaum. Ein leiser Wind seufzte in den oberen Zweigen; der Himmel war, durch das Grün gesehen, sehr blau mit schweren weißen Wolken — den schweren weißen Wolken, die sich in einer Flußlandschaft beinah immer zeigen. Bienen, die vor dem Winde Schutz suchten, summten leise, und über das üppige Gras fiel der breite Schatten der Obstbäume, die ihr Vater vor fünfundzwanzig Jahren gepflanzt hatte. Die Vögel waren kaum zu hören, die Kuckuckrufe verstummt, aber die Waldtauben gurrten noch. Allein der Wind und das Summen und Wispern des Hochsommers war nicht lange ein Beruhigungsmittel für ihre erregten Nerven. Zusammengekauert begann sie Pläne zu schmieden. Sie mußte ihren Vater dazu bringen, ihr zu helfen. Weshalb sollte er etwas dagegen haben, solange sie glücklich war? Sie hatte nicht beinah neunzehn Jahre gelebt, um nicht zu wissen, daß ihre Zukunft das einzige war, woran ihm etwas lag. Sie hatte ihn also nur zu überzeugen, daß ihre Zukunft ohne Jon nicht glücklich sein konnte. Er hielt es für eine wahnsinnige Idee. Wie töricht die Alten waren, zu glauben, daß sie die Gefühle der Jungen kannten! Hatte er nicht eingestanden, daß er — als er jung war — mit großer Leidenschaft geliebt hatte? Er mußte es doch verstehen! ‚Er häuft Geld für mich auf,‘ dachte sie, ‚aber was nützt es mir, wenn ich nicht glücklich sein darf?‘ Geld und alles, was man dafür kaufen konnte, machte nicht glücklich. Nur in der Liebe war Glück zu finden. Die oxsenäugigen Maßliebchen in diesem Garten,

die ihm mitunter einen so mondhaften Anstrich gaben, wuchsen wild und froh, und ihre Stunde kam. „Sie hätten mich nicht Fleur nennen sollen,“ grübelte sie, „wenn sie mich nicht meine Stunde haben und glücklich sein lassen wollen, solange noch Zeit ist.“ Eigentlich stand dem nichts im Wege, nicht Armut noch Krankheit — nur ein Gefühl, das Gespenst der unseligen Vergangenheit! Jon hatte recht. Sie wollten einen nicht leben lassen, diese alten Leute! Sie machten Fehler, begingen Verbrechen, und ihre Kinder sollten dafür büßen! Der Wind legte sich; die Mücken fingen an zu stechen. Sie stand auf, pflückte einige Geißblattblüten und ging hinein.

Es war heiß diesen Abend. Sie und auch ihre Mutter hatten helle, dünne, ausgeschnittene Kleider angezogen. Die Blumen auf dem Tisch waren blaß. Fleur fiel es auf, wie blaß alles aussah; das Gesicht ihres Vaters, die Schultern ihrer Mutter, die hell getäfelten Wände, der helle graue Teppich, die Lampenschirme, sogar die Suppe war blaß. Es war nicht ein farbiger Fleck im Zimmer, nicht einmal Wein in den Gläsern, denn niemand trank ihn. Was nicht blaß war, war schwarz — der Anzug ihres Vaters, die Kleider des Dieners, ihr Jagdhund, der erschöpft im Fenster lag, die Vorhänge schwarz mit einem crême-farbenen Muster. Eine Motte kam herein, auch sie war blaß. Und im Schweigen verlief bei der Hitze das Halbtrauermahl.

Ihr Vater rief sie zurück, als sie im Begriff war, der Mutter hinaus zu folgen.

Sie setzte sich neben ihn an den Tisch, nahm die angesteckten blassen Geißblattblüten und hielt sie an die Nase.

„Ich habe darüber nachgedacht,“ sagte er.

„Ja, mein Lieber?“

„Es ist mir außerordentlich schmerzlich, davon zu

sprechen, aber es geht nicht anders. Ich weiß nicht, ob du verstehst, wie viel du mir bist — ich habe nie darüber gesprochen, ich hielt es nicht für notwendig, aber — aber du bist mir alles. Deine Mutter —“ er hielt inne und starrte auf seinen Fingerspülnapf aus venetianischem Glas.

„Ja?“

„Ich habe nur dich. Ich hatte nie — wünschte nie etwas anderes seit du geboren warst.“

„Ich weiß,“ flüsterte Fleur.

Soames netzte seine Lippen.

„Du hältst dies wohl für eine Angelegenheit, die ich aus dem Wege räumen und für dich ordnen kann. Aber du irrst dich. Ich — ich bin hilflos.“

Fleur sprach nicht.

„Ganz abgesehen von meinen eigenen Gefühlen,“ fuhr Soames mit größerer Entschiedenheit fort, „jene beiden würden sich in nichts fügen, was auch immer ich vorschlagen würde. Sie — sie hassen mich, wie Leute immer jene hassen, die sie beleidigt haben.“

„Aber er — Jon — —“

„Er ist ihr Fleisch und Blut, ihr einziges Kind. Wahrscheinlich ist er ihr, was du mir bist. Es ist eine aussichtslose Sache.“

„Nein,“ rief Fleur, „nein, Vater!“

Soames lehnte sich zurück, ein Bild blasser Geduld, wie entschlossen, sich durch nichts rühren zu lassen.

„Höre!“ sagte er. „Du spielst die Gefühle von zwei Monaten — zwei Monaten! — gegen die Gefühle von fünf- unddreißig Jahren aus! Welche Aussicht, glaubst du, kannst du haben? Zwei Monate — deine allererste Liebesangelegenheit, das Ergebnis von einem halben Dutzend Begegnungen, ein paar Spaziergängen, ein paar Unterhaltungen

und einigen Küssen — gegen, gegen etwas, das du dir nicht vorstellen kannst, das niemand sich vorstellen kann, der es nicht selbst durchgemacht hat. Komm, sei vernünftig Fleur! Es ist Mittsommerwahnsinn!“

Fleur zerpflückte die Geißblattblüten langsam in kleine Stücke.

„Wahnsinn ist, die Vergangenheit alles verderben zu lassen. Was geht uns die Vergangenheit an? Es ist unser Leben, nicht das eure.“

Soames hob die Hand an die Stirn, wo sie plötzlich Feuchtigkeit schimmern sah.

„Wessen Kind bist du?“ sagte er. „Wessen Kind ist er? Die Gegenwart ist mit der Vergangenheit verkettet, die Zukunft mit beiden. Davon kommt keiner los.“

Sie hatte nie zuvor Philosophie aus diesem Munde gehört. Es machte Eindruck auf sie trotz ihrer Erregung, sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und das Kinn in ihre Hände.

„Aber, Vater, sieh es doch praktisch an. Wir begehren einander. Es ist soviel Geld da, und nichts im Wege als ein Gefühl. Laß uns die Vergangenheit begraben, Vater.“

Seine Antwort war ein Seufzer.

„Außerdem,“ sagte Fleur sanft, „du kannst uns nicht hindern.“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Soames, „daß ich, wenn es von mir abhinge, versuchen würde, euch zu hindern; ich weiß, daß ich die Dinge gehen lassen muß, um mir deine Liebe zu erhalten. Aber nicht ich habe in dieser Sache zu entscheiden. Das möchte ich dich bitten, dir klar zu machen, bevor es zu spät ist. Wenn du fortfährst zu glauben, daß du deinen Willen durchsetzen kannst, und dies Gefühl bestärkst, wird der Schlag viel schwerer, wenn du erkennst, daß du es nicht kannst.“

„Ach!“ rief Fleur, „helf mir, Vater, du kannst mir helfen, das weißt du.“

Soames wehrte erschrocken ab.

„Ich?“ sagte er bitter. „Helfen? Ich bin der Stein des Anstoßes — die wahre Ursache und der Stein des Anstoßes — so nennt man es doch? Und du hast mein Blut in deinen Adern.“

Er erhob sich.

„Dein Plan ist unausführbar. Wenn du auf deinem Eigenwillen bestehst, schadest du dir selber. Komm! Sei nicht töricht, mein Kind — mein einziges Kind!“

Fleur legte die Stirn an seine Schulter.

Es war alles in solchem Wirrwarr in ihr. Doch das durfte sie nicht zeigen! Durfte es nicht! Sie verließ ihn und ging verstört, aber nicht überzeugt, in die Dämmerung hinaus. Alles war vage und unbestimmt in ihr, wie die Gestalten und Schatten im Garten, ausgenommen — ihr Wille, zu haben. Eine Pappel stach in den dunkelblauen Himmel und berührte dort einen weißen Stern. Der Tau benetzte ihre Schuhe und kühlte ihre bloßen Schultern. Sie ging ans Flußufer hinunter und starrte auf einen Mondstreifen auf dem dunkelnden Wasser. Plötzlich spürte sie Tabakrauch, und eine weiße Gestalt, wie vom Mond geschaffen, tauchte auf. Es war der junge Mont in einem Flanellanzug, der an seinem Boot stand. Sie hörte das leise Zischen seiner Zigarette, die im Wasser erlosch.

„Fleur,“ ertönte seine Stimme, „seien Sie nicht hart gegen einen armen Teufel! Ich warte seit Stunden.“

„Worauf?“

„Kommen Sie in mein Boot!“

„Das tue ich nicht.“

„Weshalb nicht.“

„Ich bin keine Wassernymphe.“

„Ist denn kein bißchen Romantik in Ihnen? Seien Sie nicht modern, Fleur.“

Er erschien auf dem Wege eine Elle von ihr.

„Gehen Sie!“

„Fleur, ich liebe Sie. Fleur!“

Fleur lachte kurz auf.

„Kommen Sie wieder,“ sagte sie, „wenn mein Wunsch nicht in Erfüllung geht.“

„Was ist Ihr Wunsch?“

„Fragen Sie nicht.“

„Fleur,“ sagte Mont, und seine Stimme klang sonderbar, „spotten Sie meiner nicht! Selbst für Experimente bestimmte Hunde sind einer anständigen Behandlung wert, bevor sie in Stücke geschnitten werden.“

Fleur schüttelte den Kopf, aber ihre Lippen zitterten.

„Sie hätten mich nicht so überrumpeln sollen. Geben Sie mir eine Zigarette.“ Mont gab ihr eine, zündete sie an, und dann eine für sich.

„Ich möchte keinen Unsinn reden,“ sagte er, „aber bitte, stellen Sie sich allen Unsinn vor, den alle Verliebten, die es je gab, gesprochen haben, und meinen eigenen mit dazu.“

„Danke, ich kann es mir vorstellen. Gute Nacht.“

Einen Augenblick standen sie sich im Schatten einer Akazie mit mondbeschienenen Blüten gegenüber, und der Rauch ihrer Zigaretten vermischte sich in der Luft zwischen ihnen.

Fleur wandte sich rasch und ging auf das Haus zu. Auf dem Rasenplatz blieb sie stehen und blickte zurück. Michael Mont fuchtelte mit den Armen, sie konnte sehen, wie er damit gegen seinen Kopf stieß und dann zu den mondbeschienenen Akazienblüten hinaufwinkte. Seine Stimme er-

reichte sie noch. „Schön — schön!“ Fleur schüttelte sich. Sie konnte ihm nicht helfen, sie hatte selbst zuviel Kummer; auf der Veranda blieb sie plötzlich wieder stehen. Ihre Mutter saß im Wohnzimmer an ihrem Schreibtisch, ganz allein. Es war nichts Bemerkenswertes in dem Ausdruck ihres Gesichtes, außer dessen gänzlicher Unbeweglichkeit. Aber sie sah trostlos aus! Fleur ging nach oben. An der Tür ihres Zimmers zögerte sie. Sie konnte ihren Vater in der Bildergalerie auf und nieder gehen hören, auf und nieder. „Ja,“ dachte sie, „schön! Ach! Jon!“

ZEHNTES KAPITEL

Entscheidung

Als Fleur ihn verlassen hatte, starrte Jon die Österreicherin an. Es war eine hagere Frau mit einem dunkeln Gesicht und dem besorgten Ausdruck eines Menschen, der das eine bißchen Gute nach dem andern aus dem Leben hatte schwinden sehen.

„Keinen Tee?“ fragte sie.

Die Enttäuschung in ihrer Stimme merkend, murmelte Jon:

„Nein, wirklich; danke.“

„Ein kleines Täfchen — er ist fertig. Ein kleines Täfchen und eine Zigarette.“

Fleur war fort! Stunden der Gewissensbisse und der Unentschiedenheit lagen vor ihm! Und mit einem schweren Gefühl von Unbeholfenheit lächelte er und sagte: „Danke — besten Dank.“

Sie brachte eine kleine Teekanne mit zwei Tassen und einer kleinen Zigarettendose auf einem kleinen Tablett.

„Zucker? Miß Forsyte hat viel Zucker — sie kauft meinen Zucker und auch den meiner Freunde. Miß Forsyte ist eine sehr gute Dame. Ich bin glücklich, bei ihr zu dienen. Sind Sie Ihr Bruder?“

„Ja,“ sagte Jon und begann die zweite Zigarette seines Lebens zu rauchen.

„Ein sehr junger Bruder,“ sagte die Österreicherin mit einem leisen, ängstlichen Lächeln, das ihn an das Wedeln eines Hundeschwanzes erinnerte.

„Darf ich Ihnen etwas einschenken?“ sagte er. „Und wollen Sie sich nicht setzen, bitte?“

Die Österreicherin schüttelte den Kopf.

„Ihr Vater ist ein sehr netter alter Herr — der netteste alte Herr, den ich je gesehen. Miß Forsyte erzählt mir alles von ihm. Geht es ihm besser?“

Ihre Worte trafen Jon wie ein Vorwurf. „O ja! Ich glaube, es geht ihm ganz gut.“

„Ich würde ihn gern wiedersehen,“ sagte die Österreicherin, indem sie eine Hand aufs Herz legte, „er hat ein sehr gutes Herz.“

„Ja,“ sagte Jon. Und wieder empfand er ihre Worte wie einen Vorwurf.

„Er fällt nie jemand lästig und lächelt so sanft.“

„Ja, nicht wahr?“

„Er schaut Miß Forsyte mitunter komisch an. Ich habe ihm meine ganze Geschichte erzählt, er ist so sympathisch. Und Ihre Mutter — ist sie hübsch und wohl?“

„Ja, sehr wohl.“

„Er hatte ihre Photographie auf seinem Toilettentisch. Sehr schön.“

Jon schluckte seinen Tee hinunter. Diese Frau mit ihrem besorgten Gesicht und ihren mahnenden Worten erfüllte ihn mit Grauen.

„Danke,“ sagte er, „ich muß nun gehen. Darf ich — darf ich Ihnen dies geben?“

Zögernd legte er einen Zehnshillingschein auf das Teebrett und ging zur Tür. Er hörte die Österreicherin nach Luft schnappen und eilte hinaus. Er hatte gerade noch Zeit, seinen Zug zu erreichen und blickte auf dem ganzen Wege hoffnungslos hoffend in jedes Gesicht, das vorüber kam, wie Verliebte zu tun pflegen. In Worthing angelangt, brachte er

sein Gepäck in den Lokalzug und ging zu Fuß über die Hügel nach Wansdon, um der schmerzenden Unentschiedenheit Herr zu werden. Solange er unentwegt vorwärts ging, konnte er die Schönheit der grünen Matten genießen, rastete hier und dort, um sich im Grase auszustrecken, die Vollkommenheit einer wilden Rose zu bewundern und dem Gesang einer Lerche zuzuhören. Aber der Kampf in ihm war nur aufgeschoben — der Kampf zwischen der Sehnsucht nach Fleur und dem Abscheu vor Betrug. Er erreichte die alte Kreidegrube bei Wansdon, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben. Mutig beide Seiten einer Frage zu betrachten, war Jons Stärke und Schwäche zugleich. Er kam an, als gerade die Tischglocke zum ersten Mal läutete. Seine Sachen waren schon nach oben gebracht. Er nahm eilig ein Bad und fand Holly allein, als er herunterkam — Val war zur Stadt gefahren und wollte erst mit dem letzten Zug zurückkommen.

Seit Val ihm geraten, seine Schwester zu fragen, was zwischen ihren beiden Familien vorgefallen war, hatte sich so viel ereignet — Fleurs Enthüllung im Greenpark, ihr Besuch in Robin Hill, die Begegnung heute — daß nichts mehr zu fragen übrig geblieben war. Er sprach von Spanien, seinem Sonnenstich, von Vals Pferden, der Gesundheit ihres Vaters. Holly erschreckte ihn, als sie sagte, daß sie ihren Vater durchaus nicht wohl fände. Sie wäre am Ende der Woche zweimal in Robin Hill gewesen. Er sei ihr furchtbar matt vorgekommen, schiene zuweilen sogar Schmerzen zu haben, hätte sich aber immer geweigert, über sich zu sprechen.

„Er ist unsagbar lieb und selbstlos — findest du nicht auch, Jon?“

In dem Gefühl, selbst durchaus nicht lieb und selbstlos zu sein, antwortete Jon: „Sehr!“

„Ich finde, er ist einfach ein vollkommener Vater gewesen, so lange ich denken kann.“

„Ja,“ erwiderte Jon sehr kleinlaut.

„Er hat sich nie in etwas hineingemischt und schien immer zu verstehen. Ich werde ihm nie vergessen, daß er mich im Burenkrieg nach Süd-Afrika hat gehen lassen, als ich in Val verliebt war.“

„Das war, bevor er die Mutter heiratete, nicht wahr?“ sagte Jon plötzlich.

„Ja, weshalb?“

„O! Nichts. Nur, war sie nicht erst mit Fleurs Vater verlobt?“

Holly legte den Löffel hin und schaute ihn an. Ihr Blick war forschend. Was wußte der Junge? Genug, um ihm lieber alles zu sagen? Sie konnte sich nicht entschließen. Er sah abgespannt und müde aus, aber das konnte auch der Sonnenstich sein.

„Es war etwas zwischen ihnen,“ sagte sie. „Wir natürlich waren damals da draußen und bekamen gar keine Nachrichten.“ Sie konnte es nicht riskieren. Es war nicht ihr Geheimnis. Überdies war sie im Ungewissen über seine Gefühle. Vor Spanien hatte sie sicher gewußt, daß er verliebt war; aber Knaben sind eben Knaben; das war sieben Wochen her, und Spanien lag dazwischen.

Sie sah, daß er merkte, wie sie ihn hinhielt und fügte hinzu: „Hast du von Fleur etwas gehört?“

„Ja.“

Sein Gesicht sagte ihr mehr als die ausführlichste Erklärung. Er hatte also nicht vergessen!

Sie sagte sehr ruhig: „Fleur ist ungeheuer anziehend, Jon, aber du weißt — Val und ich mögen sie nicht sehr.“

„Weshalb?“

„Wir finden, daß ‚Haben‘ eine große Rolle bei ihr spielt.“

„Haben? Ich weiß nicht, was du meinst. Sie — sie —“
Er schob seinen Teller mit dem Nachtsch fort, stand auf und ging ans Fenster.

Holly erhob sich ebenfalls und legte den Arm um seine Taille.

„Sei nicht böse, lieber Jon. Wir können nicht alle Menschen in demselben Licht sehen, nicht wahr? Weißt du, ich glaube, jeder von uns hat nur einen oder zwei Menschen, die das Beste in uns sehen und es herauslocken können. Für dich ist es, glaube ich, deine Mutter. Ich sah sie einst einen Brief von dir lesen, es war wundervoll, ihr Gesicht dabei zu beobachten. Ich glaube, sie ist die schönste Frau, die ich je gesehen — die Zeit scheint spurlos an ihr vorüberzugehen.“

Jons Gesicht wurde sanft, bekam dann aber wieder den gespannten Ausdruck. Alle — alle waren gegen ihn und Fleur! Es bestärkte die Forderung in ihren Worten: „Sichere mich dir — heirate mich, Jon!“

Hier, wo er die wunderbare Woche mit ihr verlebt hatte, steigerten sich das Entzücken über ihre Anmut, der Schmerz in seinem Herzen mit jeder Minute, wo sie nicht da war, dem Zimmer, dem Garten, sogar der Luft ihren Zauber zu geben. Würde er je imstande sein, hier zu leben und sie nicht zu sehen? Er wußte keinen Rat und ging früh zu Bett. Es würde ihn nicht heilen oder klüger machen, aber er würde allein mit der Erinnerung an Fleur in ihrem Phantasiekostüm sein. Er hörte Vals Ankunft, hörte die Insassen aussteigen, dann kehrte die Stille der Sommernacht wieder — nur ein Blöken der Schafe in der Ferne und das heisere Krächzen eines Nachtraben. Er lehnte sich weit hinaus. Kalter Mond — warme Luft — die Hügel wie Silber!

Kleine Flügel, ein gurgelnder Strom, die Kletterrosen! Herrgott — wie leer alles das ohne sie! In der Bibel stand geschrieben: Du sollst Vater und Mutter verlassen und — Fleur anhängen!

Er mußte Mut fassen und es ihnen sagen! Sie konnten ihn nicht davon abhalten, sie zu heiraten — sie würden es gar nicht wollen, wenn sie wußten, wie er fühlte. Ja! Er wollte zu ihnen gehen! Mutig und offen — Fleur hatte unrecht!

Der Nachtrabe verstummte, die Schafe waren still; der einzige Laut in der Dunkelheit war das Gurgeln des Stromes. Und Jon schlief in seinem Bett, befreit von dem schlimmsten Übel im Leben — der Unentschiedenheit.

ELFTES KAPITEL

Timothy prophezeit

Am Tage des verabredeten Rendezvous in der Nationalgalerie begann der zweite Jahrestag der Auferstehung von Englands Stolz und Ruhm — oder kurz: des Zylinderhutes. Auf ‚Lords‘ Kricketplatz — dessen Feste der Krieg aus dem Felde geschlagen hatte — wurden einer glorreichen Vergangenheit zu Ehren alle hell- und dunkelblauen Flaggen zum zweiten Male gehißt. Hier sah man in der Frühstückspause alle Arten, von weiblichen und eine Art von männlichen Hüten, die die zahlreichen Typen von Gesichtern der ‚oberen Klassen‘ beschützten. Der beobachtende Forsyte konnte auf den freien oder minderwertigen Plätzen eine gewisse Anzahl von weichen Hüten erkennen, aber sie wagten sich kaum auf den Rasen; die alte Schule — oder Schulen — konnten sich noch freuen, daß das Proletariat die notwendigen zwei Shilling bis jetzt nicht bezahlte. Hier war noch ein begrenztes Gebiet, das einzige in großem Maßstabe, das geblieben war — die Zeitungen schätzten die Anwesenden auf zehntausend. Und diese Zehntausend, alle durch eine Hoffnung belebt, stellten nur eine Frage aneinander: ‚Wo frühstücken Sie?‘ Es war wunderbar erhebend und beruhigend, diese Frage zu hören und sie so Viele aussprechen zu sehen, die waren wie man selbst! Welch ein Überfluß an Vorräten in dem britischen Reich — genug Tauben, Hummern, Lämmer, Lachs, Mayonnaisen, Erdbeeren und Champagner, die Menge zu füttern! Kein

Mirakel in Aussicht — keine sieben Brote und ein paar Fische — Glaube ruhte auf sichererem Grunde. Sechstausend Zylinderhüte, viertausend Sonnenschirme würden abgelegt und zusammengerollt werden, zehntausend Mäuler, die alle dasselbe Englisch sprachen, würden gefüllt werden. Es war doch noch Leben in dem alten Hund! Tradition! Und abermals Tradition! Wie stark und wie elastisch! Kriege mochten rasen, Steuern plündern, Zölle eingeführt werden und Europa Hungers sterben, aber die Zehntausend werden gefüttert, konnten innerhalb ihrer Umzäunung auf grünem Rasen umherstreifen, ihre Zylinderhüte tragen und mit — sich selbst zusammenkommen. Das Herz war gesund, der Puls noch regelmäßig. E-ton! E-ton! Har-r-o-o-o-w!

Unter den vielen Forsytes auf dem Jagdgrund, der infolge persönlich verbriefter Rechte und Vollmachten der ihre war, befand sich auch Soames mit Frau und Tochter. Er hatte keine der Schulen besucht, interessierte sich auch nicht für Cricket, aber er wollte, daß Fleur ihre Kleider zeigte, und er wollte seinen Zylinder tragen — ihn wieder in Ruhe und Frieden unter seinesgleichen tragen. Er ging gelassen mit Fleur zwischen sich und Annette umher. Keine Frau war ihnen gleich, soviel er sehen konnte. Sie verstanden zu gehen und sich zu bewegen; es war etwas Solides in ihrem guten Aussehen; die moderne Frau war nicht gut gebaut, hatte keinen Busen, gar nichts! Er erinnerte sich plötzlich, mit welchem berauschendem Stolz er in den ersten Jahren seiner ersten Ehe mit Irene hier umhergegangen war. Und wie sie in der Kutsche, die seine Mutter den Vater zu halten gezwungen, weil es so ‚chic‘ war, zu luncchen pflegten — alle hatten Kutschen oder Equipagen damals, es gab nicht diese hölzernen großen Tribünen! Und wie Montague Dartie beständig zuviel getrunken hatte! Er

glaubte, daß die Leute immer noch zuviel tranken, aber es war keine Zwanglosigkeit dabei wie ehemals. Er dachte an George Forsyte — dessen Brüder Roger und Eustace in Harrow und Eton gewesen waren — wie er oben auf den Wagen geklettert war und mit einer Hand eine hellblaue, mit der andern eine dunkelblaue Flagge geschwungen und als der Spafsvogel, der er immer war, gerufen hatte: ‚Etroow — Harrton!‘ Wenn gerade alles still war. Hm! Alte Zeiten, und Irene in grauer Seide, mit blassestem Grün durchschossen. Er sah von der Seite in Fleurs Gesicht. Ziemlich farblos — kein Feuer, kein Eifer! Diese Liebesangelegenheit zehrte an ihr — eine böse Geschichte! Er sah über sie hinweg auf das Gesicht seiner Frau, das etwas mehr geschminkt war als gewöhnlich, ein wenig verächtlich — aber eigentlich hatte sie keinen Grund zu Verachtung, soviel er sehen konnte. Sie nahm Profonds Abtrünnigkeit mit sonderbarer Ruhe auf, oder war seine ‚kleine‘ Reise nur ein Vorwand? Wenn es so war, wollte er es nicht sehen! Nachdem sie um den Rasen und an dem Pavillon vorbeigegangen waren, suchten sie Winifreds Tisch im Zelt des Beduinenklubs auf. Dieser Klub — ein neuer, ‚Hahn und Henne‘ — war zur Förderung des Reisens von einem Herrn mit einem alten schottischen Namen gegründet worden, dessen Vater sich seltsamerweise Levi genannt hatte. Winifred war eingetreten, nicht, weil sie gereist war, sondern weil ihr Instinkt ihr gesagt, daß ein Klub mit solch einem Namen und einem solchen Gründer eine große Zukunft haben müsse, und man, wenn man nicht gleich eintrat, vielleicht nie dazu kam. Sein Zelt mit einer Inschrift aus dem Koran auf orangefarbenem Grunde und einem gestickten kleinen grünen Kamel über dem Eingang war das Auffallendste auf dem ganzen Platz. Davor fanden sie Jack Cardigan mit einer dunkel-

blauen Kravatte (früher hatte er für Harrow gespielt), der mit einem Malaccarohrstock zeigte, wie der Mann den Ball hätte schlagen müssen. Er lotste sie hinein. In Winifreds Ecke waren Imogen, Benedikt mit seiner jungen Frau, Val Dartie ohne Holly, Maud und ihr Mann versammelt, und nachdem Soames und seine beiden Damen sich gesetzt hatten, blieb noch ein Platz leer.

„Ich erwarte Prosper,“ sagte Winifred, „aber er ist von seiner Yacht so in Anspruch genommen.“

Soames blickte sich verstohlen um. Keine Bewegung im Gesicht seiner Frau! Ob der Bursche kam oder nicht, sie wußte offenbar alles darüber. Es entging ihm nicht, daß Fleur ebenfalls ihre Mutter anblickte. Wenn Annette seine Gefühle nicht respektierte, konnte sie doch wenigstens an Fleurs denken! Die Unterhaltung, die sehr flüchtig war, wurde von Jack Cardigan unterbrochen, der über Meisterschaften im Kricketspiel sprach. Er zitierte alle Meisterspieler seit anno dazumal, als wären sie ausschlaggebend bei der Zusammensetzung des britischen Volkes gewesen. Soames war fertig mit seinem Hummer und begann eben mit der Taubenpastete, als er die Worte hörte: „Ich kommen ein klein wenig zu spät, Mrs. Dartie,“ und sah, daß kein leerer Platz mehr da war. Gerade dieser Bursche mußte zwischen Imogen und Annette sitzen. Soames aß ruhig weiter und sprach gelegentlich ein Wort mit Maud und Winifred. Um ihn her summt die Unterhaltung. Er hörte die Stimme Profonds sagen:

„Ich glauben, Sie irren sich, Mrs. Forsyte; ich — ich wetten, daß Miß Forsyte mit mir übereinstimmt.“

„Worin?“ kam Fleurs klare Stimme über den Tisch.

„Ich sagen, junge Mädchen sind ebenso, wie sie immer waren — da ist nur wenig Unterschied.“

„Wissen Sie so viel von ihnen?“

Diese scharfe Antwort hörten alle, und Soames rückte unruhig auf seinem dünnen grünen Stuhl hin und her.

„Nun, ich weiß nicht, ich glauben, sie haben ihren eigenen kleinen Willen, und ich denken, den hatten sie immer.“

„Wirklich!“

„O! Aber Prosper,“ unterbrach ihn Winifred gemächlich, „denken Sie nur an die Mädchen von der Straße — die Mädchen, die in den Munitionsfabriken arbeiteten, die kleinen Ladenmädchen. Ihre Manieren sind wirklich doch zu auffallend.“

Monsieur Profond sagte in der Pause, die eintrat:

„Früher war es innen, jetzt ist es außen, das ist alles.“

„Aber ihre Moral!“ rief Imogen.

„Sie haben ebensoviel Moral, wie sie immer gehabt, Mrs. Cardigan, aber sie haben mehr Gelegenheit.“

Diesen zynischen Ausspruch beantwortete Imogen mit einem kleinen Lachen, Jack Cardigan mit offenem Munde und Soames mit einem Knarren seines Stuhles.

Winifred sagte: „Das ist zu arg, Prosper.“

„Was sagen Sie, Mrs. Forsyte, finden Sie nicht, daß die menschliche Natur stets dieselbe bleibt?“

Soames unterdrückte ein plötzliches Verlangen, aufzustehen und den Burschen zu schlagen. Er hörte seine Frau erwidern:

„Die menschliche Natur ist in England nicht dieselbe wie anderswo.“ Das war wieder ihre verwünschte Spottsucht!

„Ja, ich wissen nicht viel über dies kleine Land“ — „Nein, Gott sei Dank!“ dachte Soames — „aber ich möchten sagen, es wird überall mit Wasser gekocht. Wir alle brauchen Vergnügen, und das haben wir immer getan.“

Der Teufel hole den Burschen! Sein Zynismus war —
widerwärtig!

Als der Lunch vorüber war, brachen sie in Paaren zu dem Verdauungsspaziergang auf. Wenn er auch zu stolz war Notiz davon zu nehmen, wußte Soames doch genau, daß Annette und dieser Kerl zusammen umherstreiften. Fleur ging mit Val, sie hatte ihn zweifellos gewählt, weil er Jon kannte. Er selbst mit Winifred. Sie gingen ein wenig erhitzt und übersättigt einige Minuten in dem breiten Strom im Kreise herum, bis Winifred seufzte:

„Ich wünschte, wir wären vierzig Jahre jünger, alter Junge.“

Im Geiste sah sie einen endlosen Zug ihrer eigenen ‚Lords‘-Kleider vorüberziehen, die vom Gelde ihres Vaters bezahlt waren, um eine wiederkehrende Krisis zu vermeiden. „Es war doch schließlich sehr amüsant. Zuweilen wünsche ich mir sogar Monty zurück. Wie findest du die Leute heutzutage, Soames?“

„Bitter wenig Stil. Die Sache begann, sich mit den Zweirädern und Automobilen aufzulösen, der Krieg hat ihr den Rest gegeben.“

„Ich möchte wissen, was nun kommt?“ sagte Winifred mit einer Stimme, die noch von Taubenpastete träumte. „Wer weiß, ob wir nicht wieder Krinolinen und weite Beinkleider bekommen. Schau mal dieses Kleid an!“

Soames schüttelte den Kopf.

„Es ist Geld da, aber kein Glaube an die Dinge. Wir legen nichts für die Zukunft zurück. Dies junge Volk — für sie ist alles Leben kurz und fröhlich obendrein.“

„Sieh den Hut dort!“ sagte Winifred. „Ich weiß nicht — wenn man an die Menschen denkt, die getötet sind und alles das im Kriege, ist es eigentlich wundervoll, finde ich.“

Es gibt kein anderes Land — Prosper sagt, die andern seien alle bankrott, außer Amerika; und natürlich nahmen die Männer dort den Stil ihrer Kleidung immer von uns.“

„Geht der Mann wirklich nach der Südsee?“ sagte Soames.

„Ach! Man weiß nie, wohin Prosper geht!“

„Er ist ein Zeichen der Zeit,“ murmelte Soames, „wenn du willst.“

Winifred griff nach seinem Arm.

„Dreh dich nicht um,“ sagte sie mit leiser Stimme, „aber sieh nach rechts in die erste Reihe der Tribüne dort.“

Soames blickte, so gut er konnte, hin, bei dieser Begrenzung. Ein Mann in einem grauen Zylinder, graubärtig, mit dünnen, faltigen Wangen und einer gewissen Eleganz in seiner Haltung, saß dort mit einer Dame in einem écurfarbenem Kleide, deren dunkle Augen auf ihn gerichtet waren. Soames sah rasch auf seine Füße. Wie sonderbar Füße sich bewegten, einer nach dem andern. Winifreds Stimme sagte ihm ins Ohr:

„Jolyon sieht sehr leidend aus, aber er hatte immer Stil. Sie verändert sich nicht — nur ihr Haar.“

„Weshalb sagtest du Fleur von der Sache?“

„Ich habe nichts gesagt, sie hat es irgendwo gehört. Ich wußte, daß es so kommen würde.“

„Es ist eine dumme Geschichte. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, den Jungen zu heiraten.“

„Das durchtriebene kleine Ding!“ murmelte Winifred. „Sie versuchte mich da hineinzuziehen. Was wirst du tun, Soames?“

„Mich durch die Ereignisse leiten lassen.“

Sie gingen schweigend weiter durch die dichte Menge.

„Wirklich,“ sagte Winifred plötzlich, „es scheint beinah

wie Schicksal. Und das ist so altmodisch. Sieh! George und Eustace!“

George Forsytes mächtiger Körper war vor ihnen stehen geblieben.

„Hallo, Soames!“ sagte er. „Traf eben Prosper Profond und deine Frau. Du kannst sie einholen, wenn du dich beeilst. Hast du den alten Timothy wieder einmal besucht?“

Soames nickte, und der Strom trennte sie.

„Ich hatte den alten George immer gern,“ sagte Winifred. „Er ist so drollig.“

„Ich mochte ihn nie,“ erwiderte Soames. „Wo ist dein Platz. Ich werde auf den meinen gehen. Fleur ist vielleicht schon dort.“

Nachdem er Winifred an ihren Platz gebracht hatte, suchte er den seinen auf und sah in der Ferne kleine weiße Gestalten, die Gruppe der Kricketspieler. Keine Fleur und keine Annette! Man konnte heutzutage von Frauen nichts erwarten! Sie hatten das Stimmrecht. Sie waren ‚emanzipiert‘, und das bot ihnen großen Vorteil! Also Winifred wollte zurück, wirklich, und es noch einmal mit Dartie aufnehmen? Die Vergangenheit noch einmal zurückrufen zu können — hier sitzen zu können, wie er im Jahre 1883 und 1884 hier gesessen, bevor er die Gewißheit gehabt, daß seine Ehe mit Irene Schiffbruch gelitten, bevor ihr Widerstand so offenbar geworden war, daß er ihn beim besten Willen nicht hatte übersehen können. Der Anblick an der Seite dieses Mannes hatte alle Erinnerungen wieder wachgerufen. Selbst jetzt noch konnte er nicht begreifen, weshalb sie so widerspenstig gewesen. Sie konnte andere Männer lieben, sie hatte es in sich! Ihm selbst aber, dem einzigen Menschen, den sie hätte lieben sollen, verweigerte sie ihr Herz. Es schien ihm phantastisch, als er zurückdachte, daß

all diese moderne Lockerung der Ehe — wenn ihre Formen und Gesetze auch dieselben waren, wie zu der Zeit, als er Irene heiratete — daß all diese moderne Lockerheit aus ihrer Auflehnung entstanden war; es schien ihm in der Phantasie, daß sie all dies herbeigeführt hatte, bis jedes ehrbare Besitzrecht geschwunden war oder im Begriff war zu schwinden. Alles war durch sie gekommen! Und jetzt — ein schöner Zustand! Ein Heim! Wie konnte man es haben ohne gegenseitiges Besitzrecht? Er freilich hatte eigentlich nie ein richtiges Heim gehabt! Aber war das seine Schuld? Er hatte sein Bestes getan. Und sein Lohn waren — jene beiden, die dort saßen, und diese Geschichte mit Fleur!

Ein Gefühl der Vereinsamung überkam ihn, und er dachte: ‚Ich werde nicht länger warten! Sie müssen ihren Weg zum Hotel zurück allein finden — wenn sie kommen wollen!‘ Er rief draußen, außerhalb des Cricketplatzes, eine Droschke heran und sagte:

„Fahren Sie mich nach der Bayswater Road.“ Seine alten Tanten hatten ihn nie im Stich gelassen. Ihnen war er immer ein willkommener Besucher gewesen. Waren sie auch gegangen, so war Timothy doch noch dort!

Smither stand in der offenen Haustür.

„Mr. Soames! Ich wollte gerade ein wenig Luft schöpfen. Die Köchin wird sich so freuen.“

„Wie geht es Mr. Timothy?“

„Er ist nicht er selbst all diese letzten Tage, Sir; er spricht ziemlich viel. Erst heute morgen sagte er: ‚Mein Bruder James wird alt.‘ Seine Sinne wandern, Mr. Soames, und dann will er von ihnen sprechen. Er macht sich Sorgen über ihre Vermögensanlagen. Neulich sagte er: ‚Mein Bruder Jolyon will nichts von Konsols hören‘ — er schien ganz

traurig darüber zu sein. Kommen Sie herein, Mr. Soames, kommen Sie herein! Es ist solche angenehme Abwechslung!“

„Gut,“ sagte Soames, „für ein paar Minuten.“

„Nein,“ flüsterte Smither in der Halle, wo die Luft die eigentümliche Frische des Wetters draußen hatte, „wir sind die ganze Woche nicht sehr zufrieden mit ihm gewesen. Sonst hat er den leckersten Bissen immer für zuletzt gelassen, aber seit Montag ißt er ihn zuerst. Wenn Sie einen Hund bei seinem Essen beobachten, werden Sie immer merken, Mr. Soames, daß er das Fleisch zuerst frißt. Wir haben es stets als ein so gutes Zeichen betrachtet, daß Mr. Timothy ihn in seinem Alter immer bis zuletzt gelassen hatte, jetzt aber scheint er alle Selbstkontrolle verloren zu haben, und er läßt das Übrige natürlich stehen. Der Arzt findet nichts dabei, aber —“ Smither schüttelte den Kopf — „er scheint zu denken, daß er ihn zuerst essen müsse, falls er nicht mehr dazu kommen sollte. Das und sein Reden beängstigt uns.“

„Hat er irgend etwas Wichtiges gesagt?“

„Das möchte ich nicht sagen, Mr. Soames, aber er hat etwas gegen sein Testament. Er wird ganz eigensinnig — und nachdem er es sich jahrelang jeden Morgen vorlegen lassen hat, scheint es sonderbar. Er sagte neulich: ‚Sie wollen mein Geld.‘ Es traf mich wie ein Schlag, weil doch sicherlich, wie ich ihm auch sagte, niemand sein Geld wollte. Und es ist auch ein Jammer, daß er in seinem Alter jetzt überhaupt an Geld denkt. Ich faßte mir ein Herz. ‚Sie wissen, Mr. Timothy,‘ sagte ich, ‚mein liebes gnädiges Fräulein‘ — das ist Miß Forsyte, Mr. Soames, Miß Ann, die mich angelernt hat — ‚dachte nie an Geld,‘ sagte ich, ‚sie gab nur etwas auf Charakter.‘ Er sah mich an, ich kann gar nicht sagen wie merkwürdig, und sagte ganz

trocken: ‚Niemand will meinen Charakter.‘ Denken Sie nur, so etwas zu sagen! Manchmal aber sagt er auch etwas ganz Scharfes und Vernünftiges.“

Soames, der starr auf einen alten Druck neben dem Hutständer geblickt hatte, dachte: ‚Der hat jetzt großen Wert!‘ und murmelte: „Ich will hinaufgehen und ihn sehen, Smither.“

„Die Köchin ist bei ihm,“ erwiderte Smither über ihrem Schnürleib, „sie wird sich freuen, Sie zu sehen.“

Mit dem Gedanken: ‚Ich möchte solch ein Alter nicht erreichen,‘ stieg er langsam hinauf.

Auf dem zweiten Treppenabsatz zögerte er und klopfte leise. Die Tür wurde geöffnet, und er sah das runde gemütliche Gesicht einer etwa sechzigjährigen Frau.

„Mr. Soames!“ sagte sie. „Ach! Mr. Soames!“

Soames nickte. „Gut, gut!“ und trat ein.

Timothy saß aufrecht im Bett, die Hände vor der Brust gefaltet und die Augen auf die Decke geheftet, wo eine Fliege hing. Soames stand am Fußende des Bettes ihm gegenüber.

„Onkel Timothy!“ sagte er mit lauter Stimme, „Onkel Timothy!“

Timothys Augen verließen die Fliege und richteten sich auf den Besucher. Soames konnte seine blasse Zunge über die dunkeln Lippen streichen sehen.

„Onkel Timothy,“ sagte er noch einmal, „kann ich irgend etwas für dich tun? Möchtest du mir irgend etwas sagen?“

„He!“ sagte Timothy.

„Ich bin gekommen, nach dir zu sehen und zu fragen, ob alles in Ordnung ist.“

Timothy nickte. Er schien den Versuch zu machen, sich an die Erscheinung vor ihm zu gewöhnen.

„Hast du alles, was du brauchst?“

„Nein,“ sagte Timothy.

„Kann ich dir irgend etwas besorgen?“

„Nein,“ sagte Timothy.

„Ich bin Soames, weißt du, dein Neffe, Soames Forsythe. Der Sohn deines Bruders James.“

Timothy nickte.

„Es würde mich sehr freuen, irgend etwas für dich tun zu können.“

Timothy winkte. Soames ging dicht zu ihm hin.

„Du,“ sagte Timothy mit einer Stimme, die ohne jeden Ton zu sein schien, „du mußt ihnen allen von mir sagen — sage ihnen allen —“ und sein Finger tippte auf Soames' Arm, „daß sie es abwarten sollen — abwarten — Konsols steigen,“ und er nickte dreimal.

„Gut!“ sagte Soames, „das will ich.“

„Ja,“ sagte Timothy, und seine Augen auf die Decke heftend, fügte er hinzu: „Diese Fliege!“

Seltsam bewegt blickte Soames auf das angenehme, runde Gesicht der Köchin, das durch das Herdfeuer voll kleiner Fältchen war.

„Das wird ihm unendlich gut tun,“ sagte sie.

Man hörte Timothy murmeln, aber er sprach offenbar mit sich selbst, und Soames ging mit der Köchin hinaus.

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen einen rosa Crème machen, Mr. Soames, wie in alten Tagen, Sie mochten ihn so gern. Leben Sie wohl, es war eine solche Freude, Sie zu sehen.“

„Geben Sie acht auf ihn, er ist alt.“

Er drückte ihr die schrumpelige Hand und ging hinunter. Smither schöpfte noch Luft in der Haustür.

„Wie finden Sie ihn, Mr. Soames?“

„Hm!“ murmelte Soames. „Er hat jede Fühlung verloren.“

„Ja,“ sagte Smither. „Ich fürchtete, daß Sie das denken würden, wo Sie eben frisch aus der Welt draußen kommen.“

„Smither,“ sagte Soames, „wir stehen alle in Ihrer Schuld.“

„O! nein, Mr. Soames, sagen Sie das nicht! Es ist ein Vergnügen — er ist ein so wundervoller Mann.“

„Nun, leben Sie wohl!“ sagte Soames und stieg in seinen Taxameter und die Worte ‚Abwarten — Konsols steigen!‘ klangen noch in seinen Ohren.

‚Fertig!‘ dachte er. ‚Fertig!‘

Als er ins Hotel zurückkehrte, ging er in ihr Wohnzimmer und klingelte nach Tee. Keine von ihnen war da. Und wieder überkam ihn das Gefühl der Vereinsamung. Diese Hotels! Wie ungeheuer groß sie jetzt waren! Er konnte sich noch vieler kleiner Hotels erinnern und wie man über das ‚Grand-‘ und das ‚Langhamhotel‘ die Köpfe geschüttelt hatte. Hotels und Klubs — Klubs und Hotels ohne Ende! Und Soames, der eben auf ‚Lords‘ Cricketplatz ein Wunder von Tradition und Beständigkeit beobachtet hatte, versank in Nachsinnen über die Veränderungen in dem London, wo er vor fünfundsechzig Jahren geboren war. Ob Konsols stiegen oder nicht, London war fürchterlich reich geworden. Es gab in der Welt keinen solchen Reichtum, außer vielleicht in New York! In den Zeitungen fand sich heutzutage eine Menge Hysterie; aber jemand, der sich, wie er, Londons vor sechzig Jahren erinnern konnte, und es jetzt sah, war im klaren über die Fruchtbarkeit und Elastizität des Reichtums. Man brauchte nur den Kopf oben zu halten und mit Festigkeit vorzugehen. Er erinnerte sich noch, daß Kieselsteine und stinkendes Stroh auf den Boden der Droschken gestreut wurden. Und der alte Timothy — was hätte der ihnen wohl erzählen können, wenn er sein Gedächtnis behalten hätte! Alles schwankte,

die Menschen lebten in Angst oder in Eile, aber hier waren die Themse und London, und draußen das britische Reich und die Enden der Welt. „Konsols steigen!“ Ihn würde es nicht im geringsten überraschen. Es war die Rasse, auf die es ankam. Und alle Verbissenheit in Soames stierte für einen Moment aus seinen grauen Augen, bis ihn der Druck eines Bildes aus der viktorianischen Zeit an der Wand ablenkte. Das Hotel hatte drei Dutzend von dieser Sorte gekauft! Die alten Drucke von Jagden oder Vieh auf der Weide in den alten Wirtshäusern waren wohl des Ansehens wert — aber dies sentimentale Zeug — nun, der Viktorianismus war vorüber! „Sage ihnen, daß sie es abwarten sollen,“ hatte der alte Timothy gesagt. Aber was sollten sie abwarten in diesem modernen Wirrwarr des ‚demokratischen Prinzips‘? Sogar der Privatbesitz war bedroht! Und bei dem Gedanken, daß Privatbesitz völlig abgeschafft werden könnte, schob Soames seine Teetasse zurück und ging ans Fenster. Sich vorzustellen, nicht mehr von der Natur zu besitzen, als die Menge da draußen von den Blumen und Bäumen und Wassern im Hydepark! Nein, nein! Privatbesitz war eine Stütze für alles, das wert war, besessen zu werden. Die Welt hatte den Verstand ein wenig verloren, wie Hunde bisweilen bei Vollmond den ihren verlieren und für eine Nacht auf Raub ausgehen, aber die Welt wußte, wie der Hund, wo die Butter für ihr Brot war und ihr warmes Bett und würde sicherlich in das einzige Heim zurückkehren, das zu haben sich verlohnte — zum Privatbesitz. Die Welt war augenblicklich in ihrer zweiten Kindheit, wie der alte Timothy — und aß den leckersten Bissen zuerst.

Er hörte ein Geräusch hinter sich und sah, daß seine Frau und seine Tochter hereingekommen waren.

„Also, seid ihr zurück?“ sagte er.

Fleur antwortete nicht, sie stand da und schaute ihn und ihre Mutter einen Augenblick an, dann ging sie in ihr Schlafzimmer. Annette goß sich eine Tasse Tee ein.

„Ich fahre nach Paris zu meiner Mutter, Soames.“

„So! Zu deiner Mutter?“

„Ja.“

„Auf wie lange?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wann fährst du?“

„Montag.“

Reiste sie wirklich zu ihrer Mutter? Merkwürdig, wie gleichgültig es ihn ließ! Merkwürdig, wie klar sie die Gleichgültigkeit erkannt hatte, die er fühlen würde, solange es keinen Skandal gab. Und plötzlich sah er zwischen ihr und sich deutlich das Gesicht, das er heute nachmittag gesehen hatte — Irenens Gesicht.

„Wirst du Geld brauchen?“

„Danke, ich habe genug.“

„Gut denn. Laß uns wissen, wann du zurückkommst.“

Annette legte den Kuchen hin, an dem sie fingerte, und durch die dunkeln Wimpern aufblickend, sagte sie:

„Soll ich Maman etwas bestellen?“

„Meine Grüße.“

Annette reckte sich, legte die Hände um ihre Taille und sagte auf französisch:

„Welch ein Glück, daß du mich nie geliebt hast, Soames!“ Dann erhob sie sich und verließ das Zimmer. Soames war froh, daß sie französisch gesprochen hatte — es erforderte gewissermaßen kein Eingehen darauf. Wieder das andere Gesicht — bleich, dunkeläugig, noch immer schön! Und tief innen regte sich der Geist der Wärme, wie Funken unter einem Haufen loser Asche. Und Fleur

betört von ihrem Jungen! Sonderbarer Zufall! Aber gab es denn einen Zufall? Es geht jemand durch die Straße, und ein Ziegelstein fällt ihm auf den Kopf. Das war ein Zufall, ohne Zweifel. Aber dies! ‚Geerbt‘, hatte sein Mädcl gesagt. Sie — sie ‚hielt fest daran‘!

Dritter Teil

Handwritten text at the top of the page, appearing to be a title or header.

Second block of handwritten text, possibly a preface or introductory paragraph.

Third block of handwritten text, continuing the main body of the document.

Fourth block of handwritten text, possibly a section header or a specific point.

Fifth block of handwritten text, continuing the main body of the document.

Sixth block of handwritten text, possibly a concluding paragraph or a signature area.

ERSTES KAPITEL

Das alte, kleine Dorf

Das alte, kleine Dorf lag in einem Tal, das von hohen, steilen Bergen umgeben war. Die Häuser waren aus Stein und Holz gebaut, und die Gassen waren eng und dunkel. Die Leute lebten einfach und arbeiteten in den Feldern.

Dritter Teil

Die Leute im Dorf lebten in Frieden und Harmonie. Sie waren stolz auf ihre Traditionen und ihre Geschichte. Die Kinder spielten in den Straßen, und die alten Leute erzählten Geschichten von den Tagen, als das Dorf noch kleiner war.

Die Jahre vergingen, und das Dorf wuchs. Die Häuser wurden größer, und die Gassen wurden breiter. Die Leute arbeiteten hart, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Kinder gingen in die Schule, und die alten Leute wurden geehrt. Die Traditionen wurden bewahrt, aber auch neue Ideen kamen. Die Leute waren stolz auf ihre Heimat, aber auch auf ihre Zukunft. Die Jahre vergingen, und das Dorf wurde ein Ort, an dem man sich wohlfühlen konnte. Die Leute lebten in Frieden und Harmonie, und die Kinder spielten in den Straßen. Die alten Leute erzählten Geschichten von den Tagen, als das Dorf noch kleiner war. Die Jahre vergingen, und das Dorf wuchs. Die Häuser wurden größer, und die Gassen wurden breiter. Die Leute arbeiteten hart, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Kinder gingen in die Schule, und die alten Leute wurden geehrt. Die Traditionen wurden bewahrt, aber auch neue Ideen kamen. Die Leute waren stolz auf ihre Heimat, aber auch auf ihre Zukunft. Die Jahre vergingen, und das Dorf wurde ein Ort, an dem man sich wohlfühlen konnte. Die Leute lebten in Frieden und Harmonie, und die Kinder spielten in den Straßen. Die alten Leute erzählten Geschichten von den Tagen, als das Dorf noch kleiner war.

Dritter Teil

ERSTES KAPITEL

Der alte Jolyon geht um

Ein zwiefacher Impuls hatte Jolyon getrieben, beim Frühstück zu seiner Frau zu sagen: „Fahren wir zum Cricketturnier zu ‚Lords‘.“

Er ‚brauchte‘ etwas, die Angst niederzuhalten, in der sie beide während der sechzig Stunden gelebt, seit Jon ihnen Fleur gebracht hatte. ‚Brauchte‘ auch etwas, die Pein der Erinnerung zu mildern, wo er wußte, daß er sie jeden Tag verlieren konnte!

Vor achtundfünfzig Jahren war Jolyon Eton-Schüler geworden, denn es war eine Grille des alten Jolyon gewesen, ihm eine vornehme und möglichst kostspielige Erziehung geben zu lassen. Jahr um Jahr hatte er ‚Lords‘ Cricketplatz mit seinem Vater besucht, der seine Jugend in den achtzehn — zwanziger Jahren verlebt hatte, ohne es zu einem vollendeten Cricketspieler gebracht zu haben. Der alte Jolyon sprach ganz unbefangen von Schlägen, Stößen, halben und dreiviertel Bällen, und der junge Jolyon hatte in der aufgeblasenen Überhebung der Jugend davor gezittert, daß jemand es hören könnte. Nur wenn es sich um das hochwichtige Cricketspiel handelte, war er nervös gewesen, denn sein Vater — der damals einen Backenbart trug — war ihm immer als ‚beau idéal‘ erschienen. Obwohl er selbst keine vornehme Erziehung genossen, hatten sein natürlicher Stolz und sein Gleichmaß ihn vor Mißgriffen Ungebildeter bewahrt. Wie köstlich war es, nachdem man im Zylinder bei erstickender Hitze an den

Spielen teilgenommen, mit seinem Vater in einer Droschke nach Haus zu fahren, zu baden, sich umzukleiden und dann weiter in den ‚Disunion‘ Klub, dort Breitling, Kotelett und Torte zu essen und darauf — als zwei ‚Stutzer‘, ein alter und ein junger, mit lavendelfarbenen Glacéhandschuhen — in die Oper oder ins Schauspiel zu gehen. Und am Sonntag, wenn das Turnier vorüber und der Zylinderhut gehörig zerbeult war, mit seinem Vater in einer besonderen Droschke ins ‚Krone und Zepter‘ mit der Terrasse über dem Fluß zu fahren — damals in den goldenen sechziger Jahren, als die Welt noch einfach war, die Dandys blendeten, die Demokratie noch nicht existierte, und die Bücher von Whyte Melville einander dick und rasch folgten.

Eine Generation später hatte Jolyon mit seinem eigenen Sohn, Jolly, mit Kornblumen im Knopfloch, wie es in Harrow üblich war — der alte Jolyon hatte seinen Enkel auf eine etwas weniger kostspielige Art studieren lassen —, nochmals den Eifer und die leidenschaftlichen Gegensätze von heute kennen gelernt und war dann zu der Kühle und den Erdbeerbeeten von Robin Hill und seinem Billardspiel nach Tisch zurückgekehrt, wobei sein Junge die herzerbrechendsten Stöße machte und versuchte, gelassen und erwachsen auszusehen. An jenen beiden Tagen im Jahr war er mit seinem Sohn allein auf der Welt gewesen, jeder auf seiner Seite — und die Demokratie eben geboren!

Und so hatte er nun einen grauen Zylinder ausgegraben, sich von Irene ein winziges Stückchen blauen Bandes geliehen und vorsichtig, jede Erregung meidend, im Auto, Zug und Taxameter ‚Lords‘ Cricketplatz erreicht. Dort hatte er neben ihr in einem écrufarbenen Kleide mit schmalen schwarzen Säumen das Spiel beobachtet und gespürt, wie die alten Gefühle sich in ihm regten.

Als Soames vorüberkam, war ihm der Tag verdorben. Irezens Gesicht verzerrte sich durch ein Zusammenpressen der Lippen. Es hatte keinen Zweck, länger hier zu sitzen, wo ein Vorübergehen Soames' oder vielleicht seiner Tochter sich wiederholen könnte wie ein periodischer Dezimalbruch. Und er sagte:

„Wenn du genug davon hast, meine Liebe, laß uns gehen!“

An diesem Abend fühlte Jolyon sich erschöpft. Er wollte nicht, daß sie ihn so sah, wartete daher, bis sie zu spielen begann, um sich in das kleine Lesezimmer zu stellen. Er öffnete das lange Fenster, um Luft herein zu lassen, und die Tür, um ihre Musik hereinströmen zu hören, setzte sich dann in den alten Lehnstuhl seines Vaters, schloß die Augen und lehnte den Kopf an das abgenutzte braune Leder. Wie diese Passage aus César Francks Sonate war sein Leben mit ihr gewesen, ein göttlicher dritter Satz. Und nun diese Sache mit Jon — eine böse Geschichte. An der Grenze des Unbewußten, war er sich kaum klar darüber, ob er im Schlaf den Duft einer Zigarre roch und seinen Vater in der Dunkelheit vor seinen geschlossenen Augen sah. Die Gestalt kam, ging und kam wieder, als sähe er in dem Stuhl, in dem er selber saß, seinen Vater im schwarzen Rock, ein Bein über das andere geschlagen, die Brille zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, als sähe er den weißen Schnurrbart und die tiefliegenden Augen unter der Wölbung der Stirn emporblicken, die seinen suchen und den Versuch machen, zu sprechen: ‚Bist du dir klar darüber, Jo? Die Entscheidung mußt du treffen. Sie ist nur eine Frau!‘ Ach! Wie gut er diese Worte seines Vaters kannte, wie das ganze viktorianische Zeitalter damit wieder auflebte! Und seine Antwort: ‚Nein, ich fürchtete mich — fürchtete sie

und Jon und mich selbst zu verletzen. Ich habe ein Herz, ich fürchtete mich.' Aber die alten Augen, so viel älter, so viel jünger als die seinen, ließen nicht ab: ‚Es ist deine Frau, dein Sohn, deine Vergangenheit! Nimm die Sache in die Hand, mein Junge!‘ War es eine Botschaft von einem wandernden Geist, oder nur die Seele seines Vaters, die in ihm fortlebte? Und wieder kam der Duft von Zigarrenrauch — von dem alten verräucherten Leder. Nun, er würde es in die Hand nehmen, an Jon schreiben und die ganze Sache schwarz auf weiß auseinandersetzen! Und plötzlich atmete er mit Beschwerde, mit einem Gefühl des Erstickens, als schwellte sein Herz. Er erhob sich und ging an die Luft hinaus. Die Sterne waren sehr hell. Er ging an der Terrasse entlang, um das Haus herum, bis er durch das Fenster des Musikzimmers Irene am Flügel sehen konnte, wo das Lampenlicht auf ihr wie gepudertes Haar fiel; sie schien ganz in sich versunken, ihre dunkeln Augen starrten gerade vor sich hin, die Hände ruhten. ‚Sie denkt an Jon,‘ dachte er, ‚nur an Jon! Ich scheide völlig für sie aus — das ist ganz natürlich!‘

Und vorsichtig, um nicht gesehen zu werden, stahl er sich zurück.

Am nächsten Tage, nach einer schlechten Nacht, machte er sich an die Arbeit. Er schrieb mit Beschwerde und vielen Streichungen.

„Mein liebster Junge!

Du bist alt genug, zu verstehen, wie sehr schwer es für Eltern ist, sich ihren Kindern ganz zu offenbaren. Namentlich, wenn sie — wie Deine Mutter und ich selbst — ihn, dem sie etwas bekennen müssen, so völlig in ihr Herz geschlossen haben. Ich kann nicht sagen, daß wir uns bewußt

sind, wirklich gesündigt zu haben — ich glaube, Menschen im gewöhnlichen Leben sind sich dessen sehr selten bewußt — aber die meisten Leute werden sagen, daß wir es getan haben, jedenfalls hat unser Verhalten, mag es richtig gewesen sein oder nicht, gegen uns gesprochen. Die Wahrheit ist, mein Lieber, daß wir beide eine Vergangenheit haben, die Dich kennen zu lehren jetzt meine Aufgabe ist, weil sie so schmerzlich und tief Deine Zukunft berührt. Vor vielen, vielen Jahren, es war 1883, als sie erst zwanzig Jahre alt war, hatte Deine Mutter das große, schwere Mißgeschick, eine unglückliche Ehe einzugehen. Aber nicht mit mir, Jon. Ohne eigenes Geld zu besitzen und mit einer Stiefmutter — eng verwandt mit Jezebel — fühlte sie sich sehr unglücklich in ihrem Elternhaus. Es war Fleurs Vater, den sie heiratete, mein Vetter Soames Forsyte. Er hatte sie sehr hartnäckig verfolgt und, man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, empfand eine tiefe Liebe für sie. Innerhalb einer Woche wußte sie, welchen furchtbaren Mißgriff sie gemacht. Er war nicht schuld daran, ihr Mangel an Urteil ward — ihr Verhängnis.'

So weit hatte Jolyon seine Ironie einigermaßen aufrecht-
erhalten, doch jetzt riß sein Gegenstand ihn mit sich fort.

„Jon, ich möchte Dir erklären, wenn ich kann — es ist sehr schwer — wie leicht eine unglückliche Ehe, wie diese, entstehen kann. Du wirst natürlich sagen: ‚Wenn sie ihn nicht wirklich liebte, wie konnte sie ihn da nur heiraten?‘ Du hättest recht, wenn nicht eines oder zweierlei zu beachten wäre. Durch diesen ersten Mißgriff von ihr sind all der nachfolgende Kummer, Schmerz und die Tragödie entstanden, und daher muß ich es Dir erklären, wenn ich

kann. Sieh, Jon, damals und selbst heutzutage — ich sehe trotz allen Geredes über Aufklärung nicht, wie es anders sein könnte — heirateten die meisten Mädchen in völliger Unwissenheit über die sexuelle Seite des Lebens. Selbst wenn sie wissen, was es bedeutet, haben sie doch keine Erfahrung. Das ist der Haken. Dieser tatsächliche Mangel an Erfahrung eben, welch buchstäbliches Wissen sie auch haben mögen, macht den ganzen Unterschied aus und verursacht allen Kummer. In unzähligen Ehen — und die Deiner Mutter war eine davon — wissen die Mädchen nicht wirklich, ob sie den Mann, den sie heiraten, lieben oder nicht; sie wissen es erst nach jenem Akt der Vereinigung, der die Ehe in Wahrheit zu einer solchen macht. In manchen, vielleicht in den zweifelhaftesten Fällen aber, und das war der Deiner Mutter, kommt es zur Enthüllung des Mißgriffs, zur Zerstörung einer Zuneigung, die vorher bestand. Es gibt nichts Tragischeres im Leben einer Frau, als eine solche Enthüllung, die täglich, nächtlich klarer wird. Roh empfindende und gedankenlose Menschen lachen wohl über solch einen Irrtum und sagen: ‚Wieviel Lärm um nichts!‘ Beschränkte und selbstgefällige Menschen, die nur imstande sind, das Leben anderer nach ihrem eigenen zu beurteilen, werden diejenigen verdammen, die diesen tragischen Irrtum begehen, werden sie lebenslänglich zu dem Kerker verdammen, den sie für sich selbst gemacht. Du kennst den Spruch: ‚Wie man sich bettet, so liegt man!‘ Es ist ein harter Spruch, ganz unwürdig eines Mannes oder einer Frau im besten Sinne des Wortes, und ich kann ihn nicht streng genug verurteilen. Ich war nicht, was man einen moralischen Menschen nennt, aber ich möchte Dir gegenüber nicht Worte gebrauchen, mein Lieber, die Dich veranlassen könnten, leichtfertig über Verpflichtungen und Verträge zu

denken, die Du eingehst. Gott behüte! Aber mit den Erfahrungen eines Lebens hinter mir sage ich, daß diejenigen, die die Opfer dieses tragischen Irrtums verdammen, sie verdammen und keine Hand rühren, ihnen zu helfen, inhuman sind oder vielmehr es sein würden, wenn sie verstünden, was sie tun. Aber sie verstehen es nicht! Laß sie gehen! Sie sind für mich ebenso verfehmt wie ich für sie. Ich mußte all dies sagen, weil ich Dich in die Lage versetzen wollte, Deine Mutter zu beurteilen, und Du sehr jung bist und ohne Erfahrung in Bezug auf das, was Leben ist. Laß mich nun fortfahren mit der Geschichte. Nach drei Jahren anstrengenden Bemühens, ihren Schauder zu unterdrücken — ich müßte eigentlich sagen, ihren Abscheu, das Wort ist nicht zu stark, denn Schauder wird unter solchen Umständen bald zum Abscheu —, drei Jahren eines Zustands, der für eine sensitive, Schönheit liebende Natur wie Deine Mutter eine Qual gewesen, Jon, begegnete sie einem jungen Mann, der sich in sie verliebte. Er war der Baumeister dieses Hauses, in dem wir jetzt leben, er hatte es für sie und Fleurs Vater gebaut, um darin zu wohnen, ein neues Gefängnis für sie an Stelle desjenigen, das sie in London mit ihm bewohnte. Vielleicht spielte diese Tatsache eine Rolle in dem, was nun kam. Jedenfalls aber verliebte sie sich auch in ihn. Ich weiß, daß es nicht notwendig ist, Dir zu erklären, daß man sich nicht gerade aussucht, in wen man sich verlieben will. Es kommt von selbst. Und so kam es auch hier. Ich kann mir den Kampf vorstellen — obwohl sie nie viel zu mir darüber sprach — der damals in ihr entstand, weil sie streng erzogen und nicht leichtfertig in ihren Ansichten war — durchaus nicht, Jon. Jedoch, dies war ein überwältigendes Gefühl, und es kam so, daß sie sich in Wirklichkeit liebten, wie in Gedanken. Dann kam eine

furchtbare Tragödie. Ich muß davon sprechen, weil Du, wenn ich es nicht tue, nie die wahre Situation verstehen würdest, die Du jetzt vor Dir sehen wirst. Der Mann, den sie geheiratet hatte — Soames Forsyte, der Vater Fleurs — machte eines Abends, als die Leidenschaft für diesen jungen Mann den höchsten Punkt erreicht hatte, zwangsweise wieder seine Rechte über sie geltend. Am nächsten Tage traf sie ihren Geliebten und sagte es ihm. Ob er Selbstmord beging oder ob er in der Verzweiflung zufällig überfahren wurde, haben wir nie erfahren, aber das geschah. Denke Dir Deine Mutter, wie sie an dem Abend war, als sie von seinem Tode hörte. Ich sah sie zufällig. Dein Großvater schickte mich hin, ihr beizustehen, wenn ich konnte. Ich sah sie nur einen Augenblick, als mir die Tür von ihrem Manne vor der Nase zugeschlagen wurde. Aber ich habe ihr Gesicht nie vergessen können, ich sehe es noch vor mir. Ich liebte sie damals noch nicht, sondern erst zwölf Jahre danach, aber ich habe es nie vergessen. Mein lieber Junge — es ist nicht leicht, so zu schreiben. Aber Du siehst, daß ich es muß. Deine Mutter geht völlig in Dir auf, vollständig, voller Liebe. Ich möchte nicht unfreundlich über Soames Forsyte schreiben. Ich denke nicht unfreundlich über ihn. Er tat mir immer leid, vielleicht hatte ich selbst damals Mitleid mit ihm. Nach dem Urteil der Welt war sie die Schuldige, er in seinem Recht. Er liebte sie — auf seine Weise. Sie war sein Eigentum. Das ist der Standpunkt, den er im Leben, den er menschlichen Gefühlen und Herzen gegenüber einnimmt — Eigentum. Er kann nicht dafür — er ist so geboren. Für mich ist es ein Standpunkt, den ich immer verabscheute — so bin ich geboren! Da ich nur sicher bin, Dich gut zu kennen, fühle ich, daß es nicht anders als verabscheuungswürdig für Dich sein kann. Ich fahre mit

der Geschichte fort. Deine Mutter floh in jener Nacht aus seinem Hause; zwölf Jahre lebte sie ruhig allein, ohne jede Gesellschaft, bis im Jahre 1899 ihr Mann — Du siehst, er war noch ihr Mann, denn er machte nicht den Versuch, sich von ihr scheiden zu lassen, und sie natürlich hatte kein Recht zu einer Scheidung — offenbar den Mangel an Kindern empfand und dauernd Versuche machte, sie zu bewegen, zu ihm zurückzukehren und ihm ein Kind zu schenken. Ich war damals ihr Berater, durch das Testament Deines Großvaters dazu bestimmt, und beobachtete dies Vorgehen. In dieser Zeit gewann ich sie lieb, innig lieb. Sein Drängen steigerte sich, bis sie eines Tages zu mir herauskam und sich unter meinen Schutz stellte. Ihr Mann, der von all ihren Unternehmungen Nachricht erhielt, versuchte uns zu trennen, indem er die Scheidungsklage einreichte, oder es möglicherweise tun wollte, ich weiß es nicht, jedenfalls wurden unsere Namen vereint öffentlich genannt. Das führte zur Entscheidung, und wir vereinigten uns wirklich. Sie wurde geschieden, heiratete mich, und Du wurdest geboren. Wir haben in vollkommenem Glück gelebt, wenigstens ich, und ich glaube, Deine Mutter ebenfalls. Soames heiratete bald nach der Scheidung Fleurs Mutter, und sie wurde geboren. Das ist die Geschichte, Jon. Ich habe sie erzählt, weil Du durch die Liebe, die Du, wie wir gesehen, für die Tochter dieses Mannes gefaßt hast, blindlings auf die Zerstörung des Glückes Deiner Mutter, wenn nicht Deines eigenen, zusteuerst. Ich möchte nicht von mir selbst sprechen, weil es bei meinem Alter keinen Zweck mehr hat, anzunehmen, daß ich noch lange auf Erden wandeln werde, überdies würde, was ich leide, hauptsächlich um ihret- und um Deinetwillen sein. Was ich Dich aber bitte, Dir klar zu machen, ist, daß Gefühle des Schauders und des Abscheus

wie jene, niemals begraben und vergessen werden können. Sie sind noch heute lebendig in ihr. Erst gestern auf ‚Lords‘ Kricketplatz sahen wir Soames Forsyte zufällig. Ihr Gesicht hätte Dich überzeugt, wenn Du es gesehen hättest. Der Gedanke, daß Du seine Tochter heiraten könntest, ist ein Alpdruck für sie, Jon. Ich habe nichts gegen Fleur zu sagen, als daß sie seine Tochter ist. Aber Deine Kinder, wenn Du sie heiratetest, wären ebenso die Enkel von Soames, wie die Deiner Mutter, eines Mannes, der Deine Mutter einst besaß, wie man wohl eine Sklavin besitzt. Bedenke, was das bedeuten würde. Durch solch eine Heirat betrittst Du das Lager, wo Deine Mutter einst gefangen gehalten wurde, und sich vor Leid verzehrte. Du bist gerade an der Schwelle des Lebens, Du kennst dies Mädchen erst seit zwei Monaten, und wie sehr Du sie auch zu lieben glaubst, bitte ich Dich doch, sofort mit ihr zu brechen. Bereite Deiner Mutter nicht diesen brennenden Schmerz und die Demütigung für den Rest ihres Lebens. So jung sie mir auch immer scheint, ist sie doch siebenundfünfzig Jahre alt. Außer uns Beiden hat sie niemand auf der Welt. Bald wird sie nur Dich haben. Fasse Mut, Jon, und brich es ab. Bringe nicht diese Wolke zwischen euch. Brich ihr nicht das Herz! Gott segne Dich, mein Junge, und nochmals, verzeih mir all die Pein, die dieser Brief Dir verursachen muß — wir versuchten, Dich damit zu verschonen, aber Spanien — scheint es, brachte nichts Gutes.

Immer Dein Dich liebender Vater Jolyon Forsyte.'

Nachdem er diese Beichte beendet hatte, stützte Jolyon seine blasse Wange auf die Hand und las sie nochmals durch. Es standen Dinge darin, die ihm so schmerzlich waren, wenn er an Jon dachte, der sie lesen würde, daß er

nahe daran war, den Brief zu zerreißen. Überhaupt von solchen Dingen zu einem Knaben reden zu müssen — zu seinem eigenen Jungen — wo es sich um seine eigene Frau und die eigene Mutter des Jungen handelte, davon zu sprechen, war furchtbar für seine verschlossene Forsyte-Seele. Doch wie sollte er Jon die Wahrheit, die tiefe Spaltung, die unheilbare Wunde verständlich machen, wenn er nicht davon sprach? Wie sonst sein Bestreben, die Liebe seines Jungen zu ersticken, rechtfertigen? Dann hätte er ebensogut garnicht zu schreiben brauchen!

Er faltete das Bekenntnis zusammen und steckte es in die Tasche. Es war — Gott sei Dank! — Samstag, bis Sonntag abend konnte er es sich überlegen, denn wenn er es auch jetzt zur Post brachte, würde es Jon vor Montag nicht erreichen. Er empfand eine sonderbare Erleichterung bei diesem Aufschub und dem Gedanken, daß es, mochte es abgeschickt sein oder nicht, doch geschrieben war.

Im Rosengarten, der jetzt die Stelle des alten Farnkrautgrundes einnahm, konnte er Irene mit einem Körbchen pflücken und schneiden sehen. Sie war nie müßig, dünkte ihn, und er beneidete sie jetzt, da er fast immer müßig war. Er ging zu ihr hinunter. Sie wies auf ihren schmutzigen Handschuh und lächelte. Ein Stück Spitze, unterm Kinn zugebunden, verbarg ihr Haar, und ihr ovales Gesicht mit den noch dunklen Brauen sah sehr jung aus.

„Die grünen Fliegen sind schrecklich in diesem Jahr, und dabei ist es kalt. Du siehst ermüdet aus, Jolyon.“

Jolyon nahm das Bekenntnis aus der Tasche. „Ich habe dies geschrieben. Ich denke, du müßtest es sehen.“

„An Jon?“ Ihr ganzes Gesicht hatte sich in diesem Augenblick verändert und sah fast verstört aus.

„Ja, jetzt kommt alles ans Licht.“

Er gab es ihr und ging fort unter die Rosen. Dann, als er sah, daß sie fertig mit dem Lesen war und mit den Blättern in der Hand ganz still stand, ging er zurück zu ihr.

„Nun?“

„Es ist wundervoll dargestellt. Ich weiß nicht, wie es besser gemacht werden könnte. Ich danke dir, Lieber.“

„Möchtest du, daß irgend etwas ausgelassen werde?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, er muß alles wissen, wenn er es verstehen soll.“

„Das dachte ich auch, aber — es ist mir schrecklich!“

Er hatte das Gefühl, daß es ihm schrecklicher war als ihr — ihm war es soviel leichter, das Geschlecht zwischen Mann und Frau zu erörtern, als zwischen Mann und Mann, und sie war immer natürlicher und freier gewesen, nicht so versteckt wie er als echter Forsyte.

„Ich bin neugierig, ob er es, selbst jetzt, verstehen wird, Jolyon? Er ist so jung, und schreckt vor dem Physischen zurück.“

„Das hat er von meinem Vater, er war so prüde in solchen Dingen, wie ein Mädchen. Wäre es vielleicht besser, das ganze noch einmal zu schreiben und zu sagen, daß du Soames haßt?“

Irene schüttelte den Kopf.

„Haß ist nur ein Wort. Es sagt nichts. Nein, besser, es bleibt, wie es ist.“

„Gut denn. Es soll morgen abgehen.“

Sie hob das Antlitz zu ihm empor, und angesichts der vielen umrankten Fenster des großen Hauses küßte er sie.

ZWEITES KAPITEL

Das Bekenntnis

Spät am selben Nachmittag schlummerte Jolyon in dem großen Armstuhl. Umgekehrt auf seinen Knien lag ‚La Rôtisserie de la Reine Pedauque‘, und gerade bevor er einschlief, hatte er gedacht: ‚Werden wir als Volk die Franzosen jemals lieben? Werden sie uns jemals wirklich lieben?!‘ Er hatte die Franzosen immer gern gemocht, ihr Witz, ihr Geschmack und ihre Küche sagten ihm zu. Irene und er hatten vor dem Kriege, während Jon in seiner Privatschule war, Frankreich häufig besucht. Sein Roman mit ihr — sein letzter und am längsten dauernder Roman — hatte in Paris begonnen. Aber diese Franzosen — kein Engländer, der sie nicht mit einigermaßen ästhetischem Auge betrachtete, konnte sie lieben! Und mit dieser melancholischen Erkenntnis war er eingeschlummert.

Als er erwachte, sah er Jon zwischen sich und dem Fenster stehen. Der Junge war offenbar durch den Garten gekommen und wartete auf sein Erwachen. Jolyon lächelte, noch halb im Schlaf. Wie gut der Junge aussah — sensitiv, liebevoll, schlicht. Dann krampfte sich sein Herz unangenehm zusammen, und ein Zittern überkam ihn. Jon! Das Bekenntnis! Er beherrschte sich mit Anstrengung. „Ah, Jon, woher bist du gekommen?“

Jon beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

Erst da bemerkte er den Ausdruck in Jons Gesicht.

„Ich kam nach Haus, dir etwas zu sagen, Papa.“

Mit aller Macht versuchte Jolyon, das krampfhaft, gurgelnde Gefühl in der Brust zu überwinden.

„Setze dich, lieber Junge. Hast du deine Mutter schon gesehen?“

„Nein.“ Die Glut im Gesicht des Knaben wich, und er erblaßte. Er setzte sich auf die Lehne des alten Stuhles, wie Jolyon in alten Tagen neben seinem eigenen Vater zu sitzen pflegte, der es sich darin bequem gemacht. Gerade bis zu der Zeit ihres Bruches hatte er die Gewohnheit gehabt, dort zu sitzen. Hatte er jetzt einen solchen Augenblick mit seinem eigenen Sohne zu erwarten? Sein ganzes Leben lang hatte er Szenen gehaßt wie Gift, hatte jeden Streit vermieden, war ruhig seiner Wege gegangen und hatte andere den ihren gehen lassen. Aber jetzt — es schien — daß er am Ende aller Dinge eine Szene vor sich hatte, die schmerzlicher war als jede, die er vermieden. Er verbarg seine Bewegung und wartete darauf, seinen Sohn sprechen zu hören.

„Vater,“ sagte Jon langsam, „Fleur und ich sind verlobt.“

„Natürlich!“ dachte Jolyon und atmete mit Beschwerde.

„Ich weiß, daß du und Mutter es nicht gern seht. Fleur sagt, daß Mutter mit ihrem Vater verlobt war, bevor du sie heiratetest. Natürlich weiß ich nicht, was vorgefallen ist, aber es muß ewig lange her sein. Ich liebe sie innig, Papa, und sie sagt, daß sie es ebenfalls tue.“

Jolyon gab einen sonderbaren Laut von sich, halb Lachen, halb Stöhnen.

„Du bist neunzehn, Jon, und ich bin zweiundsiebzig. Wie sollen wir uns in einer Sache wie dieser verstehen, eh?“

„Du liebst Mutter, Papa, du mußt wissen, was wir fühlen. Es ist nicht recht, alte Geschichten unser Glück zerstören zu lassen, nicht wahr?“

Jolyon war entschlossen, sich ohne das Bekenntnis zu helfen, wenn es irgend ging. Er legte die Hand auf den Arm des Knaben.

„Sieh, Jon, ich könnte dich damit abspeisen, daß ihr beide zu jung seid und euch selbst noch nicht kennt, und dergleichen, aber du würdest nicht auf mich hören, außerdem hat es keinen Zweck — Jugend kuriert sich unglücklicherweise selbst. Du sprichst leichtfertig über ‚solche alten Geschichten‘, weißt aber — wie du der Wahrheit gemäß sagst — nichts von dem, was geschehen ist. Habe ich dir jemals Grund gegeben, an meiner Liebe für dich oder an meinem Wort zu zweifeln?“

In einem weniger bangen Augenblick hätte ihn der Konflikt, den seine Worte hervorriefen, die innige Umarmung des Jungen, um ihn über diesen Punkt zu beruhigen, die Furcht in seinem Gesicht, wie diese Beruhigung wirken würde, vielleicht belustigt, aber er konnte nur dankbar für diese Zärtlichkeit sein.

„Du kannst mir glauben, was ich dir sage. Wenn du diese Liebesgeschichte nicht aufgibst, wirst du Mutter bis ans Ende ihrer Tage unglücklich machen. Glaube mir, mein Lieber, die Vergangenheit, wie sie auch gewesen sein mag, kann nicht begraben werden — wirklich nicht.“

Jon erhob sich von der Stuhllehne.

„Das Mädchen“ — dachte Jolyon — „da geht es — taucht vor ihm auf — das Leben selbst — ungestüm, hübsch, liebevoll!“

„Ich kann nicht, Vater — wie könnte ich — nur weil du es sagst? Selbstverständlich kann ich nicht!“

„Jon, wenn du die Geschichte kenntest, würdest du Fleur ohne Zögern aufgeben, du würdest es müssen! Kannst du mir nicht glauben?“

„Wie kannst du sagen, was ich darüber denken würde? Vater, ich liebe sie über alles in der Welt.“

Jolyons Gesicht zog sich zusammen, und er sagte mit schmerzlicher Langsamkeit:

„Mehr als deine Mutter, Jon?“

An dem Gesicht des Knaben und seinen geballten Fäusten erkannte Jolyon die Schwere des Kampfes, den er durchmachte.

„Ich weiß nicht,“ rief er, „ich weiß nicht! Aber Fleur um nichts aufzugeben — um etwas, das ich nicht verstehe, das meiner Ansicht nach nicht halb soviel zu sagen haben kann, würde mich — würde mich —“

„Würde dir das Gefühl geben, daß wir ungerecht sind, dir Hindernisse in den Weg zu legen — ja. Aber das ist besser, als damit fortzufahren.“

„Ich kann nicht. Fleur liebt mich, und ich liebe sie. Du willst, daß ich dir vertrauen soll, weshalb vertraust du nicht mir, Vater? Wir wollen nichts wissen — es würde für uns keinen Unterschied machen. Wir würden dich und Mutter nur umso mehr lieben.“

Jolyon griff in seine Brusttasche, zog die Hand aber wieder leer heraus.

„Bedenke, was deine Mutter für dich gewesen ist, Jon! Sie hat nichts als dich; ich werde nicht mehr lange leben.“

„Weshalb nicht? Es ist unrecht, zu — Weshalb nicht?“

„Nun,“ sagte Jolyon ziemlich kalt, „weil der Arzt mir sagt, daß es so ist; das ist alles.“

„O! Papa!“ rief Jon und brach in Tränen aus.

Dies Niederbrechen seines Sohnes, den er nicht weinen gesehen, seit er zehn Jahre alt war, berührte Jolyon furchtbar. Er erkannte nun, wie schrecklich weich das Herz des Knaben war, wie sehr er durch diese Sache, und überhaupt

im Leben leiden würde. Und hilflos streckte er die Hand aus — wünschte nicht, wagte nicht aufzustehen.

„Mein lieber Junge,“ sagte er, „weine nicht — sonst bringst du auch mich dazu!“

Jon unterdrückte seine Erregung und stand mit abgewandtem Gesicht still da.

„Was nun?“ dachte Jolyon. „Was kann ich sagen, ihn umzustimmen?“

„Übrigens, sprich nicht zu Mutter davon,“ sagte er, „eure Geschichte ängstigt sie gerade genug. Ich weiß, wie du fühlst. Aber Jon, du kennst sie und mich genügend, um sicher zu sein, daß wir euer Glück nicht leichtfertig zerstören wollen. Wir haben keinen anderen Wunsch als dein Glück, mein lieber Junge — ich wenigstens denke nur an das deine und an Mutters, und sie nur an das deine. Hier steht die ganze Zukunft für euch beide auf dem Spiel.“

Jon wandte sich um, sein Gesicht war totenblaß, seine Augen, tief im Kopf, schienen zu brennen.

„Was ist es? Was ist es? Halte mich nicht so hin!“

Jolyon, der wußte, daß er geschlagen war, fuhr wieder mit der Hand in seine Brusttasche und saß eine volle Minute mit geschlossenen Augen schwer atmend da. „Ich hatte ein schönes, langes Leben,“ dachte er, „ein paar sehr bittere Augenblicke — aber dies ist der schlimmste!“ Dann zog er die Hand mit dem Brief heraus und sagte mit leiser Müdigkeit: „Wenn du heute nicht gekommen wärst, Jon, hätte ich dir dies geschickt. Ich wollte es dir ersparen — wollte es deiner Mutter und mir ersparen, aber ich sehe, daß es nicht geht. Lies es, und ich will indessen in den Garten gehen.“ Er streckte die Hand aus, um aufzustehen.

Jon, der den Brief genommen hatte, sagte rasch: „Nein, ich will gehen,“ und fort war er.

Jolyon sank in seinen Stuhl zurück. Eine Hummel kam in diesem Augenblick summend mit Ungestüm herein; der Ton war anheimelnd, besser als nichts... Wohin war der Junge gegangen, den Brief zu lesen? Diesen elenden Brief — diese elende Geschichte! Eine grausame Sache — grausam für sie — für Soames — für die beiden Kinder — und für ihn selbst!... Sein Herz schlug und schmerzte ihn. Leben — seine Liebe — seine Arbeit — seine Schönheit — sein Schmerz, und — sein Ende! Eine gute Zeit, eine schöne Zeit trotz allem, wenn man nicht — bedauerte, überhaupt geboren zu sein. Das Leben nutzt uns ab, weckt aber dennoch nicht den Wunsch, zu sterben, in uns — das ist das tückische Übel! Ein Fehler, ein Herz zu haben! Summend kam der Brummer wieder — brachte all die Hitze, das Gesumm und den Duft des Sommers herein — ja, sogar den Duft wie von reifen Früchten, welchem Gras, zarten Sträuchern und dem Vanilleatem der Kühe. Und irgendwo da draußen in diesem Wohlgeruch würde Jon den Brief lesen, seine Seiten umwenden und zerknittern in seinem Schmerz — und das Herz würde ihm brechen! Der Gedanke machte Jolyon ganz elend. Jon war ein weichherziger Junge, liebevoll durch und durch, und gewissenhaft, zu sehr — es war so erbärmlich, so verdammt erbärmlich! Er erinnerte sich, wie Irene einmal zu ihm gesagt hatte: ‚Es gibt kein liebevolleres und liebenswerteres Kind als Jon.‘ Armer, kleiner Jon! Sein Leben zerstört, an einem Sommermittag! Jugend nahm die Dinge so schwer! Und erregt, gequält von dem Gedanken, daß Jugend die Dinge so schwer nahm, stand Jolyon auf von seinem Stuhl und ging ans Fenster. Der Junge war nirgends zu sehen. Er ging hinaus. Wenn man ihm jetzt irgendwie beistehen konnte — mußte man es tun!

Er ging durch die Büsche, blickte in den ummauerten Garten — kein Jon. Auch nicht, wo die Pfirsiche und Aprikosen anfangen zu schwellen und sich zu färben. Er ging an den Zypressen vorüber, die dunkel und spiralförmig auf der Wiese standen. Wohin war der Junge gegangen? War er ins Wäldchen hinunter gelaufen — seinem alten Jagdrevier? Jolyon ging über die Heuwiese. Sie wollten Montag mähen und das Heu am Tage darauf einfahren, wenn es nicht regnete. Sie waren oft zusammen über diese Wiese gegangen — Hand in Hand, als Jon ein kleiner Bub war. Ach ja! Die goldene Zeit war vorüber, wenn man zehn Jahre alt geworden war! Er kam zum Teich, wo Fliegen und Mücken über einer blanken, mit Schilf bedeckten Oberfläche tanzten, und weiter in das Wäldchen. Es war kühl dort, und duftete nach Lärchen. Immer noch kein Jon! Er rief. Keine Antwort! Nervös, ängstlich, vergaß er seine eigenen Beschwerden und setzte sich auf den Baumstumpf. Es war nicht recht gewesen, den Jungen mit dem Brief fortgehen zu lassen, er hätte ihn unter den Augen behalten sollen! Sehr beunruhigt stand er auf, um wieder zurückzugehen. Bei den Wirtschaftsgebäuden rief er wieder und blickte in den dunkeln Kuhstall. Dort im Kühlen, in dem Geruch von Vanille und Ammoniak, fern von Fliegen, standen die drei Alderneys ruhig wiederkäuend da; sie waren eben gemolken und warteten auf den Abend, wo sie wieder auf die unteren Wiesen geführt wurden. Eine wandte lässig den Kopf, ein glänzendes Auge; Jolyon konnte die Feuchtigkeit auf der grauen Unterlippe sehen. In der Erregung seiner Nerven sah er alles mit leidenschaftlicher Klarheit — alles, was er seinerzeit bewundert und zu malen versucht hatte — Wunder von Licht und Schatten und Farbe. Kein Wunder, daß die Legende Christus in eine Krippe gelegt hatte —

was gab es Andächtigeres als die Augen und die mondweißen Hörner einer wiederkäuenden Kuh in der warmen Dämmerung? Er rief nochmals. Keine Antwort! Und er eilte aus dem Wäldchen, an dem Teich vorbei, den Hügel hinauf. Merkwürdige Ironie — ihm fiel es jetzt erst ein — wenn Jon mit seiner Entdeckung unten ins Wäldchen gegangen wäre, wo seine Mutter und Bosinney in jenen alten Tagen sich zuerst ihrer Liebe bewußt geworden. Wo er selbst an dem Sonntagmorgen, als er aus Paris zurückgekommen war, auf dem Baumstumpf gesessen und ihm klar geworden war, daß Irene die Welt für ihn bedeutete. An dieser Stelle den Schleier vor den Augen des Jungen zu zerreißen, wäre wirklich Ironie gewesen! Aber er war nicht hier! Wohin war er gegangen? Man mußte den armen Kerl doch finden!

Ein Schimmer von Sonne war gekommen und erhöhte für seine hastenden Sinne all die Schönheit des Nachmittags, der hohen Bäume und der länger werdenden Schatten, der Bläue und der weißen Wolken, des Heudufts, des Taubengirrens und der Blumen, die groß dastanden. Er kam zu den Rosenbeeten, und die Schönheit der Rosen in diesem plötzlichen Sonnenlicht dünkte ihn unirdisch. Dort bei dem Busch dunkelroter Rosen hatte sie gestanden, hatte dort gestanden, um zu lesen und zu beschließen, daß Jon alles erfahren müsse! Jetzt wußte er alles! Hatte sie falsch entschieden? Er bückte sich und roch an einer Rose, ihre Blütenblätter streiften seine Nase und seine zitternden Lippen; es gab nichts Weicheres als den Samt des Rosenblattes, ausgenommen ihren Hals — Irene! Er ging über den Rasenplatz, die Anhöhe hinauf zu dem Eichenbaum. Nur sein Wipfel glühte, denn die plötzliche Sonne war fort, über dem Hause; der Schatten unten war dicht, himmlisch

296

kühl — er war sehr erhitzt. Er hielt eine Minute inne, die Hand an dem Strick der Schaukel — Jolly, Holly — Jon! Die alte Schaukel! Und plötzlich fühlte er sich furchtbar — tödlich krank. ‚Ich habe mich überanstrengt!‘ dachte er; ‚bei Gott! Ich habe mich doch überanstrengt!‘ Er wankte zur Terrasse hin, schleppte sich die Stufen hinauf und fiel gegen die Hauswand. Dort lehnte er sich keuchend an, das Gesicht in dem Geißblatt vergraben, mit dem er und sie sich soviel Mühe gegeben hatten, damit es die Luft versüße, die hineinströmte. Der Duft mischte sich mit furchtbarem Schmerz. ‚Meine Liebe!‘ dachte er, ‚der Junge!‘ Und mit großer Anstrengung stolperte er durch die Glastür und sank in den Stuhl des alten Jolyon. Das Buch lag noch da, ein Bleistift darin; er nahm ihn, kritzelte ein Wort auf die offene Seite... Seine Hand fiel herab... Also war es so... so?...

Dann ein starker Ruck — und Dunkelheit...

DRITTES KAPITEL

Irene!

Als Jon mit dem Brief in der Hand davoneilte, lief er in Furcht und Verwirrung an der Terrasse entlang und um die Ecke des Hauses. An die umrankte Mauer gelehnt, riß er den Brief auf. Er war lang — sehr lang! Das erhöhte seine Furcht, und er begann zu lesen. Als er zu den Worten kam: ‚Es war Fleurs Vater, den sie heiratete‘, schien alles vor ihm sich im Kreise zu drehen. Er stand dicht an einem Fenster, stieg ein und ging durch das Musikzimmer und die Diele in sein Schlafzimmer hinauf. Er tauchte sein Gesicht in kaltes Wasser und setzte sich auf sein Bett, wo er fortfuhr zu lesen und jedes beendigte Blatt neben sich auf das Bett fallen ließ. Die Schrift seines Vaters war leicht zu lesen — er kannte sie so gut, obwohl er nie einen Brief von ihm bekommen, der auch nur den vierten Teil so lang gewesen war. Er las mit einem dumpfen Gefühl — seine Vorstellungskraft war nur halb dabei. Am besten begriff er beim ersten Lesen, welche Pein es für seinen Vater gewesen sein mußte, einen solchen Brief zu schreiben. Er ließ den letzten Bogen fallen, und begann in einer Art geistiger, moralischer Hilflosigkeit den ersten nochmals zu lesen. Es schien ihm alles so widerwärtig — tot und widerwärtig. Dann plötzlich überrieselte ihn eine heiße Welle erregten Entsetzens. Er barg das Gesicht in den Händen. Seine Mutter! Fleurs Vater! Er nahm den Brief wieder auf und las mechanisch weiter. Und wieder überkam ihn das Gefühl,

daß alles dies tot und widerwärtig war; so verschieden von seiner eigenen Liebe! Dieser Brief sagte, daß seine Mutter — und ihr Vater — Ein furchtbarer Brief!

Eigentum! Konnte es Männer geben, die Frauen als ihr Eigentum betrachteten? Gesichter, die er auf der Straße und auf dem Lande gesehen, tauchten vor ihm auf — rote, Stockfischgesichter; harte, stumpfe Gesichter; affektierte, trockene Gesichter; gewalttätige Gesichter; Hunderte, Tausende davon! Wie konnte er wissen, was Menschen, die solche Gesichter hatten, dachten und taten? Er hielt den Kopf in den Händen und stöhnte. Seine Mutter! Er hob den Brief auf und las wieder: ‚Entsetzen und Abscheu — noch heute lebendig in ihr ... deine Kinder ... Enkel ... eines Mannes, der deine Mutter einst besaß, wie man wohl eine Sklavin besitzt ...‘ Er stand vom Bett auf. Diese grausame schattenhafte Vergangenheit, die da lauerte, seine und Fleurs Liebe zu töten, war Wahrheit, oder sein Vater hätte das nie schreiben können. ‚Weshalb,‘ dachte er, ‚sagten sie es mir nicht an dem Tage, als ich Fleur zum ersten Male sah? Sie wußten, daß ich sie gesehen hatte. Sie waren erschrocken, und — jetzt — das habe ich nun davon!‘ Sein Elend war zu akut, vernünftiges Nachdenken zuzulassen, er kroch in eine dunkle Ecke des Zimmers und setzte sich auf den Fußboden. Dort saß er wie ein unglückliches kleines Tier. Es lag ein Trost in der Dunkelheit und dem Fußboden — als wäre er in jene Tage zurückversetzt, wo er beim Spielen dort umhergekrochen und Schlachten geliefert hatte. Er hockte da zusammengekauert, das Haar zerzaust, die Hände um die Knie gefaltet, wie lange, wußte er nicht. Das Öffnen der Tür, die in das Zimmer seiner Mutter führte, riß ihn aus seiner tiefen Verzweiflung. Die Vorhänge an seinen Fenstern waren herabgelassen und diese in seiner

Abwesenheit geschlossen worden; wo er saß, konnte er nur ein Rascheln hören, die Schritte seiner Mutter durchs Zimmer, bis er sie jenseits des Bettes vor seinem Toilettetisch stehen sah. Sie hatte etwas in der Hand. Er atmete kaum, hoffte, daß sie ihn nicht sehen und fortgehen würde. Er sah sie Sachen auf dem Tisch berühren, als wäre eine heilende Kraft in ihnen, und sich dann den Fenstern zuwenden — grau vom Scheitel bis zur Sohle wie ein Geist. Die geringste Wendung des Kopfes, und sie mußte ihn sehen! Ihre Lippen bewegten sich: „O! Jon!“ Sie sprach mit sich selbst; der Ton ihrer Stimme beunruhigte Jon. Er sah eine kleine Photographie in ihrer Hand. Sie hielt sie ans Licht und schaute sie an — sie war sehr klein. Er kannte sie — eine von ihm selbst als winziger Knabe, die sie immer in ihrem Täschchen hatte. Sein Herz klopfte stark. Und plötzlich, als höre sie es, wandte sie sich um und sah ihn. Bei dem Laut, den sie ausstieß, und der Bewegung ihrer Hände, die die Photographie an die Brust drückten, sagte er:

„Ja, ich bin es.“

Sie trat an das Bett und setzte sich darauf, ganz dicht neben ihn, die Hände noch vor der Brust gefaltet, die Füße zwischen den Bogen des Briefes, die auf den Boden gefallen waren. Sie sah sie, und ihre Hände griffen um den Rand des Bettes. Sie saß sehr aufrecht, die dunkeln Augen auf ihn geheftet. Schließlich sagte sie:

„Du weißt es also, Jon!“

„Ja.“

„Hast du Vater gesehen?“

„Ja.“

Es entstand eine lange Pause, bis sie sagte:

„O! Mein Liebling!“

„Es ist alles in Ordnung!“ Die Erregung in ihm war so

heftig und seine Gefühle so gemischt, daß er sich nicht zu rühren wagte — Groll, Verzweiflung und doch eine sonderbare Sehnsucht nach ihrer tröstenden Hand auf seiner Stirn kämpften miteinander.

„Was hast du beschlossen, zu tun?“

„Ich weiß nicht!“

Wieder entstand ein Pause, dann erhob sie sich. Sie stand einen Moment sehr still da, machte eine kleine Bewegung mit ihrer Hand und sagte: „Mein Liebling, mein liebster Junge, denke nicht an mich — denke an dich selbst,“ und ging am Fußende des Bettes vorbei in ihr Zimmer zurück.

Jon kehrte — wie ein Igel zu einem Ball zusammengerollt — in die Ecke zurück, die die beiden Wände bildeten.

Er mußte wohl zwanzig Minuten dort gesessen haben, als ein Schrei ihn aufscheuchte. Er kam von der Terrasse unten. Erschreckt stand er auf. Wieder kam der Schrei: „Jon!“ Seine Mutter rief! Er lief hinaus, die Treppen hinunter, durch das leere Eßzimmer in das Lesezimmer. Sie kniete vor dem alten Lehnstuhl, und sein Vater lag ganz weiß darin zurückgelehnt, der Kopf auf der Brust, eine seiner Hände, die einen Bleistift umklammerte, ruhte auf einem offenen Buch — fremder als irgend etwas, das er gesehen. Sie sah sich wild um und sagte:

„O! Jon — er ist tot — er ist tot!“

Jon stürzte zu ihm hin, reckte sich über die Lehne, auf der er vor kurzem noch gesessen, und drückte die Lippen auf seine Stirn. Eisig kalt! Wie konnte — wie konnte Papa tot sein, wenn er noch vor einer Stunde —! Die Arme seiner Mutter umschlangen seine Knie, sie preßte ihre Brust dagegen. „Warum — warum war ich nicht bei ihm?“ hörte

er sie flüstern. Dann sah er das zittrig mit Bleistift auf die offene Seite geschriebene Wort ‚Irene‘, und brach zusammen. Er sah zum ersten Male den Tod eines Menschen, und dessen unsagbare Stille löschte alle andern Empfindungen in ihm aus; alles andere war also eine Vorbereitung auf das! Alle Liebe, alles Leben, alle Freude, Angst und Kummer, jede Bewegung, Licht und Schönheit nur ein Beginn dieser furchtbaren weißen Stille. Es machte einen schrecklichen Eindruck auf ihn; alles schien ihm plötzlich klein, nichtig und unbedeutend. Schließlic raffte er sich zusammen, stand auf und hob sie auf.

„Mutter! weine nicht — Mutter!“

Einige Stunden später, als alles getan war, was getan werden mußte, und seine Mutter sich niedergelegt hatte, sah er den Vater allein, auf dem Bett, mit einem weißen Laken zugedeckt. Lange stand er davor und starrte auf das Gesicht, das niemals böse ausgesehen — immer launig und gütig. ‚Gut sein und sich bis zum Ende aufrecht halten — weiter gibt es nichts,‘ hatte er seinen Vater einmal sagen hören. Wie wundervoll er nach dieser Philosophie gehandelt hatte! Sein Vater mußte seit langer Zeit gewußt haben, daß dies plötzlich kommen würde — hatte es gewußt und nicht ein Wort gesagt. Er schaute ihn mit leidenschaftlicher Scheu und Ehrfurcht an. Diese Einsamkeit für ihn — und nur, um seine Mutter und ihn zu schonen! Sein eigener Kummer dünkte ihn klein, während er in dies Gesicht schaute. Das Wort, das auf die Seite gekritzelt war! Das Abschiedswort! Jetzt hatte seine Mutter niemand als ihn! Er trat dicht an das tote Gesicht — es hatte sich gar nicht verändert, und war doch vollständig verwandelt. Er hatte seinen Vater einst sagen hören, daß er nicht an ein bewußtes Leben nach dem Tode glaube, oder daß, wenn es so wäre, es nur sein könnte,

bis die natürliche Altersgrenze des Körpers erreicht war — die natürliche Grenze der ihm innewohnenden Lebenskraft; so daß, wenn der Körper durch einen Unglücksfall, durch Ausschweifung oder heftige Krankheit zerstört wurde, das Bewußtsein noch bestehen konnte, bis es, wenn im Laufe der Natur nicht etwas dazwischen trat, auf natürlichem Wege erloschen war. Es hatte ihn überrascht, weil er nie darüber hatte sprechen hören. Wenn das Herz aussetzte wie hier — war es sicher nicht ganz natürlich! Vielleicht war das Bewußtsein seines Vaters im Zimmer mit ihm. Über dem Bett hing ein Bild von dem Vater seines Vaters. Vielleicht war auch s e i n Bewußtsein noch lebendig; und das seines Bruders — seines Halbbruders, der in Transvaal gestorben war. Waren sie alle um dies Bett versammelt? Jon küßte die Stirn und stahl sich zurück in sein eigenes Zimmer. Die Tür zu dem seiner Mutter daneben war nur angelehnt, offenbar war sie hier gewesen — alles stand bereit für ihn, sogar ein paar Biskuits und heiße Milch, und der Brief lag nicht mehr auf dem Fußboden. Er aß und trank und beobachtete dabei das Schwinden des letzten Lichts. Jeden Gedanken an die Zukunft wehrte er ab — er starrte nur auf die dunkeln Zweige der Eiche in gleicher Höhe mit seinem Fenster, und hatte das Gefühl, daß alles Leben stockte. Einmal in der Nacht, als er sich in seinem tiefen Schlaf umdrehte, ward er etwas Weißes, Stilles gewahr und fuhr auf.

Die Stimme seiner Mutter sagte:

„Ich bin es nur, lieber Jon!“ Ihre Hand drückte seine Stirn sanft zurück, dann verschwand die weiße Gestalt.

Allein! Er fiel wieder in einen tiefen Schlaf und träumte, daß er überall auf seinem Bett den Namen seine Mutter sah.

VIERTES KAPITEL

Soames überlegt

Die Anzeige vom Tode seines Veters Jolyon in der ‚Times‘ machte natürlich Eindruck auf Soames. So war der Mann also dahin! Es hatte nie eine Zeit im Leben der beiden gegeben, in der von Zuneigung zwischen ihnen die Rede gewesen. Das raschblütige Gefühl Haß war längst in Soames' Herz erloschen und er hatte sich dagegen gewehrt, es wieder aufleben zu lassen, aber er sah in diesem frühen Tod gewissermaßen eine poetische Gerechtigkeit. Zwanzig Jahre hatte dieser Mann den Besitz seiner Frau und seines Hauses genossen — und nun war er tot! Der Nachruf, der ein wenig später erschien, machte — seiner Meinung nach — ein wenig zuviel Wesens von Jolyon. Er sprach von ‚dem fleißigen und liebenswürdigen Maler, dessen Werke wir als typisch für die beste spätere Aquarellkunst der viktorianischen Zeit zu betrachten gewohnt waren‘. Soames, der beinahe mechanisch Mole, Morpin und Caswell Baye vorgezogen und immer die Nase gerümpft hatte, wenn er auf ein Bild seines Veters gestoßen war, blätterte die ‚Times‘ mit geräuschvollem Knittern um.

Er mußte an diesem Morgen in Forsyte-Angelegenheiten zur Stadt und merkte deutlich Gradmans Blick von der Seite über seine Brille hinweg. Den alten Buchhalter umgab eine Aura teilnahmsvollen Beileids. Er roch förmlich nach alten Tagen. Man konnte ihn beinahe denken hören: ‚Mr. Jolyon, ja-a — gerade in meinem Alter, und tot —

du liebe Zeit! Sie fühlt es sicher, kann man wohl sagen. Sie war eine sehr hübsche Frau. Fleisch ist Fleisch! Es steht ein Nachruf über ihn in der Zeitung. Denken Sie nur! Die Atmosphäre um ihn trieb Soames tatsächlich dazu, einige Pachtverträge und Änderungen mit ausnahmsweiser Schnelligkeit zu erledigen.

„Und das Vermächtnis für Miß Fleur, Mr. Soames?“

„Ich habe mir das überlegt,“ erwiderte Soames kurz.

„Ah! Das freut mich. Ich fand, Sie waren ein wenig übereilt. Die Zeiten ändern sich.“

Wie dieser Tod auf Fleur wirken würde, begann Soames zu beunruhigen. Er war nicht sicher, ob sie etwas davon wußte — sie sah selten in die Zeitung, niemals las sie die Geburts-, Heirats- und Todesanzeigen.

Er beeilte sich mit seinen Angelegenheiten und ging zum Lunch in die Green Street. Winifred war beinah traurig. Jack Cardigan hatte sich irgend etwas gebrochen, wie man glaubte, und würde einige Zeit nicht gut ‚in Form‘ sein. Sie konnte sich an den Gedanken nicht gewöhnen.

„Ist Profond eigentlich abgereist!“ sagte er plötzlich.

„Er ist fort,“ erwiderte Winifred, „aber wo — weiß ich nicht.“

Ja, so war es immer — unmöglich etwas zu sagen! Nicht, daß er es wissen wollte. Briefe von Annette kamen aus Dieppe, wo sie mit ihrer Mutter war.

„Du hast wohl von Jolyons Tod gelesen?“

„Ja,“ sagte Winifred. „Es tut mir leid — seiner Kinder wegen. Er war sehr liebenswürdig.“ Soames ließ einen sonderbaren Laut hören. Eine Ahnung der alten tiefen Wahrheit, daß Menschen in dieser Welt eher nach ihrem Wesen beurteilt werden als nach ihrem Tun, dämmerte in ihm und rüttelte ihn in tiefster Seele auf.

„Ich weiß, diese Ansicht war allgemein,“ murmelte er.

„Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, da er jetzt tot ist.“

„Ich hätte ihm gern früher Gerechtigkeit widerfahren lassen,“ sagte Soames, „aber ich hatte nie Gelegenheit dazu. Hast du einen ‚Adelsalmanach‘ bei der Hand?“

„Ja, dort in der untersten Reihe.“

Soames nahm das dicke rote Buch heraus und blätterte darin.

„Mont — Sir Lawrence, 9. Baronet, cr. 1620, Sohn Geoffreys, 8. Baronet und Lavinias, Tochter des Sir Charles Muskham Baronet, aus Muskham Hall, Shrops; verehelicht 1890 mit Emily, Tochter von Conwey Charwell Esq. aus Candafard Grange, ein Sohn: Erbe Michael Conwey, geb. 1895; zwei Töchter. Wohnort: Lippinghall Manor, Folwell, Bucks. Klubs: Snooks, Kaffeehaus: Aeroplan. Siehe Bidlicott.“

„Hm!“ sagte er. „Hast du jemals einen Verleger gekannt?“

„Onkel Timothy!“

„Einen lebenden, meine ich.“

„Monty kannte einen in seinem Klub. Er brachte ihn einmal zum Essen mit. Monty dachte immer daran, ein Buch darüber zu schreiben, weißt du, wie man auf der Rennbahn Geld machen könnte. Er versuchte den Mann dafür zu interessieren.“

„Nun, und?“

„Er ließ ihn auf ein Pferd wetten — mit zwei Tausend. Wir sahen ihn nie wieder. Er war ein ganz gewandter Mann, wenn ich mich recht erinnere.“

„Gewann es?“

„Nein, es kam als letztes, glaube ich. Du weißt, Monty war wirklich ganz klug in seiner Art.“

„Wirklich?“ sagte Soames. „Kannst du irgend eine Beziehung zwischen einem ‚neugebackenen Baronet‘ und einem Verleger sehen?“

„Die Leute unternehmen heutzutage alles Mögliche,“ erwiderte Winifred. „Niemand scheint jetzt mehr müßig zu gehen — so anders als in unserer Zeit. Nichts zu tun, war damals das Übliche. Aber ich glaube, das kommt wieder.“

„Dieser junge Mont, von dem ich spreche, ist sehr verliebt in Fleur. Wenn das der andern Geschichte ein Ende machen könnte, würde ich ihn ermutigen.“

„Hat er Stil?“ fragte Winifred.

„Er ist keine Schönheit, ganz angenehm, ein wenig zerfahren. Er wird ziemlich viel Land erben, glaube ich. Er scheint wirklich an ihr zu hängen. Aber ich weiß nicht.“

„Nein,“ murmelte Winifred, „es ist sehr schwer. Ich fand es immer am besten, gar nichts zu tun. Es ist eine langweilige Sache mit Jack, wir werden jetzt wohl erst nach dem Bankfeiertag fortkommen. Aber ich werde in den Park gehen und die Leute beobachten, die sind ja immer amüsant.“

„Wenn ich du wäre,“ sagte Soames, „ich hätte ein kleines Landhaus, und ginge Feiertagen und Streiks aus dem Wege, wenn es mir beliebt.“

„Das Landleben langweilt mich,“ erwiderte Winifred, „und ich fand den Eisenbahnerstreik ganz spannend.“

Winifred hatte immer für kaltblütig gegolten.

Soames verabschiedete sich. Den ganzen Weg nach Reading hinunter überlegte er, ob er Fleur etwas vom Tode Jolyons, dem Vater des Knaben, sagen sollte. Es änderte die Lage zwar nicht, außer daß er jetzt unabhängig sein, und nur dem Widerstand seiner Mutter zu begegnen haben würde. Ohne Zweifel würde er zu einer Menge Geld und

vielleicht in den Besitz des Hauses kommen — des Hauses, das für Irene und ihn selbst gebaut worden war — des Hauses, dessen Baumeister seinen häuslichen Ruin herbeigeführt hatte. Seine Tochter — Herrin dieses Hauses! Das wäre poetische Gerechtigkeit! Soames lachte auf, es war ein leises unfrohes Lachen. Er hatte das Haus dazu bestimmt, seine mißglückte Ehe wiederherzustellen, es sich als Wohnsitz seiner Nachkommen gedacht, wenn er Irene dazu hätte bewegen können, ihm einen zu geben! Ihr Sohn und Fleur! Ihre Kinder würden gewissermaßen Sprößlinge der Vereinigung zwischen ihr und ihm sein!

Das Theatralische dieses Gedankens war seinem nüchternen Sinn zuwider. Und doch — wäre es der leichteste und vorteilhafteste Weg aus dem Irrsal, wo Jolyon jetzt tot war. Die Vereinigung von zwei Forsyte-Vermögen hatte einen gewissen Reiz. Und sie — Irene — würde noch einmal mit ihm verbunden sein. Unsinn! Absurd! Er schlug sich diese Idee aus dem Kopf.

Als er zu Haus ankam, hörte er das Aneinanderschlagen der Billardbälle, und durch das Fenster sah er den jungen Mont über dem Tisch zappeln. Fleur stand mit der Queue in die Seite gestemmt daneben, und beobachtete ihn mit einem Lächeln. Wie hübsch sie aussah! Kein Wunder, daß der junge Mann den Verstand verlor, um ihretwillen. Ein Titel — Land! Land hatte nur einen geringen Wert heutzutage, ein Titel vielleicht noch weniger. Die alten Forsytes hatten Titel immer verachtet, die sie als etwas Rückständiges und Gekünsteltes ansahen, der Kosten nicht wert, die sie verursachten, und dazu hatten sie noch mit dem Hof zu tun. Sie alle hatten dieses Gefühl gehabt, wenn auch in verschiedenem Maßstabe, wie Soames sich erinnerte. Swithin hatte einmal in seinen ausschweifendsten Tagen einem

Lever beigewohnt. Als er davon zurückgekommen war, hatte er gesagt, daß er nie wieder hingehen würde — es sei alles doch nur ‚Kinderei‘. Man hatte ihn im Verdacht, in seinen Kniehosen zu stark ausgesehen zu haben. Soames erinnerte sich, wie seine eigene Mutter gewünscht hatte, vorgestellt zu werden, weil der Vorgang etwas so Vornehmes habe, und sein Vater sich mit ungewohnter Entschiedenheit widersetzt hatte. Was sollte ihr dieser eitle Tand — es sei nur Geld- und Zeitverschwendung, nicht der Mühe wert!

Der Instinkt, der das britische Volk zur Hauptmacht im Staate gemacht hatte, ein Gefühl, daß ihre eigene Welt gut genug, und ein wenig besser war, als irgend eine andere, weil sie eben i h r e Welt war, hatte die alten Forsytes merkmürdig frei von allem überflüssigen ‚Firlefanzen‘ gehalten. Soames’ Generation, die selbstbewußter und ironischer veranlagt war, hatte der Gedanke an Swithins Kniehosen gerettet, während die dritte und vierte Generation, wie es ihm schienen wollte, alles ins Lächerliche zog.

Jedoch war ja nichts Böses darin, daß der junge Mensch Erbe eines Titels und eines Landsitzes war — er konnte nichts dafür. Er trat still ein, als Mont eben einen Stoß verfehlte. Er sah die Augen des jungen Mannes auf Fleur geheftet, die jetzt an der Reihe war und sich vorbeugte, und die Anbetung darin rührte ihn beinah.

Sie zögerte, die Queue auf die Brücke ihrer schlanken Hand gestützt, und schüttelte ihren Schopf dunkeln, kastanienbraunen Haares.

„Es wird mir nie gelingen.“

„Auf gut Glück!“

„Gut denn!“ Die Queue stieß, der Ball rollte. „Da!“

„Pech! Macht nichts!“

Dann sahen sie ihn, und Soames sagte:

„Ich werde für euch markieren.“

Er setzte sich müde und abgesspannt auf den erhöhten Sitz unter der Tafel, und studierte eifrig die beiden jungen Gesichter. Als das Spiel aus war, kam Mont zu ihm.

„Ich hab' mit dem Verlag schon angefangen, Sir. Ganz lustige Sache, solch Geschäft, nicht? Ich glaube, Sie müssen ein ganz Teil menschlicher Naturen gesehen haben als Anwalt.“

„Jawohl.“

„Soll ich Ihnen sagen, was ich bemerkt habe? Die Menschen fangen es ganz falsch an, wenn sie weniger bieten als sie geben können; sie sollten mehr bieten und dann heruntergehen.“

Soames zog die Brauen hoch.

„Gesetzt aber, das Mehr wird angenommen?“

„Das macht nichts,“ sagte Mont; „es ist viel lohnender, einen Preis herabzusetzen, als ihn zu erhöhen. Sagen wir zum Beispiel, wir bieten einem Schriftsteller gute Bedingungen — so nimmt er sie natürlich an. Dann beginnen wir, finden, daß wir das Werk nicht mit einem anständigen Gewinn veröffentlichen können, und sagen es ihm. Er hat Vertrauen zu uns gefaßt, weil wir freigebig gewesen sind, und er ist wie ein Lamm, und trägt es uns nicht nach. Bieten wir ihm aber von vornherein elende Bedingungen an, so geht er darauf nicht ein, wir müssen ihm entgegenkommen, um ihn willfährig zu machen, und er hält uns dazu noch für abgefemte Blutsauger.“

„Versuchen Sie einmal Bilder nach diesem System zu kaufen,“ sagte Soames, „ein Anerbieten, das angenommen wird, ist ein Kontrakt — haben Sie das noch nicht gelernt?“

Der junge Mann wandte seinen Kopf nach dem Fenster, wo Fleur stand.

„Nein,“ sagte er, „ich wünschte, ich hätte es. Dann noch

eins. Man muß die Leute immer den Kauf rückgängig machen lassen, wenn sie ihn rückgängig zu machen wünschen.“

„Als Reklame?“ sagte Soames trocken.

„Es ist natürlich eine, aber ich meinte eigentlich grundsätzlich.“

„Arbeitet Ihre Firma nach diesen Grundsätzen?“

„Noch nicht,“ sagte Mont, „aber es wird dazu kommen.“

„Und sie wird dabei zum Teufel gehen.“

„Nein, wirklich nicht, Sir. Ich mache eine Menge Beobachtungen, und sie alle bestätigen meine Theorie. Die menschliche Natur wird bei Geschäften beständig unterschätzt, die Menschen kommen dadurch um ein gut Teil Vergnügen und Nutzen. Natürlich muß man vollkommen unbefangen und offen sein, aber das ist ganz leicht, wenn man so fühlt. Je humaner und freigebiger man ist, desto bessere Chancen hat man im Geschäft.“

Soames erhob sich.

„Sind Sie Teilhaber?“

„Erst in sechs Monaten.“

„Der Rest der Firma sollte sich beeilen und sich zurückziehen.“

Mont lachte.

„Sie werden schon sehen,“ sagte er. „Es ist eine große Veränderung im Gange. Das Besitzprinzip hat Konkurs gemacht.“

„Was?“ sagte Soames.

„Das Haus ist zu vermieten! Gute Nacht, Sir, ich gehe jetzt.“

Soames beobachtete, wie seine Tochter ihm die Hand gab, sah sie zusammenzucken, als er sie drückte, und hörte deutlich den Seufzer des jungen Mannes beim Hinausgehen.

Dann kam sie vom Fenster auf ihn zu, indem sie mit dem Finger an dem Mahagonirand des Billards entlang strich. Soames merkte, daß sie ihn etwas fragen wollte. Ihr Finger tastete um das letzte Loch und sie blickte auf.

„Hast du irgend etwas getan, um Jon vom Schreiben an mich abzuhalten, Vater?“

Soames schüttelte den Kopf.

„Hast du es denn nicht gesehen?“ sagte er. „Sein Vater starb gerade heute vor einer Woche.“

„Ach!“

In ihrem erschreckten, verzerrten Gesicht sah er, wie sie mit der Furcht vor den Folgen kämpfte, die es für sie haben könnte.

„Armer Jon! Warum sagtest du es mir nicht, Vater?“

„Ich weiß nie —“ sagte Soames langsam, „du hast kein Vertrauen zu mir.“

„Ich hätte es, wenn du mir helfen wolltest, mein Lieber.“

„Vielleicht werde ich es.“

Fleur preßte die Hände zusammen. „Ach! Du Lieber — wenn man so schrecklich gern etwas möchte, denkt man nicht an andere. Sei mir nicht böse.“

Soames streckte die Hand aus, wie um eine Verunglimpfung abzuwehren.

„Ich brüte darüber,“ sagte er. Was in aller Welt trieb ihn nur dazu, ein solches Wort zu gebrauchen! „Hat der junge Mont dich wieder gequält?“

Fleur lächelte. „Ach! Michael! Er quält immer, aber er ist so ein guter Kerl — ich habe nichts gegen ihn.“

„Ich bin müde,“ sagte Soames, „ich werde vor Tisch ein wenig schlafen.“ Er ging hinauf in die Bildergalerie, legte sich dort auf den Divan und schloß die Augen. Eine furchtbare Verantwortung mit diesem Mädels — dessen Mutter

eine — ah! was war sie eigentlich? Eine furchtbare Verantwortung! Ihr helfen — wie konnte er ihr helfen? Er konnte die Tatsache, daß er ihr Vater war, nicht ändern. Oder daß Irene —! Was hatte der junge Mont doch gesagt — irgend einen Unsinn über das Besitzprinzip — Konkurs machen — vermieten. Albern!

Die schwüle Luft mit dem Duft von Wiesenkraut, von Fluß und Rosen umfing seine Sinne und schläferete ihn ein.

FÜNFTES KAPITEL

Die fixe Idee

Die ‚fixe Idee‘, die so manchem Polizisten mehr zu schaffen gemacht hat, als irgend eine andere Form menschlicher Wirrungen, hat nie mehr Lebenskraft und Erfolg, als wenn sie die leidenschaftliche Gestalt der Liebe annimmt. Auf Hecken und Gräben, auf Türen, auf Menschen ohne fixe oder andere Ideen, auf Kinderwagen und ihren Inhalt, selbst auf andere an dieser bösen Krankheit Leidende — nimmt die fixe Idee der Liebe keine Rücksicht. Sie hat die Augen nach innen auf das eigene Licht gerichtet und denkt an keinen andern Stern. Alle, die von der fixen Idee beherrscht sind, daß menschliches Glück von ihrer Kunst abhängt, von der Vivisektion ihrer Hunde, von ihrem Haß auf die Ausländer, von dem Zahlen hoher Steuern, davon, Minister zu bleiben, Räder sich drehen zu lassen, ihre Nachbarn daran zu hindern, sich scheiden zu lassen, den Kriegsdienst aus Gewissensgründen zu verweigern, von griechischen Stammwörtern, Kirchendogmen, Paradoxen und Überlegenheit allen andern gegenüber, nebst allen andern Formen der Ego-Manie — sind nichts im Vergleich zu denen, deren fixe Idee der Besitz einer bestimmten männlichen oder weiblichen Person ist. Und obwohl Fleur in diesen kühlen Sommertagen das zerfahrene Leben einer kleinen Forsyte führte, deren Kleider bezahlt sind, und deren Tätigkeit Vergnügen ist, war sie all diesem gegenüber vollständig gleichgültig. Sie wünschte und wünschte sich den

Mond, der am kalten Himmel über dem Fluß oder dem Greenpark segelte, wenn sie zur Stadt kam. Sie bewahrte sogar Jons Brief, in rosa Seide eingeschlagen, an ihrem Herzen, so daß es in einer Zeit, wo Korsette so niedrig waren, Gefühle so verachtet und Busen so aus der Mode, vielleicht keinen größeren Beweis für die Festigkeit ihrer fixen Idee geben konnte.

Nachdem sie von dem Tode seines Vaters gehört, schrieb sie an Jon und erhielt seine Antwort drei Tage später bei ihrer Rückkehr von einem Picknick auf dem Fluß. Es war sein erster Brief seit ihrer Begegnung bei June. Sie öffnete ihn mit Besorgnis und las ihn mit Bangigkeit.

„Seit ich Dich sah, habe ich alles über die Vergangenheit erfahren. Ich möchte es Dir nicht sagen — ich glaube, Du wußtest es, als wir uns bei June trafen. Sie sagt, daß es so ist. Wenn Du es wußtest, Fleur, hättest Du es mir sagen müssen. Ich vermute, daß Du nur erfuhst, was Deinen Vater betrifft. Ich erfuhr, was meine Mutter betrifft. Es ist furchtbar. Jetzt, wo sie so traurig ist, kann ich nichts tun, das sie noch mehr verletzen könnte. Natürlich sehne ich mich den ganzen Tag nach Dir, aber ich glaube jetzt nicht mehr, daß wir je zusammenkommen werden — etwas zu Ernstes treibt uns auseinander.“

So! Ihre List war also entdeckt worden. Aber Jon — das fühlte sie — hatte es ihr verziehen. Nur was er von seiner Mutter sagte, verursachte ihr solch ein Herzklopfen und diese Schwäche in den Beinen.

Ihr erster Impuls war, ihm zu antworten — ihr zweiter, es nicht zu tun. Diese Impulse wiederholten sich fortwährend in den folgenden Tagen, wo die Verzweiflung in ihr wuchs.

Sie war nicht umsonst das Kind ihres Vaters. Die Hartnäckigkeit, die Soames zu etwas gemacht und soviel Unheil über ihn gebracht hatte, war auch ihr Rückhalt, durch französische Grazie und Gewandtheit verbrämt und verziert. Instinktiv konjugierte sie das Verbum ‚haben‘ stets mit dem Pronomen ‚ich‘. Sie verbarg jedoch alle Zeichen ihrer wachsenden Verzweiflung und nahm an allen Flußvergnügungen teil, die Wind und Regen eines unangenehmen Juli erlaubten, als hätte sie keine Sorge in der Welt; und kein ‚neugebackener Baronet‘ vernachlässigte das Geschäft eines Verlegers regelmäßiger, als ihr ständiger Begleiter Michael Mont.

Soames war sie ein Rätsel. Ihn täuschte beinah ihre sorglose Heiterkeit. Beinahe — weil es ihm nicht entging, daß ihre Augen oft ins Leere blickten und das Licht aus ihrem Schlafzimmerfenster bis spät in die Nacht hinein leuchtete. Was dachte und grübelte sie in den kurzen Stunden, wo sie hätte schlafen müssen? Aber er wagte nicht, zu fragen, was sie im Sinne hatte; und seit dem einen kurzen Gespräch im Billardzimmer sagte sie ihm nichts.

In dieser Zeit verschlossenen Schweigens kam zufällig eine Einladung Winifreds zum Lunch und danach zu einem ‚höchst amüsanten‘ kleinen Stück, ‚The Beggars Opera‘, mit der Aufforderung, noch einen Herrn mitzubringen, damit sie vier wären. Soames, dessen Standpunkt den Theatern gegenüber war, in keins zu gehen, nahm sie an, weil Fleurs Standpunkt war, in alle zu gehen. Sie fuhren im Auto hin und nahmen Michael Mont mit, der im siebenten Himmel war und von Winifred ‚sehr amüsant‘ gefunden wurde. Die Oper verwirrte Soames. Die Leute waren sehr unangenehm und das ganze Ding sehr zynisch. Winifred war ‚überwältigt‘ von den Kleidern. Auch die Musik mißfiel ihr nicht. Michael war entzückt von allem. Und alle drei

hätten gern gewußt, wie Fleur darüber dachte. Aber Fleur dachte gar nichts darüber. Ihre fixe Idee stand auf der Bühne und sang mit Polly Peachum, mimte mit Filch, tanzte mit Jenny Diver, posierte mit Lucy Lockit, küßte, tollte und war zärtlich mit Macheath. Ihre Lippen lächelten wohl, ihre Hände applaudierten, aber das komische alte Meisterstück machte nicht mehr Eindruck auf sie, als wenn es sentimental gewesen wäre wie eine moderne ‚Revue‘. Als sie in das Auto stiegen, um nach Haus zu fahren, schmerzte es sie, daß nicht Jon anstatt Michael Mont neben ihr saß. Als bei einem Stoß der Arm des jungen Mannes wie zufällig den ihren berührte, dachte sie nur: ‚Wenn das doch Jons Arm wäre!‘ Als seine muntere Stimme, durch ihre Nähe gemildert, in dem Geräusch, das das Auto verursachte, etwas murmelte, lächelte sie und antwortete, dachte aber dabei: ‚Wenn das doch Jons Stimme wäre!‘ Und als er sagte: „Fleur, Sie sehen aus wie ein Engel in dem Kleide!“ erwiderte sie: „Ach, gefällt es Ihnen?“, während sie dachte: ‚Wenn doch Jon es sehen könnte!‘

Während dieser Fahrt faßte sie einen Entschluß. Sie wollte nach Robin Hill hinaus und ihn sehen — allein; sie wollte das Auto nehmen, ohne ihm oder ihrem Vater vorher etwas zu sagen. Neun Tage waren seit dem Brief vergangen, und sie vermochte nicht länger zu warten. Am Montag wollte sie fahren! Der Entschluß brachte sie Mont gegenüber in gute Stimmung. Da sie sich auf etwas freuen durfte, konnte sie sich's leisten, zu dulden und zu antworten. Mochte er zu Tisch dableiben, um sie werben wie gewöhnlich, mit ihr tanzen, ihr die Hand drücken, seufzen — tun, was er wollte. Er war ihr nur lästig, wenn er sie in ihrer fixen Idee störte. Er tat ihr sogar leid, so weit es ihr gerade jetzt möglich war, Mitleid mit jemand außer sich selbst zu

haben. Bei Tisch sprach er lebhafter als gewöhnlich über das ‚Ende parlamentarischer Korruption‘, wie er es nannte — sie achtete wenig darauf, aber ihr Vater mit dem Lächeln, das Opposition, wenn nicht gar Zorn bedeutete, schien desto aufmerksamer zuzuhören.

„Die jüngere Generation denkt nicht wie Sie, Sir, nicht wahr, Fleur?“

Fleur zuckte die Achseln — die jüngere Generation war nur Jon, und sie wußte nicht, was er dachte.

„Die jungen Leute werden in meinem Alter denken wie ich, Mr. Mont. Die menschliche Natur ändert sich nicht.“

„Das gebe ich zu, Sir, aber die Form der Gedanken ändert sich mit der Zeit. Das Verfolgen selbstüchtiger Interessen ist eine Gedankenform, die aufhört.“

„So! Die Wahrnehmung seiner eigenen Angelegenheiten ist nicht eine Gedankenform, Mr. Mont, sondern ein Instinkt.“

Ja, wenn es sich um Jons Angelegenheiten handelte.

„Aber was sind eigene Angelegenheiten, Sir? Das ist die Sache. J e d e r m a n n s Angelegenheiten werden schließlich eigene Angelegenheiten. Nicht wahr, Fleur?“

Fleur lächelte nur.

„Wenn nicht,“ fügte Mont hinzu, „fließt Blut.“

„So haben die Leute seit undenklichen Zeiten gesprochen.“

„Aber Sie werden doch zugeben, daß der Sinn für Besitz im Aussterben ist?“

„Ich meine eher, er nimmt zu unter denen, die keinen haben.“

„Nun, sehen Sie mich an! Ich bin Erbe eines Fideikommisses. Ich will das Ding nicht; ich würde es morgen aufteilen.“

„Sie sind nicht verheiratet, und Sie wissen nicht, was Sie reden.“

Fleur sah die Augen des jungen Mannes kläglich auf sich gerichtet.

„Glauben Sie wirklich, daß eine Heirat —?“ begann er.

„Die Gesellschaft ist auf Ehe aufgebaut,“ kam es von den fest geschlossenen Lippen ihres Vaters, „auf Ehe und ihre Folgen. Wollen Sie damit aufräumen?“

Der junge Mann machte eine zerfahrene Gebärde. Unter dem elektrischen Licht in einer Alabasterampel herrschte Schweigen an dem Tisch, der mit dem Silber gedeckt war, das das Wappen der Forsytes — einen stehenden Fasan — trug. Und draußen dunkelte der Abend am Fluß mit seiner schwülen Feuchtigkeit und süßen Düften.

„Montag,“ dachte Fleur, „Montag!“

SECHSTES KAPITEL

Verzweiflung

Die Wochen, die dem Tode seines Vaters folgten, waren traurig und leer für den einzigen Jolyon Forsyte, der nun zurückblieb. Über die notwendigen Formalitäten und Zeremonien — das Verlesen des Testaments, Abschätzung des Besitztums, Verteilung der Legate — wurden sozusagen über den Kopf des noch Unmündigen hinweg Bestimmungen getroffen. Jolyon wurde eingeäschert. Auf seinen speziellen Wunsch sollte niemand dieser Zeremonie beiwohnen oder Schwarz für ihn tragen. Von seinem Vermögen, das in mancher Hinsicht durch das Testament des alten Jolyon eingeschränkt war, hatte er für seine Witwe Robin Hill nebst zweitausendfünfhundert Pfund im Jahr auf Lebenszeit bestimmt. Abgesehen davon war in diesen beiden Testamenten auf etwas komplizierte Weise Vorsorge getroffen, für jedes der drei Kinder Jolyons für jetzt und in Zukunft gleiche Teile an dem Vermögen ihres Vaters und Großvaters zu sichern, nur sollte Jon, als männlicher Erbe, zu einundzwanzig Jahren die Verfügung über sein Vermögen erhalten, während June und Holly nur die Zinsen des ihrigen zugeordnet waren, damit ihren Kindern einst das Kapital zufallen konnte. Wenn sie keine Kinder hatten, sollte alles auf Jon übergehen, falls er sie überlebte, und da June fünfzig war und Holly beinahe vierzig, war anzunehmen, daß Jon, abgesehen von der Grausamkeit der Einkommensteuer, ebenso wohlhabend sein würde wie sein Großvater,

als er starb. All das bedeutete nichts für Jon, und wenig für seine Mutter. June erledigte alles Notwendige für ihren Vater, der seine Angelegenheiten in vollkommenster Ordnung hinterlassen hatte. Als sie wieder fort war und die beiden allein in dem großen Hause blieben, allein mit dem Tod, der sie einander näherte, und der Liebe, die sie voneinander trennte, verbrachte Jon sehr qualvolle Tage, da er im geheimen voll Widerwillen und enttäuscht über sich selbst war. Seine Mutter blickte ihn zuweilen mit so geduldiger Traurigkeit und doch voll instinktiven Stolzes an, als wolle sie ihren Widerstand verbergen. Wenn sie lächelte, quälte es ihn, weil er dies Lächeln so mißmutig und unnatürlich erwiderte. Er verurteilte oder verdamnte sie nicht — das lag ihm ganz fern — nicht einmal der Gedanke daran war ihm gekommen. Nein, er war mißmutig und unnatürlich, weil er ihretwegen nicht haben konnte, was er wünschte. An etwas fand er Trost, das mit dem Beruf seines Vaters zusammenhing, das June jedoch nicht anvertraut werden konnte, obwohl sie sich dazu angeboten hatte. Sowohl Jon wie seine Mutter hatten die Empfindung, daß, wenn sie die unausgestellten Zeichnungen und unvollendeten Sachen mit sich nahm, die Arbeiten seines Vaters bei Paul Post und andern Besuchern ihres Ateliers so eisige Aufnahme finden würden, daß selbst das Gefühl dafür in ihrem warmen Herzen bald erkalten mußte. Trotz ihres veralteten Niveaus waren die Arbeiten gut in ihrer Art, und sie konnten den Gedanken, sie verworfen und lächerlich gemacht zu sehen, nicht ertragen. Eine Sonderausstellung seiner Arbeiten war die kleinste Ehrenbezeugung, die sie ihm, den sie liebten, erweisen konnten, und mit der Vorbereitung dazu verbrachten sie manche Stunde zusammen. Jons Respekt vor seinem Vater hatte sich außerordentlich gesteigert. Diese Durch-

sicht offenbarte ihm die ruhige Ausdauer, mit der er ein mittelmäßiges Talent in etwas wirklich Individuelles umgewandelt hatte. Es war eine ganze Menge von Arbeiten da, die ein beständiges Wachsen an Tiefe und einen seltenen Reichtum an Phantasie verriet. Nichts davon freilich ging sehr tief oder erreichte große Höhe — aber wie die Arbeiten waren, atmeten sie Gründlichkeit, Bewußtheit und Vollkommenheit. Und wenn er daran dachte, wie sein Vater sich völlig fern von jeder ‚Richtung‘ oder Selbstgefälligkeit gehalten, an die ironische Bescheidenheit, mit der er immer von seinen eigenen Anstrengungen gesprochen, sich stets einen ‚Amateur‘ genannt hatte, mußte Jon sich sagen, daß er seinen Vater eigentlich nicht recht gekannt hatte. Sich selbst ernst zu nehmen, doch nie andere dadurch zu langweilen, daß er es sich anmerken ließ, schien sein oberster Grundsatz gewesen zu sein. Es war etwas darin, das den Knaben nachdenklich machte, und er stimmte der Mutter von Herzen zu, als sie sagte: ‚Er war wirklich ein feiner Mensch, und es war ihm bei allem, was er vornahm, unmöglich, nicht an andere zu denken. Und faßte er einen Entschluß, der ihnen zuwiderlief, so tat er es so schonend wie möglich — nicht wie andere in dieser Zeit, nicht wahr? Zweimal in seinem Leben war er genötigt, allem Widerstand entgegenzusetzen, allein es machte ihn nie bitter.‘ Jon sah Tränen über ihr Gesicht rollen, das sie sogleich von ihm abwandte. Sie sprach so wenig über ihren Verlust, daß er zuweilen gedacht hatte, sie fühle ihn nicht sehr. Jetzt, als er sie anschaute, empfand er, wie weit entfernt er von der Beherrschtheit und Würde seiner Mutter und seines Vaters war. Leise trat er zu ihr und legte den Arm um ihre Taille. Sie küßte ihn flüchtig, aber fast mit einer gewissen Leidenschaft, und ging aus dem Zimmer.

Das Atelier, wo sie die Sachen sortiert und mit Aufschriften versehen hatten, war einst Hollys Schulzimmer gewesen, in dem sie sich ihren Seidenwürmern, getrocknetem Lavendel, der Musik und andern Unterrichtsgegenständen gewidmet hatte. Jetzt, Ende Juli, kam trotz der nach Norden und Osten gelegenen Fenster eine warme, einschläfernde Luft durch die längst verblichenen lila Leinenvorhänge. Um den einstigen Glanz des Raumes, der, von seinem Herrn verlassen, einem gemähten, verdorrten Felde glich, ein wenig wieder herzustellen, hatte Irene eine Schale mit roten Rosen auf den mit Farbe befleckten Tisch gestellt. Dies und Jolyons Lieblingskatze, die noch an dem verlassenem Aufenthaltsort hing, waren die Zierden dieses unordentlichen, traurigen Arbeitsraums. Jon, der an dem Nordfenster stand und die rätselhaft mit dem Duft warmer Erdbeeren gewürzte Luft einatmete, hörte ein Auto vorfahren. Wieder die Anwälte, irgend eines Unsinns wegen! Weshalb tat der Duft einem so weh? Und woher kam er nur — es waren keine Erdbeerbeete an dieser Seite des Hauses. Instinktiv nahm er ein zerknülltes Stück Papier aus der Tasche und schrieb einige abgerissene Worte darauf. Eine Wärme begann sich in seiner Brust zu verbreiten, er rieb sich die Hände. Und plötzlich hatte er dies entworfen:

Erklänge doch in mir ein kleines Lied —
Ein kleines Lied, zu säntigen mein Herz!
Dann will ich nur von kleinen Dingen singen,
Vom Wasserplätschern, von beschwingten Schwingen,
Vom Löwenzahn, wenn er in Blüte steht,
Vom Regentropfen, der im Sturz verweht,
Vom Vogelzwitzern und vom Katzenschnurren,
Vom Gräserrauschen und Insektensurren,
Vom Wind, der wild durch Bäum' und Sträucher fährt.

Von all den Lauten, die ich je gehört,
Mög' mein Gedicht so fein und leicht gelingen,
So zart wie Blüten und der Flug von Schmetterlingen.

Erklinge nun in mir du kleines Lied
Und bringe Ruhe meinem armen Herz!

Er murmelte es am Fenster nochmals vor sich hin, als er seinen Namen rufen hörte, und, als er sich umwandte, Fleur erblickte. Bei dieser überraschenden Erscheinung machte er erst keine Bewegung und gab keinen Ton von sich, während ihr klarer strahlender Blick sein Herz entzückte. Dann trat er an den Tisch und sagte: „Wie hübsch von dir, zu kommen!“ worauf er sie zurückweichen sah, als hätte er etwas nach ihr geworfen.

„Ich fragte nach dir,“ sagte sie, „und man wies mich hier herauf. Aber ich kann ja wieder gehen.“

Jon umklammerte den mit Farbe befleckten Tisch. Ihr Gesicht und die Gestalt in dem duftigen Kleide photographierten sich mit so erschreckender Lebhaftigkeit auf seine Netzhaut, daß er sie noch hätte sehen müssen, wenn sie in den Boden gesunken wäre.

„Ich weiß, daß ich dich belog, Jon. Aber ich tat es aus Liebe.“

„Ja, o ja! Das macht ja nichts!“

„Ich beantwortete deinen Brief nicht. Welchen Zweck hatte das — es war ja nichts zu beantworten. Anstatt dessen wollte ich dich lieber sehen.“ Sie streckte beide Hände aus und Jon ergriff sie über den Tisch hinweg. Er versuchte, etwas zu sagen, aber seine ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, ihren Händen nicht weh zu tun. Die seinen fühlten sich so hart an und ihre so weich. Sie sagte beinahe trotzig:

„Diese alte Geschichte — war sie denn so furchtbar?“

„Ja.“ Auch in seiner Stimme war ein Anflug von Trotz. Sie zog ihre Hände fort. „Ich glaube nicht, daß Söhne auch heutzutage an den Schürzenbändern ihrer Mütter hängen.“

Jons Kinn hob sich, als hätte ein Schlag es getroffen.

„Ach! Jon! So meinte ich es nicht. Wie schrecklich, so etwas zu sagen!“ Sie kam rasch dicht zu ihm hin. „Jon, Lieber, ich meinte es nicht so.“

„Schon gut!“

Sie hatte ihm ihre Hände auf die Schulter gelegt und ihre Stirn darauf; der Rand ihres Hutes berührte seinen Hals, und er fühlte ihn beben. Allein wie gelähmt gab er keine Antwort. Sie ließ seine Schulter los und wandte sich ab.

„Gut, ich werde gehen, wenn du mich nicht willst. Aber ich hätte nie gedacht, daß du mich aufgeben würdest.“

„Das habe ich auch nicht getan,“ rief Jon, der plötzlich wieder zu sich kam. „Ich kann es nicht. Ich werde nochmals einen Versuch machen.“

Ihre Augen glänzten, sie schwankte auf ihn zu. „Jon — ich liebe dich! Gib mich nicht auf! Wenn du es tust, weiß ich nicht — ich bin so verzweifelt. Was hat diese Vergangenheit denn zu sagen — im Vergleich zu d i e s e m?“

Sie hängte sich an ihn. Er küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihre Lippen. Doch während er sie küßte, sah er die Bogen jenes Briefes auf den Boden seines Schlafzimmers fallen — sah seines Vaters weißes Gesicht — seine Mutter davor knien. Fleurs Flüstern: „Bringe sie dazu! Versprich! O! Jon, versuche es!“ klang kindisch in seinem Ohr. Er fühlte sich sonderbar alt.

„Ich verspreche es!“ murmelte er. „Nur du verstehst es nicht.“

„Sie will uns unser Leben verderben, nur weil — — —“

„Ja, weswegen?“

Wieder diese Herausforderung in seiner Stimme, und sie antwortete nicht. Ihre Arme umschlangen ihn enger, und er erwiderte ihre Küsse; doch selbst als er nachgab, arbeitete das Gift in ihm, das Gift des Briefes. Fleur wußte nicht — sie verstand nicht — sie beurteilte seine Mutter falsch, sie kam aus dem Lager des Feindes! So reizend und er liebte sie so — doch selbst in ihrer Umarmung vermochte er die Erinnerung an die Worte Hollys: ‚Ich glaube, daß ‚Haben‘ eine große Rolle bei ihr spielt,‘ und die seiner Mutter, ‚Mein lieber Junge, denke nicht an mich, denke an dich selbst!‘ nicht auszulöschen.

Als sie wie ein leidenschaftlicher Traum gegangen war und ihr Bild auf seiner Netzhaut, ihre Küsse auf seinen Lippen gelassen hatte, und solch einen Schmerz in seinem Herzen, lehnte Jon am Fenster und hörte sie mit dem Auto davonfahren. Noch immer der Duft wie von warmen Erdbeeren, immer noch die leisen Sommerlaute, die sein Lied hervorgerufen, immer noch all die Verheißung von Jugend und Glück in dem seufzenden, fließenden, flatternden Juli — die sein Herz zerrissen; das Verlangen in ihm so stark; die Hoffnung wach in ihm und doch mit niedergeschlagenen Augen, wie beschämt. Die elende Aufgabe vor ihm! War Fleur verzweifelt — so war er es auch — als er da die Pappeln schwanken, die weißen Wolken vorüberziehen sah und das Sonnenlicht auf dem Rasen beobachtete.

Er wartete bis zum Abend, bis nach ihrem schweigsamen Mahl, bis die Mutter ihm vorgespielt hatte — und immer noch wartete er, denn er fühlte, daß sie wußte, was er hinausshob. Sie küßte ihn und ging nach oben, aber immer noch zögerte er, beobachtete das Mondlicht und die Motten, und das Unwirkliche der sich leise wandelnden Färbung der

Sommernacht. Er hätte alles darum gegeben, die Vergangenheit wieder zurückrufen zu können — nur die Zeit vor drei Monaten; oder weit voraus zu sein, Jahre, in der Zukunft. Die Gegenwart mit ihrer düsteren Grausamkeit einer Entscheidung nach dieser oder jener Seite schien unmöglich. Er begriff jetzt so viel lebhafter, was seine Mutter empfand, als anfangs; als habe die Erzählung in dem Briefe einen giftigen Keim in ihn gelegt, der ihn förmlich zu fieberhafter Parteinahme zwang, so daß er wirklich fühlte, wie sich zwei Lager gebildet hatten, das seiner Mutter und seins — Fleurs und das ihres Vaters. Mochte sie tot sein, die alte Geschichte von Besitz und Feindseligkeit, aber tote Dinge wirken vergiftend, bis die Zeit sie aus dem Wege räumt. Sogar seine Liebe war angesteckt davon, nicht mehr so voll Illusionen, viel irdischer, und lauernd regte sich der tückische Verdacht, daß Fleur wie ihr Vater, vielleicht nur besitz en wollte; nicht deutlich, nur ganz verstohlen, seiner unwürdig, schlich er sich ein, die Inbrunst seiner Erinnerung zu bedrohen, mit seinem Atem die Lebhaftigkeit und Anmut des holden Antlitzes und ihrer Gestalt zu trüben — ein Verdacht, nicht wirklich genug, ihn von seinem Vorhandensein zu überzeugen, aber wirklich genug, einen unerschütterlichen Glauben zu zerstören. Und ein unerschütterlicher Glaube war für Jon, den noch nicht Zwanzigjährigen, das Wesentliche. Er besaß noch den Eifer der Jugend, mit beiden Händen zu geben, mit keiner zu nehmen — liebevoll jemand zu beschenken, der, wie er, impulsive Großmut besaß. Sicherlich hatte sie die! Er erhob sich von seinem Fensterplatz und wanderte in dem großen, grauen, geisterhaften Raum umher, dessen Wände mit silbrigem Segeltuch gespannt waren. Dies Haus war, wie sein Vater in seinem Totenbettbrief sagte — für seine Mutter gebaut worden, um

darin mit — Fleurs Vater zu leben! Er streckte seine Hand im Halbdunkeln aus, wie um die Schattenhand des Toten zu ergreifen. Er ballte sie zur Faust, versuchte, die dünnen Finger seines Vaters zu fühlen, sie zu drücken und ihm zu versichern, daß er — er auf seiner Seite war. Tränen, die er zurückhielt, machten seine Augen trocken und heiß. Er ging zurück ans Fenster. Es war wärmer, nicht so unheimlich, tröstlicher draußen, wo der Mond golden hing, in drei Tagen mußte er voll sein; der Friede der Nacht war ihm ein Trost. Wenn nur er und Fleur einander auf einer öden Insel begegnet wären, ohne eine Vergangenheit — und die Natur ihr Heim! Jon hatte noch eine große Vorliebe für öde Inseln, wo Brotfrüchte wuchsen und das Wasser blau über den Korallen war. Die Nacht war tief, war frei — sie hatte etwas Verführerisches, war eine Lockung, eine Verheißung, eine Zuflucht vor Wirren und Liebe! Ein Muttersöhnchen, das an den Rücken seiner Mutter hing — —! Seine Wangen brannten. Er schloß das Fenster, zog die Vorhänge zu, löschte das Licht aus und ging nach oben.

Die Tür seines Zimmers war offen, das Licht angedreht, seine Mutter, noch in ihrem Abendkleid, stand am Fenster. Sie wandte sich um und sagte:

„Setze dich, Jon, laß uns mit einander reden.“ Sie setzte sich auf den Fensterplatz, Jon auf sein Bett. Ihr Profil war ihm zugewandt, und die Schönheit und Anmut ihrer Gestalt, die zarte Linie der Brauen, die Nase, der Hals, die fremdartige und beinah abgeklärte Vornehmheit in ihr rührten ihn. Seine Mutter gehörte nie zu ihrer Umgebung. Sie kam gleichsam von irgendwoher hinein! Was wollte sie ihm sagen, der selbst so viel auf dem Herzen hatte?

„Ich weiß, daß Fleur heute hier gewesen ist. Es überrascht mich nicht.“ Es war, als hätte sie hinzugefügt: „Sie

ist die Tochter ihres Vaters! Und Jons Herz verhärtete sich. Irene fuhr ruhig fort:

„Ich habe Vaters Brief. Ich hob ihn neulich auf und behielt ihn. Willst du ihn wiederhaben, Lieber?“

Jon schüttelte den Kopf.

„Ich hatte ihn natürlich gelesen, bevor er ihn dir gab. Er ist meiner Schuld nicht ganz gerecht geworden.“

„Mutter!“ kam es von Jons Lippen.

„Er stellte es sehr liebevoll dar, aber ich weiß, daß ich etwas Furchtbares tat, als ich Fleurs Vater ohne Liebe heiratete. Eine unglückliche Ehe, Jon, kann, ganz abgesehen von dem eigenen, solche Verheerung im Leben anderer anrichten. Du bist furchtbar jung, mein Liebling, und ungeheuer liebevoll. Glaubst du, daß es dir möglich sein würde, mit diesem Mädchen glücklich zu sein?“

Auf ihre dunkeln Augen starrend, die durch den Schmerz jetzt noch dunkler schienen, erwiderte Jon:

„Ja, o ja — wenn du es wärst!“

Irene lächelte.

„Bewunderung der Schönheit und Verlangen nach Besitz ist nicht Liebe. Wenn dein Fall dem meinen gliche, Jon — wo das Tiefste verschüttet ist; im Fleisch vereint, und geistig im Kampf!“

„Warum sollte es das, Mutter? Du denkst, sie müsse sein wie ihr Vater, aber das ist sie nicht. Ich habe ihn gesehen.“

Wieder kam das Lächeln auf Irenens Lippen, und in Jon bebte etwas; es lag solche Ironie und soviel Erfahrung darin.

„Du bist der Gebende, Jon, und sie die Nehmende.“

Wieder dieser unwürdige Zweifel, wieder die spukende Ungewißheit! Er sagte heftig:

„Das ist sie nicht — das ist sie nicht! Nur kann ich es

nicht ertragen, dich unglücklich zu machen, Mutter, wo Vater jetzt —“ Er schlug mit den Fäusten an die Stirn. Irene erhob sich.

„Ich sagte dir neulich in der Nacht, du solltest dich um mich nicht kümmern. Ich meinte es auch. Denke an dich selbst und an dein Glück! Ich kann ertragen, was noch kommt. Ich habe es selbst über mich gebracht.“

Wieder brach das Wort „Mutter“ von Jons Lippen.

Sie kam zu ihm herüber und legte die Hände auf die seinen.

„Schmerzt dein Kopf, Liebling?“

Jon schüttelte ihn. Was er fühlte, saß in der Brust — es war wie ein Zerreißen des Gewebes darin durch die beiden Lieben.

„Ich werde dich immer in gleicher Weise lieben, Jon, was du auch tun magst. Du wirst nichts einbüßen.“ Sie strich ihm leise übers Haar und ging von ihm.

Er hörte die Tür schließen, warf sich aufs Bett und lag atemlos, mit einem schrecklichen Gefühl im Herzen da, das er zu unterdrücken suchte.

SIEBENTES KAPITEL

Botschaft

Als Soames um die Teezeit nach ihr fragte, erfuhr er, daß Fleur seit zwei Uhr mit dem Auto fort war. Drei Stunden! Wohin war sie gefahren? Nach London, ohne ihm ein Wort zu sagen? Er hatte sich mit den Autos nie recht versöhnen können. Als der geborene Empiriker, oder Forsyte, der er war, hatte er sie im Prinzip begrüßt, da er jedes Sympton des Fortschritts billigte, wenn er fand, daß anders nicht mehr auszukommen war. Eigentlich aber sah er sie als rasende, ungestalte, übelriechende Dinger an. Annettens wegen hatte er eins anschaffen müssen — einen Rollhard mit perlgrauen Polstern, elektrischem Licht, kleinen Spiegeln, Schalen für die Zigarettenasche, Blumenvasen — alles mit einem Geruch von Maschinöl und stark duftender Stephanotis — und betrachtete es, wie er seinen Schwager Montague Dartie zu betrachten gepflegt. Das Ding war typisch für alles, das flott, unsicher und schmierig unter der Oberfläche des modernen Lebens war. Wie das moderne Leben flotter, lockerer und jünger wurde, wurde Soames älter, bedächtiger und im Denken und Sprechen seinem Vater immer ähnlicher. Er merkte es beinahe selbst. Der Gang der Dinge und ihr Fortschritt gefiel ihm immer weniger, es war auch etwas Prahlerisches an so einem Auto, das er bei der herrschenden Arbeiterstimmung für aufreizend hielt. Bei einer Gelegenheit hatte Sims, dieser Bursche, sein Chauffeur, einen Hund, den einzigen festen Besitz eines

Arbeiters, überfahren. Soames hatte das Benehmen des Eigentümers nicht vergessen, wo doch nicht viele Leute angehalten hätten, die Sache wieder gut zu machen. Es tat ihm leid um das Tier, und er wäre völlig bereit gewesen, seine Partei gegen das Auto zu nehmen, wenn der Grobian nicht so unverschämt gewesen wäre. Vier Stunden wurden bald fünf, und noch immer keine Fleur. All die alten Autoerfahrungen, die er persönlich und als Anwalt gemacht, ballten sich in ihm zusammen, und ein drückendes Gefühl in der Herzgrube beunruhigte ihn. Um sieben telephonierte er an Winifred. Nein! Fleur war nicht in der Green Street gewesen. Wo konnte sie nur sein? Visionen von seiner geliebten Tochter, in ihre hübschen Plisséeröcke gewickelt, durch einen schrecklichen Unglücksfall mit Blut und Staub beschmutzt, begannen ihn heimzusuchen. Er ging in ihr Zimmer und spähte unter ihren Sachen. Sie hatte nichts mitgenommen — keinen Koffer, keinen Schmuck. Und obwohl dies einerseits eine Erleichterung war, erhöhte es seine Furcht vor einem Unfall. Es war entsetzlich, allein und hilflos zu sein, wenn man sein Liebstes vermißt, namentlich wo er es nicht ertragen konnte, öffentlich irgendwie Aufsehen zu erregen! Was sollte er tun, wenn sie bei Anbruch der Nacht nicht zurück war?

Ein Viertel vor acht hörte er das Auto. Ein schwerer Stein war ihm vom Herzen genommen, er eilte hinunter. Sie stieg eben aus — sah blaß und müde aus, aber sonst war alles in Ordnung. Er erwartete sie in der Halle.

„Du hast mich erschreckt. Wo bist du gewesen?“

„In Robin Hill. Es tut mir leid, Vater. Ich mußte hin, ich erzähle es dir nachher,“ und mit einem flüchtigen Kuß lief sie die Treppe hinauf.

Soames wartete im Wohnzimmer. In Robin Hill! Was bedeutete das?

Beim Essen, das die Anwesenheit des Butlers erforderte, konnten sie über dieses Thema nicht sprechen. Die Qualen, die Soames durchgemacht, die Erleichterung, die er empfand, sie sicher wieder zu haben, schwächten seine Macht, zu verdammen, was sie getan, oder sich dem zu widersetzen, was sie tun wollte; er wartete gespannt auf ihre Enthüllungen. Das Leben war sehr sonderbar. Er war jetzt fünfundsechzig und hatte die Dinge nicht fester in der Gewalt, als wenn er nicht vierzig Jahre damit zugebracht hätte, Sicherheiten zu schaffen — immer gab es etwas, mit dem nicht zurechtzukommen war! In der Tasche seines Jacketts war ein Brief von Annette. Sie wollte in vierzehn Tagen zurückkommen. Er wußte nichts von dem, was sie da draußen trieb. Und er war froh, daß er nichts davon wußte. Ihre Abwesenheit war eine Erleichterung gewesen. Aus den Augen hieß hier aus dem Sinn! Und nun kam sie zurück. Neue Plagen! Und Bolderbys ‚Old Crome‘ war verkauft — Dumetrius hatte es bekommen — weil er nach Empfang des anonymen Briefes nicht mehr daran gedacht hatte. Heimlich bemerkte er den abgespannten Ausdruck im Gesicht seiner Tochter, als starre auch sie auf ein Bild, das sie nicht kaufen konnte. Er wünschte sich beinah den Krieg zurück. Damals schienen Qualen nicht ganz so quälend. An der Zärtlichkeit ihrer Stimme, dem Ausdruck ihres Gesichtes erkannte er, daß sie etwas von ihm wollte, und war unsicher, ob es klug von ihm wäre, es ihr zu geben. Er schob seinen Nachtschisch ungegessen zurück und rauchte sogar eine Zigarette mit ihr.

Nach dem Essen setzte sie das Klavier in Gang. Und er fürchtete das Schlimmste, als sie sich auf einen Schemel vor ihm setzte und ihre Hand auf die seine legte.

„Liebster, sei gut zu mir. Ich mußte Jon sehen — er hatte mir geschrieben. Er will versuchen, was er mit seiner

Mutter tun kann. Aber ich habe es mir überlegt. Es liegt eigentlich in deiner Hand, Vater. Wenn du sie überzeugen könntest, daß wir keineswegs im Sinne haben, die Vergangenheit wieder heraufzubeschwören! Daß ich die Deine bleibe, und Jon der Ihre, daß du ihn oder sie niemals zu sehen brauchtest, und sie niemals mich oder dich. Nur du könntest sie davon überzeugen, Lieber, weil nur du es versprechen könntest. Man kann nichts für andere versprechen. Es wäre dir doch gewiß nicht zu peinlich, sie nur dies eine Mal zu sehen — wo Jons Vater jetzt tot ist?“

„Zu peinlich?“ wiederholte Soames. „Die ganze Sache ist widersinnig.“

„Ich glaube,“ sagte Fleur, ohne aufzublicken, „im Grunde wäre es dir nicht unangenehm, sie zu sehen.“

Soames schwieg. Ihre Worte hatten eine zu tiefe Wahrheit ausgedrückt, als daß er es zugeben konnte. Sie schob ihre Finger zwischen die seinen — sie schmiegt sich heiß, schlank und eifrig an sie. Dies Kind würde mit dem Kopf durch die Wand rennen!

„Was soll ich tun, wenn du es nicht willst, Vater?“ sagte sie sehr sanft.

„Ich will alles für dein Glück tun,“ sagte Soames, „aber dies wäre kein Glück für dich.“

„O! doch, doch!“

„Es würde nur alles wieder aufrühren,“ sagte er finster.

„Aber es ist ja schon alles aufgerührt. Hier handelt es sich darum, sie zu beruhigen. Sie fühlen zu machen, daß es unser Leben ist, und nichts mit dem ihren oder deinem zu tun hat. Du kannst es tun, Vater, ich weiß, du kannst es.“

„Du weißt sehr viel,“ war Soames' mürrische Antwort.

„Wenn du willst, werden Jon und ich ein Jahr warten — zwei Jahre, wenn du willst.“

„Mir scheint,“ sagte Soames, „daß dir nichts daran liegt, was ich fühle.“

Fleur drückte seine Hand an ihre Wange.

„Doch, Lieber. Aber du wirst mich doch nicht schrecklich unglücklich sehen wollen.“ Wie sehr sie schmeichelte, ihren Willen durchzusetzen! Mit aller Macht versuchte er zu glauben, daß sie ihn wirklich liebte — er war nicht sicher — war nicht sicher. Ihre ganze Liebe gehörte diesem Jungen! Weshalb sollte er ihr helfen, diesen Jungen zu bekommen, der ihre Liebe für ihn selbst tötete? Weshalb sollte er? Nach den Gesetzen der Forsytes war es töricht! Man hatte nichts davon — nichts! Sie diesem Jungen zu geben! Sie ins Lager des Feindes zu lassen, unter den Einfluß jener Frau, die ihn so tief verletzt hatte! Langsam — unweigerlich — würde er diese Blume seines Lebens verlieren! Und plötzlich merkte er, daß seine Hand naß war. Sein Herz schlug schmerzhaft. Er konnte sie nicht weinen sehen. Rasch legte er die andere Hand auf die ihre, und auch darauf fiel eine Träne. Es ging so nicht weiter! „Still, still,“ sagte er, „ich will tun, was ich kann. Komm her, komm!“ Wenn sie es zu ihrem Glücke brauchte — mußte sie es eben haben, er konnte sich nicht weigern, ihr zu helfen. Und um zu verhüten, daß sie ihm etwa dankte, stand er auf und ging an das Klavier — das solchen Lärm machte! Als er herantrat, hörte es mit leisem Summen auf. Er mußte an den Musikkasten seiner Kinderstubentage denken. An ‚The Harmonious Blacksmith‘ und ‚Glorious Port‘ — dieser Kasten war ihm immer schrecklich gewesen, wenn seine Mutter ihn an Sonntagnachmittagen hatte spielen lassen. Hier war er wieder — dasselbe Ding, nur größer,

teurer, und jetzt spielte er ‚The Wild, Wild Women‘ und ‚The Policemans Holyday‘, aber er ging nicht mehr in schwarzem Samt mit einem himmelblauen Kragen. ‚Profond hatte recht,‘ dachte er, ‚es ist nichts daran! Wir schreiten alle dem Grabe entgegen.‘ Und in Gedanken über diesen merkwürdig weisen Ausspruch ging er hinaus.

Er sah Fleur an diesem Abend nicht wieder. Beim Frühstück aber folgten ihre Augen ihm mit einem Flehen, dem er nicht entrinnen konnte — er hatte auch gar nicht die Absicht, es zu versuchen. Nein! Er hatte sich zu dem nervenaufreibenden Geschäft entschlossen. Er wollte nach Robin Hill hinaus — in das Haus der Erinnerungen. Eine angenehme Erinnerung — die letzte! Als er dort war, um den Vater des Knaben und Irene durch die drohende Scheidung von einander zu trennen. Er hatte seitdem oft gedacht, daß es ihren Bund noch gefestigt hatte. Und jetzt war er im Begriff, den Bund jenes Knaben mit seinem Mädchel zu festigen. ‚Ich weiß nicht, was ich verbochen habe,‘ dachte er, ‚daß mir solche Dinge auferlegt werden!‘ Er nahm den Zug nach London und von dort nach Robin Hill, und von der Station ging er zu Fuß den langen, ansteigenden Heckenweg, der noch immer ebenso war, wie er ihn seit dreißig Jahren in Erinnerung hatte. Merkwürdig — so nahe bei London! Offenbar gab es hier jemand, der an dieser Gegend hing. Dieser Gedanke beruhigte ihn, als er da langsam zwischen den Hecken hinschritt, um sich nicht zu erhitzen, obgleich es frostig genug war. Schließlich war Land, was man auch sagen mochte, doch etwas Reelles, es ändert sich nicht. Land und gute Bilder! Der Wert mochte ein wenig schwanken, im ganzen genommen aber stieg er beständig — es lohnte, sie zu behalten in einer Welt, wo es soviel Unreelles gab wie billiges Bauen, wechselnde Moden

und solch ein ‚Heut rot, morgen tot‘-Geist. Die Franzosen hatten vielleicht recht mit ihrem Bauernlandgut, wenn er auch sonst keine hohe Meinung von ihnen hatte. Sein eigenes Stückchen Land! Das war etwas Solides! Er hatte Bauerngutsbesitzer als dickköpfige Gesellen beschreiben hören; hatte den jungen Mont seinen Vater einen dickköpfigen ‚Morningposter‘ nennen hören — ein respektloser Bursche. Allein es gab schlimmere Dinge als dickköpfig zu sein oder die ‚Morning Post‘ zu lesen. Da war Profond und seine Sippschaft, und all diese Arbeitervertreter und großmäuligen Politiker, und ‚Wild, Wild Women‘! Eine Menge schlimmer Dinge! Und plötzlich überkam Soames ein Gefühl der Schwäche, ihm ward heiß und er schwankte. Es war nur Nervosität vor der Begegnung, die ihm bevorstand! Tante Juley hätte gesagt, seine Nerven wären in einer wahren ‚fatigue‘. Er konnte das Haus jetzt zwischen den Bäumen sehen, das Haus, dessen Bau er bewacht hatte, das für ihn und diese Frau bestimmt war, die von einem so seltsamen Geschick betroffen, schließlich mit einem andern darin gelebt! Er begann an Dumetrius zu denken, an Darlehen und andere Arten von Kapitalsanlagen. Er durfte ihr nicht mit zitternden Nerven gegenüberreten, wo er eigentlich den Tag des Gerichts auf Erden wie im Himmel für sie repräsentierte, er, die Verkörperung rechtmäßigen Besitzes, der, vermenschlicht, rechtloser Schönheit entgegentrat. Seine Würde verlangte vollkommene Gelassenheit bei dieser Sendung, deren Zweck war, ihre Nachkommen mit einander zu vereinen, die, wenn diese Frau sich richtig benommen hätte, Bruder und Schwester hätten sein können. Die schreckliche Melodie ‚The Wild, Wild Women‘ kam ihm nicht aus dem Sinn, sehr sonderbar, denn Melodien pflegten bei ihm sonst nicht haften zu bleiben. Als er an den Pap-

peln vor dem Hause vorüberkam, dachte er: „Wie sie gewachsen sind, ich habe sie gepflanzt!“

Ein Mädchen öffnete auf sein Läuten.

„Wollen Sie sagen — Mr. Forsyte, in einer besonderen Angelegenheit.“

Wenn sie merkte, wer er war, würde sie ihn wahrscheinlich nicht empfangen. „Beim Himmel!“ dachte er und raffte sich zusammen für den kommenden Stoß. „Es ist doch eine vertrackte Geschichte!“

Das Mädchen kam zurück. „Ob der Herr sein Anliegen nicht nennen könne?“

„Sagen Sie, es betreffe Mr. Jon,“ sagte er.

Und wieder war er allein in dieser Halle mit dem Bassin aus grauweißem Marmor, das ihr erster Geliebter entworfen hatte. Ah! Sie war von einer schlimmen Sorte — hatte zwei Männer geliebt, und nicht ihn! Er durfte das nicht vergessen, wenn er ihr jetzt gegenübertrat. Und plötzlich sah er sie in dem sich öffnenden Spalt zwischen den langen, purpurnen Vorhängen, schwankend, als zögere sie; die alte, vollkommene Haltung und Linie, der alte, dunkeläugige, erschreckende Ernst, die alte, abwehrende Stimme: „Bitte, komm weiter.“

Er ging durch die Öffnung. Wie in der Bildergalerie und in der Konditorei, fand er sie auch jetzt noch schön. Und es war das erste Mal — das allererste — seit er sie vor sechsunddreißig Jahren geheiratet hatte, daß er, ohne das gesetzliche Recht, sie sein zu nennen, zu ihr sprach. Sie war nicht in Schwarz — eine der radikalen Ideen jenes Menschen vermutlich.

„Bitte mein Kommen zu verzeihen,“ sagte er finster, „aber diese Angelegenheit muß irgendwie geordnet werden.“

„Willst du nicht Platz nehmen?“

„Nein, danke.“

Zorn über seine schiefe Stellung, Ungeduld über das Zeremonielle zwischen ihnen, hielten ihn im Zaume, und die Worte kamen abgerissen heraus:

„Es ist ein teuflisches Verhängnis, ich habe getan, was ich konnte, davon abzuraten. Eine wahnsinnige Idee von meiner Tochter, aber ich bin gewohnt, Nachsicht mit ihr zu haben, deshalb bin ich hier. Ich vermute, daß du deinen Sohn liebst.“

„Innig!“

„Nun, und?“

„Ich überlasse es ihm.“

Er hatte das Gefühl, hintergangen und verhöhnt zu sein. Immer — immer hatte sie ihn verhöhnt, selbst in jenen ersten Tagen ihrer Ehe.

„Es ist ein verrückter Einfall,“ sagte er.

„Das ist es.“

„Wenn du nur — —! Ja — sie hätten — —“ er vollendete den Satz ‚Bruder und Schwester sein und uns all dies ersparen können‘ nicht, aber er sah sie schaudern, als wenn er es gesagt hätte, und verletzt ging er ans Fenster hinüber. D o r t draußen waren die Bäume nicht gewachsen — sie konnten nicht, sie waren zu alt!

„So weit es mich betrifft,“ sagte er, „kannst du beruhigt sein. Ich wünsche weder dich, noch deinen Sohn zu sehen, falls diese Heirat zustande kommt. Junge Leute sind heutzutage — ganz unberechenbar. Aber ich ertrage es nicht, meine Tochter unglücklich zu sehen. Was soll ich ihr sagen, wenn ich zurückkomme?“

„Sage ihr, bitte, was ich dir sagte, es bleibt Jon überlassen.“

„Du widersetzt dich der Sache nicht?“

„Von ganzem Herzen, aber nicht mit Worten.“

Soames stand da und nagte an seinem Finger.

„Ich erinnere mich eines Abends — —“ sagte er plötzlich, und verstummte dann. Was war das — was war es nur in dieser Frau, das mit seinem Haß und seiner Verurteilung nicht in Einklang zu bringen war? „Wo ist dein Sohn?“

„Oben im Atelier seines Vaters, glaube ich.“

„Vielleicht könntest du ihn herunterbitten.“

Er beobachtete, wie sie klingelte und das Mädchen hereinkam.

„Bitte, sagen Sie Mr. Jon, daß ich ihn sprechen möchte.“

„Wenn es ihm überlassen bleibt,“ sagte Soames hastig, als das Mädchen gegangen war, „ist wahrscheinlich anzunehmen, daß diese unnatürliche Heirat zustande kommen wird; in diesem Falle werden Formalitäten notwendig sein. An wen habe ich mich zu wenden — an Herrings?“

Irene nickte.

„Du beabsichtigst nicht, mit ihnen zu leben?“

Irene schüttelte den Kopf.

„Was geschieht mit diesem Hause?“

„Es geschieht alles, wie Jon es wünscht.“

„Dies Haus,“ sagte Soames plötzlich. „Ich hatte Hoffnungen, als ich es bauen ließ. Wenn s i e darin wohnten — unsere Kinder! — Man sagt, es gebe eine Nemesis. Glaubst du daran?“

„Ja.“

„O! Wirklich!“

Er war vom Fenster zurückgekommen und hatte sich dicht neben Irene gestellt, die wie Zuflucht suchend in der Ausbuchtung ihres großen Flügels stand.

„Ich werde dich wahrscheinlich nicht wiedersehen,“ sagte

er langsam. „Willst du mir die Hand reichen“ — seine Lippen bebten, die Worte kamen ruckweise — „und die Vergangenheit tot sein lassen?“ Er streckte die Hand aus. Ihr blasses Gesicht ward noch blasser, ihre Augen ganz dunkel, sie waren unbeweglich auf die seinen gerichtet, ihre Hände hielt sie gefaltet vor sich. Er vernahm ein Geräusch und wandte sich um. Der Junge stand in der Öffnung des Vorhangs. Er sah sehr merkwürdig aus, kaum als der junge Bursche wiederzuerkennen, den er in der Galerie nahe der Cork Street gesehen hatte — verstört, starr, das Haar zerzaust, die Augen tief in ihren Höhlen. Soames machte eine Anstrengung und sagte mit einem Heben der Lippen, das nicht ganz ein Lächeln war und nicht ganz Hohn:

„Nun, junger Mann! Ich bin meiner Tochter wegen hier; es hängt hier alles von Ihnen ab — wie es scheint. Ihre Mutter legt die Sache in Ihre Hände.“

Der junge Mann fuhr fort, seine Mutter anzustarren und gab keine Antwort.

„Um meiner Tochter willen habe ich es über mich gebracht, herzukommen,“ sagte Soames. „Was soll ich ihr sagen, wenn ich zu ihr zurückkomme?“

Den Blick immer noch auf seine Mutter gerichtet, sagte der junge Mann ruhig:

„Sagen Sie Fleur, bitte, daß es keinen Zweck hat; ich muß handeln, wie mein Vater es gewünscht hat, bevor er starb.“

„Jon!“

„Laß gut sein, Mutter!“

Mit einer gewissen Verblüfftheit blickte Soames von einem zum andern, nahm dann seinen Hut und Schirm, die er auf einen Stuhl gelegt hatte, und ging auf den Vorhang zu. Der junge Mann trat zur Seite, um ihn vorbei zu lassen.

Er ging hindurch und hörte das Rascheln der Ringe, als die Vorhänge hinter ihm zugezogen wurden. Der Ton löste etwas in seiner Brust.

„Also, das wäre getan!“ dachte er und ging durch die Haustür.

ACHTES KAPITEL

Die wehmütige Melodie

Als Soames das Haus in Robin Hill verließ, brach die Sonne in nebliger Helligkeit durch das Grau dieses frostigen Nachmittags. Völlig absorbiert von der Landschaftsmalerei, hatte er selten ernstlich die Wirkungen der Natur draußen beachtet, war aber jetzt betroffen von dem schwermütigen Glanz — es war eine sieghafte Trauer, die zu seinem eigenen Gefühl paßte. Sieg in der Niederlage! Seine Sendung war umsonst gewesen! Aber er war diese Leute los, hatte seine Tochter wiedergewonnen, wenn auch auf Kosten — ihres Glückes. Was würde Fleur dazu sagen? Würde sie glauben, daß er getan, was er konnte? Und in dem Sonnenlicht, das auf den Ulmen, den Haselnußsträuchern, dem Holunder der Hecken und den unbebauten Feldern flimmerte, dachte Soames voll Besorgnis an Fleur. Es würde sie schrecklich aufregen! Er mußte an ihren Stolz appellieren. Der junge Mann hatte sie aufgegeben, sich zu der Partei der Frau erklärt, die vor langer Zeit ihren Vater aufgegeben hatte! Soames ballte die Hände. Ihn aufgeben, und warum? Was hatte sie an ihm auszusetzen gehabt? Und wieder empfand er das Unbehagen eines Menschen, der sich wie mit den Augen eines andern betrachtet — wie ein Hund, der zufällig im Spiegel sein Bild erblickt und verwirrt und geängstigt ist durch dessen Ungreifbarkeit.

Da er keine Eile hatte, nach Haus zu kommen, speiste

er im Klub in der Stadt. Während er eine Birne aß, kam ihm plötzlich der Gedanke, daß der junge Mann sich vielleicht nicht so entschieden hätte, wenn er nicht nach Robin Hill gekommen wäre. Er erinnerte sich des Ausdrucks in seinem Gesicht, als seine Mutter seine Hand zurückwies, die er ihr entgegengestreckt. Ein sonderbarer, törichter Gedanke! Hatte Fleur ihrer Sache genützt, als sie versuchte, sich Gewißheit zu verschaffen?

Um halb neun langte er zu Haus an. Während sein Auto durch den einen Torweg hineinfuhr, hörte er das knirschende Geräusch eines Motorrades, das durch das andere Tor hinausfuhr. Der junge Mont wahrscheinlich, also war Fleur nicht allein gewesen. Aber er ging mit schwerem Herzen hinein. Sie saß in dem crêmemfarbenen getäfelten Wohnzimmer, mit dem Ellbogen auf den Knien, das Kinn in die gefalteten Hände gestützt, vor einem weißen Kamelienstock, der den Kamin füllte. Der Blick auf sie, bevor sie ihn sah, erneute seine Besorgnis. Was sah sie zwischen den weißen Kamelien?

„Nun, Vater?“

Soames schüttelte den Kopf. Ihm versagten die Worte. Es war eine mörderische Aufgabe! Er sah ihre Augen sich weiten, ihre Lippen beben.

„Was? Was? Schnell, Vater!“

„Meine Liebe,“ sagte Soames. „Ich — ich tat mein Möglichstes, aber —“ Und wieder schüttelte er den Kopf.

Fleur lief zu ihm hin und legte eine Hand auf jede seiner Schultern.

„Sie?“

„Nein,“ murmelte Soames, „er. Ich sollte dir sagen, daß es keinen Zweck habe; er müsse handeln, wie sein Vater es wünschte, bevor er starb.“ Er umfing sie. „Komm, Kind,

laß dich nicht kränken durch sie. Sie sind deinen kleinen Finger nicht wert.“

Fleur riß sich von ihm los.

„Du hast nicht — du kannst es nicht versucht haben! Du — du betrügst mich, Vater!“

Bitter verletzt starrte Soames auf ihr leidenschaftlich verzerrtes Gesicht.

„Du hast es nicht versucht — hast es nicht getan — ich war eine Törin — ich glaube nicht, daß er das konnte — daß er das jemals könnte! Erst gestern hat er — —! Ach! Warum habe ich dich darum gebeten?“

„Ja,“ sagte Soames ruhig, „weshalb tatest du das? Ich verbarg meine Gefühle, ich tat für dich, was ich vermochte, gegen meine Überzeugung — und dies ist mein Lohn. Gute Nacht!“

Jeder Nerv in ihm zuckte und er ging auf die Tür zu. Fleur stürzte ihm nach.

„Er gibt mich auf? Meinst du das? Vater!“

Soames wandte sich um und zwang sich, zu sagen:

„Ja.“

„O!“ rief Fleur. „Was hast du denn getan — was kannst du in den alten Tagen denn getan haben?“

Das atemraubende Gefühl dieser ungeheuerlichen Ungerechtigkeit durchschnitt die Kraft, zu sprechen, in Soames' Hals. Was er getan hatte! Was hatten sie ihm getan! Und mit völlig unbewußter Würde legte er die Hand auf die Brust und schaute sie an.

„Es ist eine Schande!“ rief Fleur leidenschaftlich.

Soames ging hinaus. Langsam und eisig stieg er zu seiner Bildergalerie hinauf und wandelte unter seinen Schätzen umher. Es war schmachlich! O! Schmachlich! Sie war verwöhnt! Ach, und wer hatte sie verwöhnt? Er blieb vor

der Goyakopie stehen. In allem gewöhnt, ihren eigenen Willen zu haben! Blume seines Lebens! Und nun, da sie ihn nicht haben konnte! Er ging ans Fenster, um Luft zu schöpfen. Das Tageslicht war im Erlöschen, der Mond ging auf, golden hinter den Pappeln! Was für ein Ton war das? War es möglich? Der Klavierkasten! Eine schwermütige Melodie, mit Lärm und Spektakel! Sie hatte es aufgezogen — was für ein Trost konnte ihr das sein? Seine Augen sahen eine Bewegung drüben auf dem Rasenplatz unter dem Gitter mit Kletterrosen und den jungen Akazienbäumen, auf die das Mondlicht fiel. Das war sie, auf und nieder wandelnd. Sein Herz zog sich schmerzhaft zusammen. Was würde sie tun unter diesem Schlag? Wie konnte er es sagen? Was wußte er denn von ihr — er hatte sie nur geliebt sein Leben lang — hatte sie als seinen Augapfel betrachtet! Er wußte nichts — hatte keine Ahnung. Da war sie — und die schwermütige Melodie — und der schimmernde Fluß im Mondschein!

„Ich muß hinuntergehen,“ dachte er.

Er eilte ins Wohnzimmer hinunter, das noch erleuchtet war, wie er es verlassen hatte — das Klavier trommelte den Walzer oder Foxtrott oder wie sie es sonst nennen mochten —, und ging auf die Veranda hinaus.

Wo konnte er sie beobachten, ohne daß sie ihn sah? Er stahl sich durch den Obstgarten zum Bootshaus hinunter. Jetzt war er zwischen ihr und dem Fluß, und ihm ward leichter ums Herz. Sie war seine Tochter und Annettens — sie würde nichts Törichtes tun; doch — man konnte nicht wissen! Von dem Bootshausfenster aus konnte er die letzte Akazie sehen und den Schwung ihres Kleides, wenn sie sich auf ihrem ruhelosen Gang umwandte. Die Melodie war endlich abgepielt — dem Himmel sei Dank! Er ging durch

das Zimmer und sah vom andern Fenster auf das Wasser, das langsam an den Lilien vorbeifloß. Es bildete dort kleine Blasen, ganz helle, wo ein Mondstrahl darauf fiel. Er dachte plötzlich an den frühen Morgen, wo er im Bootshaus geschlafen hatte, nachdem sein Vater gestorben und sie eben geboren war — vor beinah neunzehn Jahren! Selbst jetzt erinnerte er sich der ungewohnten Welt beim Erwachen, des sonderbaren Gefühls, das er dabei gehabt. An dem Tage hatte die zweite Leidenschaft seines Lebens begonnen — für sein Mädels dort, das unter den Akazien wandelte. Welch ein Trost sie ihm gewesen war! Und alles Weh, das die Kränkung ihm verursacht, war vergessen. Wenn er sie nur wieder glücklich sehen könnte, machte er sich nichts daraus! Eine Eule flog krächzend vorüber; eine Fledermaus huschte vorbei; das Mondlicht erhellte das Wasser und breitete sich darauf aus. Wie lange hatte sie die Absicht, so umherzuwandern? Er ging zum Fenster zurück, und plötzlich sah er sie zum Ufer herunterkommen. Sie stand ganz nahe, auf dem Landungssteg. Und Soames beobachtete sie mit geballten Händen. Sollte er sie ansprechen? Seine Erregung war ungeheuer. Die Ruhe ihrer Gestalt, ihre Jugend, ihr Aufgehen in der Verzweiflung, der Sehnsucht, diese Versunkenheit. Er würde nie vergessen, wie sie vom Mond beschienen dort stand; und auch den leisen süßen Dunst vom Flusse und das Beben der Weidenblätter nicht. Sie besaß alles in der Welt, was er ihr geben konnte, außer dem einen, das sie seinetwegen nicht haben konnte. Das Widersinnige darin tat ihm weh in diesem Moment, wie eine Fischgräte im Halse es getan hätte.

Dann sah er sie mit unendlicher Erleichterung umkehren und auf das Haus zugehen. Was konnte er ihr geben, um sie zu entschädigen? Perlen, Reisen, Pferde oder andere

junge Männer — was sie wünschte —, damit er die junge einsame Gestalt am Wasser vergessen könnte! Da! Sie hatte wieder diese Melodie aufgezogen! Das war ja eine Manie! Schwermütig, trommelnd, leise kam es aus dem Haus. Es war, als hätte sie gesagt: ‚Wenn ich nicht etwas habe, mich aufrecht zu halten, sterbe ich daran.‘ Soames hatte ein dunkles Verständnis dafür. Nun, wenn es ihr half, mochte es die ganze Nacht weitertrommeln. Er stahl sich durch den Obstgarten zurück und erreichte die Veranda. Obgleich er vorhatte, hineinzugehen und mit ihr zu sprechen, zögerte er doch, da er nicht wußte, was er sagen sollte, und eifrig versuchte er sich zurückzurufen, wie es tut, in der Liebe getäuscht zu werden. Er hätte es wissen müssen, hätte sich erinnern müssen — und er konnte es nicht! Vorbei — alle wirkliche Erinnerung, außer, daß es ihn furchtbar geschmerzt hatte. In diesem Gefühl der Leere wischte er mit seinem Taschentuch über Hände und Lippen, die sehr trocken waren. Wenn er den Kopf vorstreckte, konnte er Fleur gerade sehen, die mit dem Rücken an dem Klavier stand, das immer noch seine Melodie mahlte, die Arme eng über der Brust gekreuzt, eine angezündete Zigarette zwischen den Lippen, deren Rauch ihr Gesicht halb verhüllte. Der Ausdruck darin war Soames fremd, die Augen leuchteten und starrten, und jeder Zug darin voll tiefer Verachtung und Zorn. Ein- oder zweimal hatte er Annette so gesehen — das Gesicht war zu lebhaft, zu nackt, nicht das s e i n e r Tochter in diesem Moment. Und er wagte nicht, hineinzugehen, denn er erkannte die Nutzlosigkeit jedes Versuchs, zu trösten. Er setzte sich in den Schatten der Kaminecke.

Das Schicksal hatte ihm einen ungeheuerlichen Streich gespielt! Nemesis! Die alte unglückliche Ehe! Und warum — um Himmelswillen? Wie hatte er wissen können, als er

Irene so leidenschaftlich begehrte und sie einwilligte, die Seine zu werden, daß sie ihn nie lieben würde? Die Melodie verhallte, begann aufs neue und verhallte abermals, und immer noch saß Soames im Schatten und wartete, er wußte nicht worauf. Der Rest von Fleurs Zigarette, zum Fenster hinausgeworfen, fiel auf den Rasen; er beobachtete das Glimmen und Verglühen. Der Mond stand jetzt frei über den Pappeln und goß sein wesenloses Licht über den Garten aus. Trostloses Licht, geheimnisvoll, unnahbar, wie die Schönheit jener Frau, die ihn nie geliebt — es hüllte die Blüten in ein unirdisches Gewand. Blumen! Und seine Blume so unglücklich! Ach! Warum konnte man Glück nicht in Aktien anlegen, sie sorgsam aufbewahren und gegen das Fallen versichern?

Es flutete kein Licht mehr durch das Wohnzimmerfenster. Alles war still und dunkel drinnen. War sie nach oben gegangen? Er erhob sich, und auf den Zehenspitzen lugte er hinein. Es schien so! Er trat ein. Die Veranda verdeckte den Mondschein, und anfangs vermochte er nichts zu sehen als die Umrisse der Möbel, die schwärzer waren als die Finsternis. Er tastete sich zu dem entlegeneren Fenster, um es zu schließen. Sein Fuß stieß an einen Stuhl und er vernahm ein Stöhnen. Da war sie, zusammengekauert in eine Ecke des Sofas gedrückt! Seine Hand zögerte. Brauchte sie seinen Trost? Er stand da und starrte auf den Knäuel zerdrückter Volants, Haar und anmutiger Jugend, die den Versuch machte, sich einen Weg aus dem Kummer heraus zu graben. Wie konnte er sie hier so lassen? Schließlich berührte er ihr Haar und sagte:

„Komm, Liebling, es ist besser, zu Bett zu gehen. Ich werde dich irgendwie dafür entschädigen.“ Wie töricht! Aber was hätte er sagen können?

NEUNTES KAPITEL

Unter der Eiche

Als ihr Besucher sich entfernt hatte, standen Jon und seine Mutter schweigend da, bis er plötzlich sagte:

„Ich hätte ihn hinausbegleiten sollen.“

Aber Soames war bereits auf dem Fahrweg, und Jon ging in das Atelier seines Vaters hinauf und wagte sich nicht zurück.

Der Ausdruck im Gesicht seiner Mutter, als sie dem Manne gegenüberstand, mit dem sie einst verheiratet war, hatte seinen Entschluß besiegelt, den er gefaßt, seit sie ihn in der vorigen Nacht verlassen hatte. Er war der letzte Anstoß dazu. Fleur zu heiraten, wäre ein Schlag ins Gesicht für seine Mutter, hieße seinen toten Vater betrügen! Er konnte es nicht tun! Jons Natur war durchaus nicht nachtragend. Er grollte seinen Eltern nicht in diesen Stunden des Schmerzes. Für seine Jugend besaß er eine merkwürdige Gewalt, die Dinge in einem gewissen Verhältnis zueinander zu sehen. Es war schlimmer für Fleur, sogar schlimmer für seine Mutter, als es für ihn war. Härter als aufzugeben, war aufgegeben zu werden, oder die Ursache dazu zu sein, daß jemand, den man liebte, etwas aufgeben mußte. Er durfte nicht, wollte nicht grollen! Während er dort stand und die langsam untergehende Sonne beobachtete, hatte er wieder die plötzliche Vision von der Welt, die er in der Nacht vorher gehabt. Meere über Meere, Land über Land, Millionen von Leuten, alle mit ihrem eigenen Leben, ihren

Kräften, ihren Freuden, ihrem Kummer und Leid — alle mit Dingen, die sie aufgeben mußten, und jeder mit seinem besonderen Kampf ums Dasein. Selbst wenn er bereit wäre, alles sonst für das eine aufzugeben, das er nicht haben konnte, wäre er ein Narr, zu glauben, daß seine Gefühle viel zu sagen hätten in einer so großen Welt, und sich zu benehmen wie ein Schreibaby oder ein schlechter Kerl. Er stellte sich die Menschen vor, die nichts besaßen — die Millionen, die ihr Leben im Kriege gelassen, die Millionen, denen der Krieg das Leben gelassen und sonst nur wenig; die hungernden Kinder, von denen er las, die verstümmelten Männer, Leute in Gefängnissen, alle Arten von Unglücklichen. Doch — es half ihm nicht viel. Wenn man nichts zu essen hatte, welch ein Trost war es, zu wissen, daß es andern ebenso ging? Der Gedanke, von hier fortzukommen, in die weite Welt hinaus, von der er noch nichts kannte, war eher eine Ablenkung für ihn. Er konnte nicht weiter hierbleiben, gehegt und beschützt, wo alles so bequem und schön war, und nichts zu tun als zu grübeln und daran zu denken, was hätte sein können. Er konnte nicht zurück nach Wansdon mit den Erinnerungen an Fleur. Wenn er sie wiedersah, konnte er sich nicht trauen; und wenn er hier blieb oder dorthin zurückging, würde er sie sicher sehen. Solange sie einander erreichbar waren, mußte es dazu kommen. Weit fort zu gehen, und zwar rasch, war das einzige, was er tun mußte. Doch so sehr er seine Mutter auch liebte, wünschte er nicht, mit ihr fortzugehen. Dann aber hatte er das Gefühl, brutal zu sein, und beschloß verzweifelt, ihr vorzuschlagen, mit ihm nach Italien zu gehen. Zwei Stunden lang versuchte er, in dem melancholischen Raum sich zu beherrschen, dann zog er sich feierlich zum Essen an.

Seine Mutter hatte es ebenfalls getan. Sie aßen wenig,

und sie sprachen über den Katalog seines Vaters. Die Ausstellung war für Oktober bestimmt, und außer einigen schriftlichen Einzelheiten war nichts mehr zu tun.

Nach dem Essen zog sie einen Mantel an, und sie gingen hinaus, unterhielten sich eine Weile und blieben schließlich schweigend unter der Eiche stehen. Von dem Gedanken geleitet: ‚Wenn ich mir etwas merken lasse, merkt sie alles‘, schob Jon seinen Arm unter den ihren und sagte wie zufällig:

„Lafß uns nach Italien gehen, Mutter.“

Irene drückte seinen Arm und sagte ebenso:

„Das wäre sehr schön, aber ich dachte, du müßtest mehr sehen und mehr tun, als du es würdest, wenn ich mit dir wäre.“

„Aber dann bleibst du allein.“

„Ich war einst mehr als zwölf Jahre allein. Außerdem wäre ich gern zur Eröffnung von Vaters Ausstellung hier.“

Jons Griff um ihren Arm ward fester, er ließ sich nicht täuschen.

„Du kannst nicht ganz allein hier bleiben, das Haus ist zu groß.“

„Nicht hier vielleicht. In London aber, und ich könnte nach Paris gehen, wenn die Ausstellung eröffnet ist. Du müßtest mindestens ein Jahr für dich haben, Jon, und die Welt sehen.“

„Ja, ich würde gern die Welt sehen und mich durcharbeiten. Aber ich möchte dich nicht ganz allein lassen.“

„Mein Lieber, das wenigstens bin ich dir schuldig. Es ist zu deinem Besten und zu dem meinen. Warum nicht morgen aufbrechen? Du hast ja deinen Paß.“

„Ja, wenn ich gehe, wäre es das Beste, es gleich zu tun. Nur — Mutter — wenn — wenn ich mich entschließen

sollte, irgendwo draußen zu bleiben — in Amerika oder sonstwo, würdest du dann später nachkommen?“

„Wann und wohin du mich haben willst. Aber schreibe nicht nach mir, bis du mich wirklich brauchst.“

Jon holte tief Atem.

„Ich finde England erstickend.“

Sie blieben noch ein paar Minuten unter der Eiche stehen und blickten in die abendlich verhüllte Ferne. Die Zweige verbargen das Mondlicht vor ihnen, so daß es nur auf die Felder und weit dahinter fiel, auch auf die Fenster des umrankten Hauses, das bald zu vermieten sein würde.

ZEHNTES KAPITEL

Fleurs Hochzeit

Die Oktoberberichte, die die Hochzeit Fleur Forsytes mit Michael Mont beschrieben, wurden der symbolischen Bedeutung dieses Ereignisses kaum gerecht. Die Vereinigung der Urenkelin des ersten Forsyte mit dem Erben eines neunten Baronet war das äußere und sichtbare Zeichen der Verschmelzung der Klassen, die die Stabilität eines Reiches stützen. Die Zeit war gekommen, wo die Forsytes ihre natürliche Abneigung gegen allen überflüssigen ‚Firlefnanz‘, der nicht zu ihnen paßte, aufgeben und ihn als die noch natürlichere Beigabe ihrer Stellung annehmen mußten. Überdies waren sie genötigt, emporzusteigen, um für all die neuen Reichen Platz zu machen. Bei der stillen, aber geschmackvollen Zeremonie in Hanover Square und danach in der Wohnung in der Green Street war es für diejenigen, die nicht Bescheid wußten, unmöglich, die Forsytruppen von dem Montkontingent zu unterscheiden. War auch nur der geringste Unterschied zwischen der Hosenfalte, dem Ausdruck seines Schnurrbarts, seiner Aussprache oder dem Glanz seines Zylinders bei Soames und dem neunten Baronet? War Fleur nicht ebenso beherrscht, behende, strahlend, hübsch und herb wie irgend eins der anwesenden jungen Muskham-, Mont- oder Charwell-Mädchen? Wenn die Forsytes etwas voraus hatten, war es die Kleidung, ihr Aussehen und ihre Manieren. Sie gehörten jetzt der ‚Oberklasse‘ an, und ihr Name würde nun feierlich im Almanach

verzeichnet stehen, ihr Geld mit Landbesitz vereinigt sein. Ob das ein wenig spät geschah und der Lohn ihres Strebens nach Besitz, Land und Geld, für den Schmelztiegel bestimmt sein würden — war noch eine so strittige Frage, daß sie gar nicht erörtert wurde. Schließlich hatte Timothy ja gesagt, daß Konsols steigen würden. Timothy, das letzte, das fehlende Glied; Timothy in extremis in der Bayswater Road — so hatte Francie berichtet. Es ging auch das Gerücht, daß der junge Mont so eine Art von Sozialist war — merkwürdig klug von ihm, und eigentlich eine gewisse Versicherung, wenn man die Zeit in Betracht zog, in der sie lebten. In der Hinsicht brauchte man sich nicht zu beunruhigen. Die gutsituierten Klassen begingen diese liebenswürdige Torheit, die eine Gewähr für die Erhaltung der Sitten ist und auf Theorien beschränkt bleibt. Wie George seiner Schwester gegenüber bemerkte: „Sie werden bald Junge haben — das wird ihn auf andere Gedanken bringen.“

Die Kirche mit weißen Blumen und etwas Blauem in der Mitte des Ostfensters sah außerordentlich keusch aus, als bemühe sie sich, den etwas düstern Stil eines Gottesdienstes, der berechnet war, die Gedanken aller auf den Nachwuchs hinzulenken, das Gegengewicht zu halten. Forsytes, Haymans, Tweetymans saßen in dem linken Seitenschiff, Monts, Charwells und Muskhams in dem rechten, während ein paar Leidensgenossinnen Fleurs aus der Schule und einige von Monts Leidensgenossen aus dem Kriege ohne Unterschied an jeder Seite zuschauten, und drei junge Damen, die auf dem Wege vom Kaufhaus zufällig hereingekommen waren, mit zwei Mont-Nachzüglern und Fleurs alter Kinderfrau die Nachhut bildeten. Bei dem unbestimmten Zustand des Landes ein so volles Haus, wie man es nur erwarten konnte.

Mrs. Val Dartie, die mit ihrem Manne in der dritten Reihe saß, drückte ihm während der Trauung mehr als einmal die Hand. Ihr, die das Komplott dieser Tragikomödie kannte, war deren dramatischer Moment beinah peinlich. „Ich möchte wissen, ob Jon es instinktiv weiß, da draußen in British-Columbia,“ dachte sie. Sie hatte gerade an diesem Morgen einen Brief von ihm erhalten, der ihr ein Lächeln entlockt hatte.

„Jon ist in British-Columbia, Val,“ hatte sie zu ihrem Mann gesagt, „weil er in Kalifornien bleiben wollte. Er findet es so schön dort.“

„O!“ sagte Val, „also fängt er wieder an, Spaß an etwas zu haben.“

„Er hat etwas Land gekauft und nach seiner Mutter geschrieben.“

„Was in aller Welt will sie da draußen?“

„Jon ist ihr alles. Hältst du es noch immer für eine glückliche Lösung?“

Vals scharfe Augen verengerten sich zu grauen Nadelspitzen zwischen den dunkeln Wimpern.

„Fleur hätte gar nicht für ihn gepaßt. Sie stammt nicht von den rechten Leuten.“

„Arme kleine Fleur!“ seufzte Holly. Ach! Sie war seltsam, diese Heirat. Der junge Mann, Mont, hatte sie beim Rückprall in der trostlosen Stimmung einer Schiffbrüchigen natürlich aufgefangen. Solch ein Sturz konnte nur — wie Val es nannte — ein äußerlicher Zufall sein. Von der Rückansicht des Schleiers ihrer jungen Kusine war wenig zu sagen, und Hollys Augen musterten das allgemeine Bild dieser christlichen Hochzeit. Sie, die eine Liebesheirat geschlossen hatte, die glücklich geworden war, hatte ein Grauen vor unglücklichen Ehen. Diese würde vielleicht

schließlich keine sein — aber es war eine übereilte, und eine Übereilung auf diese Art mit gemachter Andacht vor einer Menge moderner Freidenker einzusegnen — denn wer dachte anders als frei, oder gar nicht, wenn er so ‚aufgeputzt‘ war — betrachtete sie beinah als Sünde, sofern es in dieser Zeit noch eine gab. Ihre Augen wanderten von dem Prälaten in seinem Ornat (er war ein Charwell — die Forsytes hatten es bis jetzt noch zu keinem Prälaten gebracht) auf Val neben ihr, der — sicherlich — an die Mayflystute mit fünfzehn zu eins für das Cambridgeshire dachte. Sie wanderten weiter und fielen auf das Profil des neunten Baronets bei dem heuchlerischen Prozeß des Niederkniens. Sie konnte eben die feste Falte über seinen Knien sehen, wo er seine Beinkleider in die Höhe gezogen hatte, und dachte: ‚Val hatte vergessen, die seinen in die Höhe zu ziehen!‘ Ihre Augen wanderten jetzt zu dem Kirchenstuhl vor ihr, wo Winifred saß, die kräftige Gestalt mit Inbrunst gekleidet, und weiter auf Soames und Annette, die nebeneinander knieten. Ein leises Lächeln kam auf ihre Lippen — Prosper Profond, der von der See zurück war, kniete wohl auch sechs Reihen weiter hinten. Ja! Dies war eine komische ‚kleine‘ Geschichte, wie sie auch ausfallen mochte; allein es war in einer richtigen Kirche und würde morgen früh in richtigen Zeitungen stehen.

Sie hatten angefangen, eine Hymne zu singen, und sie konnte den neunten Baronet über das Seitenschiff hin hören. Ihr kleiner Finger berührte Vals Daumen — sie hielten dasselbe Gesangbuch — und ein leises Zittern überlief sie, wie vor zwanzig Jahren. Er bückte sich und flüsterte:

„Erinnerst du dich der Ratte?“ Der Ratte bei ihrer Hochzeit in der Kapkolonie, die sich hinter dem Tisch des Standesbeamten die Barthaare putzte! Und sie drückte

seinen Daumen fest zwischen ihrem dritten und dem kleinen Finger.

Die Hymne war aus, der Prälat hatte mit seiner Rede begonnen. Er sprach von den gefährlichen Zeiten, in denen sie lebten, und der schrecklichen Haltung des House of Lords hinsichtlich der Ehescheidung. Sie alle wären Soldaten in den Schützengräben unter den giftigen Gasen des Fürsten der Finsternis — sagte er — und müßten standhaft sein. Der Zweck der Ehe seien Kinder, nicht nur sündige Lust.

Ein Teufelchen tanzte in Hollys Augen — Vals Wimpern berührten sich. Was auch geschah, er durfte nicht schnarchen. Ihr Finger und Daumen kniffen ihn in den Schenkel, bis er unruhig wurde.

Die Rede war aus, die Gefahr vorüber. Sie unterschrieben in der Sakristei, und eine allgemeine Entspannung trat ein.

Eine Stimme hinter ihr sagte:

„Wird sie das Rennen überstehen?“

„Wer ist das?“ flüsterte sie.

„Der alte George Forsyte!“

Holly musterte ihn heimlich, sie hatte so oft von ihm gehört. Frisch aus Südafrika, ohne Freunde und Verwandte zu kennen, betrachtete sie jeden von ihnen mit fast kindlicher Neugierde. Er war sehr groß und sehr gewandt; seine Augen gaben ihr das seltsame Gefühl, nicht sonderlich gekleidet zu sein.

„Sie brechen auf,“ hörte sie ihn sagen.

Sie kamen von der Kanzel her. Holly blickte zuerst in das Gesicht des jungen Mont. Seine Lippen und Ohren zuckten, seine Augen, die von den Füßen zu der Hand in seinem Arm wanderten, starrten plötzlich geradeaus, als müsse er einem feuernden Haufen entgetreten. Er er-

weckte in Holly den Eindruck, als sei er in einem geistigen Rausch. Aber Fleur! Ach! Das war ganz etwas anderes! Das Mädchen war ganz gelassen, hübscher denn je in ihren weißen Gewändern und Schleiern über dem kurzgeschnittenen dunkeln kastanienbraunen Haar, ihre Lider verdeckten die ernsten dunkeln haselnußbraunen Augen. Äußerlich schien sie ganz dabei zu sein. Aber innerlich, wo war sie? Als sie vorüberkamen, hob Fleur die Lider — der unstete Blick dieser klaren Augen erinnerte sie an das Flattern eines gefangenen Vogels im Käfig.

In der Green Street stand Winifred, nicht ganz so gelassen wie sonst, zum Empfang bereit. Soames' Bitte, ihr Haus herzugeben, war in einem sehr kritischen Moment an sie herangetreten. Unter dem Einfluß einer Bemerkung Prosper Profonds hatte sie begonnen, ihre Empireeinrichtung gegen eine expressionistische zu vertauschen. Es waren die amüsantesten Zusammenstellungen mit violetten, grünen und orangefarbenen Tupfen und Kringeln bei Mealard zu haben. Noch einen Monat und die Umwandlung wäre beendet gewesen. Gerade jetzt stimmten die ‚auffallendsten‘ Rekruten, die sie angeworben, mit der alten Garde nicht recht überein. Es sah aus, als wäre ihr Regiment halb in Khaki, halb in Scharlach und in Bärenfellen. Aber ihr starker und gutmütiger Charakter half ihr in ihrem Wohnzimmer, das vielleicht ein vollkommenerer Typ des halb bolschewistischen Imperialismus ihres Landes war, als sie ahnte, darüber hinweg. Schließlich war dies ein Tag der Verschmelzung, und davon konnte man gar nicht genug haben! Ihre Augen wanderten befriedigt unter ihren Gästen umher. Soames hatte die Lehne eines Boulesessels umfaßt, der junge Mont stand hinter dem ‚furchtbar drolligen‘ Wandschirm, den ihr bis jetzt noch niemand hatte erklären können. Der neunte

Baronet war heftig vor einem runden scharlachroten Tisch mit blauen australischen Schmetterlingsflügeln unter Glas zurückgeschreckt und flüchtete sich in ihr Louis-Quinze-Kabinett; Francie Forsyte lehnte an dem neuen Kaminsims, der zierlich mit kleinen purpurnen Grottesken auf Ebenholzgrund geschnitzt war; George drüben an dem alten Spinett, hielt ein kleines himmelblaues Buch, wie um Wetten darin einzutragen; Prosper Profond drehte an dem Knopf der offenen schwarzen Tür mit pfaublauen Täfelungen; und Annettens Hand, dicht daneben, umfaßte ihre eigene Taille. Zwei Muskams suchten auf dem Balkon unter den Pflanzen Zuflucht, als fühlten sie sich nicht wohl; Lady Mont, die schmal und tapfer aussah, hatte ihre langstielige Lorgnette aufgenommen und starrte auf den Lampenschirm von elfenbein- und orangefarbener Seide, von dunkelm Magenta durchschossen, als hätte der Himmel sich geöffnet. Jeder wirklich schien sich an irgend etwas zu halten. Nur Fleur, noch in ihrem Brautkleid, war ohne jeden Halt, und ihre Blicke und Worte sprühten nach rechts und links.

Das Zimmer war erfüllt von dem Lärm und Gessumm der Unterhaltung. Niemand konnte verstehen, was der andere sagte, das hatte aber nur wenig zu sagen, da keiner auf so etwas Langweiliges wie eine Antwort wartete. Moderne Unterhaltung schien Winifred so verschieden von den Tagen ihrer Blütezeit, wo schleppendes Sprechen so ‚en vogue‘ war. Dennoch war es ‚amüsant‘, und das war natürlich die Hauptsache. Sogar die Forsytes — Fleur und Christopher, Imogen und Patrick, Nicholas' Jüngster — sprachen mit äußerster Geschwindigkeit. Soames natürlich war schweigsam, aber George, am Spinett, machte fortwährend seine Bemerkungen, ebenso Francie an ihrem Kaminsims. Winifred näherte sich dem neunten Baronet,

er schien einen gewissen Ruhepunkt zu verheißan; seine Nase war fein und hing ein wenig herab, sein grauer Schnurrbart ebenfalls; und sie sagte gedehnt mit ihrem Lächeln:

„Es ist ganz nett, nicht wahr?“

Seine Antwort schoß aus seinem Lächeln hervor wie ein fortgeschnelltes Brotkügelchen:

„Erinnern Sie sich des Stammes bei Frazer, der die Braut bis zur Taille eingräbt?“

Er sprach so schnell wie kein anderer! Dazu hatte er dunkle kleine lebhaftige Augen mit lauter Fältchen ringsum wie ein katholischer Priester. Winifred fürchtete plötzlich, er könnte Dinge sagen, die ihr peinlich wären.

„Hochzeiten,“ murmelte sie, „sind immer so amüsant,“ und ging zu Soames hinüber. Er war merkwürdig still, und Winifred sah augenblicklich, was die Ursache seiner Unbeweglichkeit war. Ihm zur Rechten stand George Forsyte, links neben ihm Annette und Prosper Profond. Er konnte sich nicht bewegen, ohne entweder diese beiden zu sehen oder ihre Widerspiegelung in George Forsytes spöttischen Augen. Er hatte völlig recht, sie gar nicht zu beachten.

„Sie sagen, mit Timothy gehe es bergab,“ sagte er düster.

„Wohin willst du ihn bringen, Soames?“

„Nach Highgate.“ Er zählte an seinen Fingern ab. „Es wären dann zwölf von ihnen dort, die Frauen mit eingerechnet. Wie findest du, daß Fleur aussieht?“

„Außerordentlich gut.“

Soames nickte. Er hatte sie nie hübscher gesehen, dennoch konnte er den Eindruck nicht loswerden, daß diese Sache unnatürlich war — wenn er der zusammengekauerten Gestalt gedachte, die sich in die Sofaecke vergraben hatte. Seit jener Nacht bis heute hatte sie ihm nichts mehr anver-

traut. Von seinem Chauffeur wußte er, daß sie noch einen Versuch in Robin Hill gemacht hatte, aber vergeblich — ein leeres Haus, niemand darin. Er wußte, daß sie einen Brief erhalten hatte, aber nicht, was darin stand, nur, daß sie sich danach verbarg und weinte. Er hatte bemerkt, daß sie ihn mitunter anschaute, wenn sie glaubte, daß er es nicht merkte, als denke sie noch darüber nach, was er nur getan haben mochte, daß jene Menschen ihn so haßten. Annette war zurückgekommen, und die Dinge waren den Sommer hindurch so weitergegangen — es war jammervoll —, bis Fleur plötzlich erklärte, daß sie den jungen Mont heiraten werde. Sie war ein wenig liebevoller gewesen, als sie es ihm sagte. Und er hatte eingewilligt — welchen Zweck hatte es auch, sich zu widersetzen? Er hatte, Gott weiß, nie gewünscht, sie in irgend etwas zu hindern! Und der junge Mann schien ganz wahnsinnig verliebt zu sein. Ohne Zweifel war sie in trostloser Stimmung, und sie war jung, unerhört jung. Doch wenn er widersprach, wußte er nicht, was sie tun würde; sie käme womöglich auf den Gedanken, einen Beruf zu wählen, Ärztin zu werden oder irgend so etwas Unsinniges. Sie hatte kein Talent zum Malen, Schreiben oder zur Musik, seiner Ansicht nach die einzig passende Beschäftigung für unverheiratete Frauen, wenn sie heutzutage schon etwas tun mußten. Im ganzen genommen war sie verheiratet sicherer, denn er sah nur zu gut, wie fieberhaft und ruhelos sie zu Haus war. Auch Annette war dafür gewesen — Annette, die gedeckt war durch seine Weigerung zu erfahren, was sie unternahm, wenn sie etwas unternahm. ‚Laß sie den jungen Mann heiraten,‘ hatte sie gesagt, ‚er ist ein netter Mensch — und gar nicht ein solcher Brausewind, wie es den Anschein hat.‘ Wo sie ihre Ausdrücke her hatte, wußte er nicht — aber ihre Ansicht milderte seine Zweifel. Seine

Frau hatte, wie ihr Benehmen auch sein mochte, einen klaren Blick und eine beinahe bedrückende Dosis gesunden Menschenverstands. Er hatte fünfzigtausend für Fleur ausgesetzt und dafür gesorgt, daß nichts seine Bestimmungen durchkreuzen konnte, falls es nicht gut ablief. Konnte es denn gut ablaufen? Sie war über die Sache mit dem andern jungen Mann nicht hinweggekommen — das wußte er. Sie wollten ihre Flitterwochen in Spanien verleben. Er würde noch einsamer sein, wenn sie fort war. Aber später, vielleicht, würde sie vergessen und sich ihm wieder zuwenden!

Winifreds Stimme unterbrach seine Träumerei.

„Was! Nicht zu glauben — June!“

Da, in einem Djibbah — was für Sachen sie trug! — das Haar unter einem Stirnband hervorquellend, sah Soames seine Kusine und Fleur auf sie zugehen, sie zu begrüßen. Dann gingen die beiden zusammen auf die Treppe hinaus. „Wirklich,“ sagte Winifred, „sie macht die unmöglichsten Dinge! Denke dir, daß sie kommen würde!“

„Weshalb hast du sie eingeladen?“ murmelte Soames.

„Weil ich sicher glaubte, daß sie nicht kommen würde.“

Winifred hatte vergessen, daß sich in der Handlungsweise der Hauptzug des Charakters zeigt, oder mit andern Worten, sich nicht klar gemacht, daß Fleur nun eine ‚lahme Ente‘ war.

Als sie die Einladung erhielt, hatte June zuerst gedacht: ‚Nicht um die Welt würde ich zu ihnen gehen!‘ und war dann eines Morgens aus einem Traum von Fleur erwacht, die ihr von einem Schiff aus mit einer wilden unglücklichen Gebärde zuwinkte. Da war sie andern Sinnes geworden.

Als Fleur auf sie zukam und sagte: „Komm doch mit herauf, während ich mich umkleide,“ war sie mit ihr die Treppe hinaufgegangen. Das Mädchen führte sie in Imogens altes Schlafzimmer, das für sie bereit stand.

June setzte sich aufs Bett, dünn und aufrecht, wie ein kleiner Kobold, so dürr und gelb. Fleur schloß die Tür zu.

Dann stand sie vor ihr, nachdem sie das Brautkleid abgelegt. Wie hübsch sie war!

„Vermutlich hältst du mich für eine Törin,“ sagte sie mit bebenden Lippen, „wo es doch hätte Jon sein sollen. Aber was tut es? Michael begehrt mich, und mir ist alles einerlei. Ich komme dadurch vom Hause fort.“ Sie tauchte die Hand in die Spitzen auf ihrer Brust und holte einen Brief hervor. „Jon schrieb mir das.“

June las: „Lake Okanagan, British-Columbia. Ich komme nicht nach England zurück. Mögest du immer glücklich sein. Jon.“

„Sie hat sich gesichert, wie du siehst,“ sagte Fleur.

June gab ihr den Brief zurück.

„Da tust du Irene unrecht,“ sagte sie, „sie stellte es Jon immer frei, zu tun, was er wollte.“

Fleur lächelte bitter. „Sage mir, hat sie dir dein Leben nicht auch verdorben?“

June blickte auf. „Niemand kann ein Leben verderben, meine Liebe. Das ist Unsinn. Die Dinge geschehen, aber wir kommen darüber hinweg.“

Mit Schrecken sah sie das Mädchen auf die Knie sinken und das Gesicht in dem Djibbah vergraben. Ein ersticktes Schluchzen traf Junes Ohr.

„Nicht doch — nicht doch,“ murmelte sie.

Aber die Spitze von Fleurs Kinn drückte sich immer fester in ihren Schenkel, und ihr Schluchzen klang furchtbar.

Ja, das mußte kommen. Ihr würde besser sein danach! June strich das kurze Haar von dem ebenmäßigen Kopf zurück, und all die verstreute Mütterlichkeit in ihr sammelte

sich und strömte durch ihre Fingerspitzen in des Mädchens Herz.

„Laß dich nicht niederdrücken, meine Liebe,“ sagte sie endlich. „Wir können das Leben nicht kontrollieren, aber wir können dagegen ankämpfen. Nimm die Dinge von ihrer besten Seite. Ich habe es auch gemußt. Ich konnte nicht los davon wie du, und ich weinte, wie du jetzt weinst. Und sieh mich an!“

Fleur hob den Kopf, ein Seufzer verschmolz plötzlich mit einem leisen erstickten Lachen. Es war aber auch ein magerer, ziemlich wilder und wüster kleiner Kobold, den sie da vor sich sah, doch er hatte tapfere Augen.

„Schon gut!“ sagte sie. „Es tut mir leid, aber ich werde ihn vergessen, denke ich, wenn ich schnell und weit genug fliehe.“

Dann erhob sie sich und ging zum Waschtisch hinüber.

June sah zu, wie sie die Spuren der Erregung mit kaltem Wasser entfernte. Außer einer leisen kleidsamen Röte war nichts zurückgeblieben, als sie vor dem Spiegel stand. June stand vom Bett auf und nahm ein Nadelkissen in die Hand. Zwei Nadeln an der falschen Stelle festzustecken war alles, womit sie ihre Teilnahme beweisen konnte.

„Gib mir einen Kuß,“ sagte sie, als Fleur fertig war, und grub ihr Kinn in die warme Wange des Mädchens.

„Ich muß ein paar Züge rauchen,“ sagte Fleur, „warte nicht auf mich.“

June verließ sie auf dem Bett sitzend, mit einer Zigarette zwischen den Lippen, die Augen halb geschlossen, und ging hinunter. In der Tür des Wohnzimmers stand Soames, als beunruhigte ihn die Saumseligkeit seiner Tochter. June warf den Kopf zurück und ging weiter auf den nächsten Treppenabsatz, wo ihre Kusine Francie stand.

„Siehst du!“ sagte June, mit dem Kinn auf Soames weisend. „Der Mann ist vom Schicksal verfolgt!“

„Wie meinst du das?“ fragte Francie.

June antwortete ihr nicht. „Ich werde nicht warten, sie abfahren zu sehen,“ sagte sie. „Leb' wohl!“

„Leb' wohl!“ erwiderte Francie, und ihre Augen, von einem keltischen Grau, starrten sie an. Diese alte Fehde! Wirklich, es war ganz romantisch!

Soames, der an die Treppe kam, sah June fortgehen und atmete befriedigt auf. Weshalb kam Fleur nicht? Sie würden den Zug versäumen. Dieser Zug würde sie von ihm fortführen und doch konnte er nicht anders, als sich beunruhigen bei dem Gedanken, daß sie ihn nicht erreichen würden. Und dann kam sie, kam in ihrem braunen Kleid und der schwarzen Samtmütze heruntergelaufen und ging an ihm vorbei ins Wohnzimmer. Er sah sie ihre Mutter küssen, ihre Tante, Vals Frau, Imogen, und dann zurückkommen, flink und hübsch wie immer. Wie würde sie zu ihm sein in diesem letzten Augenblick ihrer Mädchenzeit? Es war nicht viel zu hoffen für ihn!

Ihre Lippen drückten sich mitten auf seine Wange.

„Papachen!“ sagte sie, und fort war sie. Papachen! Seit Jahren hatte sie ihn nicht so genannt. Er schöpfte tief Atem und folgte ihnen langsam hinunter. Dort hatten sie noch all die Torheiten mit Konfetti und allem übrigen zu überstehen. Aber er hätte gern ihr Lächeln aufgefangen, wenn sie sich herauslehnte, wobei man sie sicher mit dem Schuh am Auge treffen würde, wenn man sich nicht vorsah. Die Stimme des jungen Mont sagte ungestüm in sein Ohr:

„Leben Sie wohl, Sir, und vielen Dank! Ich bin so schrecklich verliebt!“

„Leben Sie wohl,“ erwiderte er, „versäumen Sie Ihren Zug nicht.“

Er stand auf der drittletzten Stufe, von wo aus er über die Köpfe hinwegsehen konnte — über die albernen Köpfe und Hüte hinweg. Sie saßen jetzt im Wagen, und da kam dieses Zeug, ein Konfettiregen, und auch der Schuh. Es wallte etwas auf in Soames und — er wußte nicht — er konnte nichts sehen!

ELFTES KAPITEL

Der letzte der alten Forsytes

Als sie kamen, um das ungeheure Symbol Timothy Forsyte — den einen reinen Individualisten, der übrig geblieben, den einzigen Mann, der nichts von dem großen Krieg gehört hatte — einzusargen, fanden sie ihn wundervoll — nicht einmal der Tod hatte seine Gesundheit zu untergraben vermocht.

Für Smither und die Köchin war diese Einsargung wie der letzte Beweis für etwas, das sie nie für möglich gehalten — das Ende der alten Familie Forsyte auf Erden. Der arme Mr. Timothy mußte nun eine Harfe nehmen und gemeinsam mit Miß Forsyte, Mrs. Julia, Miß Hester und Mr. Jolyon, mit Mr. Swithin, Mr. James, Mr. Roger und Mr. Nicholas singen. Ob Mrs. Hayman auch dabei sein würde, war zweifelhafter, da sie eingeäschert worden war. Ingeheim glaubte die Köchin, daß Mr. Timothy empört sein würde — er war immer so sehr gegen Leierkasten gewesen. Wie oft hatte sie nicht gesagt: ‚Zum Henker mit dem Ding! Da ist es wieder! Smither, Sie sollten lieber hinlaufen und sehen, was sich tun läßt.‘ Und im Grunde ihres Herzens hätte sie sich an den Melodien so gefreut, wenn sie nicht gewußt hätte, daß Mr. Timothy in einer Minute klingeln würde und sagen: ‚Hier, geben Sie ihm einen Penny und sagen Sie ihm, daß er weitergehen soll.‘ Oft waren sie genötigt gewesen, noch ein paar Penny von ihren eigenen zuzulegen, damit der Mann ginge — Timothy hatte den Wert

der Empfindungen immer unterschätzt. Glücklicherweise hatte er in den letzten Jahren die Leierkasten für Brummer gehalten, das war ein Trost, und sie hatten sich an den Melodien freuen können. Aber eine Harfe! Die Köchin war begierig. Es war eine Abwechslung! Und Mr. Timothy hatte die Abwechslungen nie geliebt. Doch davon sprach sie nicht zu Smither, die in Bezug auf den Himmel so ganz eigene Anschauungen hatte, daß es einen manchmal ordentlich erschrecken konnte.

Sie weinte, während Timothy eingesargt wurde, und sie alle bekamen dann Sherry aus der jährlichen Weihnachtsflasche, die nun nicht mehr gebraucht werden würde. Ach ja! Sie war fünfundvierzig Jahre hier gewesen und Smither dreiundvierzig! Und jetzt sollten sie in ein winziges Häuschen in Tooting ziehen, um dort von ihren Ersparnissen und von dem, was Miß Hester ihnen so gütig vermacht hatte, zu leben — denn nach dieser ruhmreichen Vergangenheit einen neuen Dienst anzunehmen — nein! Aber sie hätten Mr. Soames gern noch einmal wiedergesehen, und Mrs. Dartie, und Miß Francie, und Miß Euphemia. Und sollten sie auch selbst eine Droschke nehmen müssen, so fühlten sie doch, daß sie mit zur Beerdigung mußten. Sechs Jahre lang war Mr. Timothy ihr Baby gewesen, war jeden Tag jünger geworden, bis er zuletzt zu jung gewesen, um leben zu können.

Sie verbrachten die Stunden des Wartens mit Putzen und Abstauben, damit, die eine übriggebliebene Maus zu fangen und die letzten Schaben auszurotten, um alles in guter Ordnung zu hinterlassen, und unterhielten sich darüber, was sie von dem Nachlaß kaufen wollten. Miß Anns Arbeitskästchen, Miß Juleys, das heißt ‚Mrs. Julias‘ Seesselalbum, den Ofenschirm, den Miß Hester gestickt hatte,

und Mr. Timothys Haar — kleine goldene Löckchen in einem schwarzen Rahmen. Ach! die mußten sie haben — nur die Preise waren so sehr in die Höhe gegangen!

Es war Soames' Aufgabe, die Einladungen zum Begräbnis ergehen zu lassen. Er ließ sie von Gradman in seinem Büro aufsetzen — nur an Blutsverwandte, und keine Blumen. Sechs Wagen wurden bestellt. Das Testament sollte nachher im Hause verlesen werden.

Er war um elf Uhr da, um zu sehen, daß alles bereit war. Ein Viertel nach elf kam der alte Gradman in schwarzen Handschuhen und Krepp um seinen Hut. Er und Soames warteten im Wohnzimmer. Um halb zwölf fuhren die Wagen in einer langen Reihe vor. Aber niemand weiter erschien. Gradman sagte:

„Es überrascht mich, Mr. Soames. Ich brachte sie selbst zur Post.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Soames, „er hatte alle Fühlung mit der Familie verloren.“

Soames hatte in alten Tagen oft bemerkt, wie viel nachbarlicher seine Familie gegen die Toten als gegen die Lebenden war. Doch jetzt schien die Art, wie sie sich zu Fleurs Hochzeit zusammengeschart hatten und dem Begräbnis Timothys fernblieben, eine wesentliche Wandlung zu zeigen. Es konnte freilich ein anderer Grund vorliegen, denn Soames fühlte, daß, wenn er nicht den Inhalt von Timothys Testament gekannt hätte, er selbst wahrscheinlich aus Zartgefühl ebenfalls weggeblieben wäre. Timothy hatte eine Menge Geld hinterlassen, ohne jedoch jemand zu haben, dem er es vermachen konnte. Sie wollten vermeiden, den Anschein zu erwecken, als erwarteten sie etwas. Um zwölf Uhr setzte der Zug sich von der Tür aus in Bewegung; Timothy allein in dem ersten Wagen unter Glas. Dann

Soames allein; dann Gradman allein; dann die Köchin und Smither zusammen. Sie fuhren anfangs im Schritt, kamen unter dem hellen Himmel aber bald in Trab. Beim Eintritt zum Highgate-Friedhof wurden sie durch den Gottesdienst in der Kapelle aufgehalten. Soames wäre gern draußen in der Sonne geblieben. Er glaubte kein Wort davon; andererseits aber war es eine Form von Sicherheit, die man nicht gut außer acht lassen konnte, falls hinterher doch etwas daran sein sollte.

Sie gingen zwei zu zwei — er und Gradman, die Köchin und Smither — zu der Familiengruft. Es war nicht sehr vornehm für die Beerdigung des letzten alten Forsyte.

Auf dem Rückweg nach der Bayswater Road nahm er Gradman mit einer gewissen Wärme im Herzen mit in seinen Wagen. Er hatte eine Überraschung in Bereitschaft für den alten Burschen, der den Forsytes vierundfünfzig Jahre gedient hatte — eine Überraschung, die er gänzlich ihm zu verdanken hatte. Wie gut erinnerte er sich seines Vorschlags an dem Tage nach dem Begräbnis von Tante Hester, wo er zu Timothy gesagt: ‚Was meinst du, Onkel Timothy, da ist Gradman. Er hat sich viel Mühe für die Familie gegeben, wie denkst du darüber, ihm fünftausend zu vermachen?‘ und seiner Überraschung, als Timothy genickt hatte, nachdem es so schwierig gewesen, ihn dazu zu bringen, überhaupt etwas zu vermachen. Und jetzt würde der alte Mann vergnügt sein wie ein Mops, denn Mrs. Gradman, das wußte er, hatte ein schwaches Herz, und ihr Sohn hatte im Kriege ein Bein verloren. Es war außerordentlich befriedigend für Soames, ihm fünftausend Pfund von Timothys Geld verschafft zu haben. Sie setzten sich zusammen in das kleine Wohnzimmer, dessen Wände himmelblau mit Gold — wie eine Vision des Himmels waren,

jeder Bilderrahmen darauf unnatürlich glänzend und jedes Stäubchen von den Möbeln entfernt, um das kleine Meisterstück — Timothys Testament — zu lesen. Mit dem Rücken gegen das Licht in Tante Hesters Lehnstuhl saß Soames Gradman gegenüber, der, das Gesicht dem Licht zugekehrt, auf Tante Anns Sofa Platz genommen hatte, schlug ein Bein über das andere und begann:

„Dies ist der letzte Wille und das Testament von mir, Timothy Forsyte in The Bower, Bayswater Road, London. Ich bestimme meinen Neffen Soames Forsyte in ‚Haus Zuflucht‘ Mapledurham und Thomas Gradman 159 Folly Road Highgate (hiernach meine Testamentsvollstrecker genannt) zu Vollstreckern dieses meines Testaments. Besagtem Soames Forsyte vermache ich die Summe von eintausend Pfund frei von Erbschaftssteuer und besagtem Thomas Gradman vermache ich die Summe von fünftausend Pfund frei von Erbschaftssteuer.“

Soames machte eine Pause. Der alte Gradman beugte sich vor und umfaßte krampfhaft mit jeder seiner dicken Hände ein starkes Knie; sein Mund stand offen, so daß die Goldfüllung von drei Zähnen leuchtete, seine Augen blinzelten, zwei Tränen rollten langsam daraus hernieder. Soames las eifrig weiter:

„Den ganzen Rest meines Vermögens jeglicher Art hinterlasse ich meinen Testamentsvollstreckern in dem Vertrauen, daß sie es nach folgenden namhaft gemachten Bestimmungen verwenden und verwalten werden. Es sind davon all meine Schulden, Begräbniskosten und Ausgaben jeder Art in Verbindung mit meinem Testament zu bezahlen und das Übrige für den männlichen in gerader Linie abstammenden Abkömmling meines Vaters Jolyon Forsyte durch seine Heirat mit Ann Pierce anzulegen, der nach dem Ableben

aller in gerader Linie abstammenden Nachkommen, ob männlich oder weiblich, meines besagten Vaters durch seine besagte Heirat zur Zeit meines Todes zuletzt das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hat, da es durchaus mein Wunsch ist, daß mein Vermögen bis zur äußersten Grenze, die die Gesetze Englands gestatten, zugunsten dieses vorher gekennzeichneten, in gerader Linie abstammenden Nachkommen verwaltet werden soll.“

Soames las noch die Klauseln der Anlagen und Bescheinigungen und blickte Gradman an. Der alte Mann wischte sich die Stirn mit einem großen Taschentuch, dessen leuchtende Farbe dem Vorgang plötzlich etwas Festliches verlieh.

„Auf mein Wort, Mr. Soames!“ sagte er, und es war klar, daß der Anwalt in ihm den Menschen vollständig ausgelöscht hatte: „Auf mein Wort! Da sind ja jetzt zwei Babies und ein paar ganz junge Kinder — wenn eins davon bis zu achtzig lebt — es ist kein so hohes Alter — und einundzwanzig dazu — das sind hundert Jahre; und Mr. Timothy ist einhundertundfünfzigtausend Pfund wert, wenn er überhaupt etwas wert ist. Mit Zinseszins zu fünf Prozent verdoppelt es sich in vierzehn Jahren. In vierzehn Jahren dreihunderttausend — sechshunderttausend in achtundzwanzig — zwölftausend in zweiundvierzig — zwei Millionen vierhunderttausend in sechsundfünfzig — vier Millionen achthunderttausend in siebzig — neun Millionen sechshunderttausend in vierundachtzig — —. Nun, in hundert Jahren wären es zwanzig Millionen! Und wir werden es nicht erleben! Das ist wahrlich ein Testament!“

Soames sagte trocken: „Es kann alles mögliche passieren. Der Staat könnte das Ganze nehmen, sie sind zu allem fähig in dieser Zeit.“

„Und bringen fünf,“ sagte Gradman zu sich. „Ich ver-

gaß — Mr. Timothys Konsols, wir werden nicht mehr als zwei Prozent bekommen bei diesen Steuern. Um sicher zu gehen, sagen wir acht Millionen. Das ist immer noch ein hübsches Sümmchen.“

Soames erhob sich und reichte ihm das Testament. „Sie gehen in die City. Nehmen Sie das an sich und tun Sie, was notwendig ist. Annoncieren Sie, aber es sind keine Schulden da. Wann ist die Auktion?“

„Nächsten Dienstag,“ sagte Gradman. „Ein Leben oder mehrere Leben und einundzwanzig Jahre dazu — das liegt in weiter Ferne. Aber es freut mich, daß es in der Familie bleibt . . .“

Die Auktion — nicht bei Jobson — war weit lebhafter besucht als das Begräbnis, obwohl die Köchin und Smither nicht dabei waren, denn Soames hatte es auf sich genommen, ihnen ihre Herzenswünsche zu erfüllen. Winifred war dort, Euphemia und Francie, und Eustace war in seinem Auto gekommen. Die Miniaturen, die Barbizons und die J. R. signierten Zeichnungen waren von Soames gekauft worden, und Reliquien ohne jeden Marktwert in einem entlegenen Zimmer für Familienmitglieder beiseite gestellt, denen daran lag, Andenken zu erhalten. Nicht ein Möbelstück, kein Bild oder eine der Porzellanfiguren entsprachen modernem Geschmack. Die Kolibris waren wie Herbstblätter abgefallen, als sie von der Stelle genommen wurden, wo sie seit sechzig Jahren nicht gesummt hatten. Es war schmerzlich für Soames zu sehen, wie die Stühle, auf denen seine Tanten gesessen, das kleine Klavier, auf dem sie eigentlich nie gespielt, die Bücher, deren Außenseite sie betrachtet, das Porzellan, das sie abgestaubt, die Vorhänge, die sie zugezogen, der Kamintepich, der ihre Füße gewärmt, und vor allem die Betten, in denen sie gelegen und gestorben

waren — an kleine Händler und die Frauen aus Fulham verkauft wurden. Allein — was war zu tun? Sie kaufen und in eine Rumpelkammer stellen? Nein, sie mußten den Weg alles Fleisches und aller Möbel gehen und verbraucht werden. Doch als sie Tante Anns Sofa anbrachten und es für dreißig Schillinge jemand zuschlagen wollten, rief er plötzlich: „Fünf Pfund!“ Das Aufsehen war beträchtlich, und das Sofa sein.

Als die kleine Auktion in dem dumpfigen Lokal vorüber war und diese Aschenreste des viktorianischen Zeitalters verstreut, ging er in den nebligen Oktobersonnenschein hinaus und hatte das Gefühl, als sei alle Gemütlichkeit ausgestorben in der Welt, und das Schild ‚Zu vermieten‘ hinge wirklich da. Revolutionen am Horizont, Fleur in Spanien, kein Trost bei Annette; kein Timothy mehr in der Bayswater Road. In der quälenden Vereinsamung seiner Seele ging er in die Goupenor Galerie. Dort waren die Aquarelle Jolyons ausgestellt. Er ging hinein, um die Nase darüber zu rümpfen — das würde ihm vielleicht eine leise Befriedigung gewähren. Von June zu Vals Frau, von ihr zu Val, von Val zu seiner Mutter, und von ihr zu Soames war die Nachricht durchgesickert, daß das Haus — das verhängnisvolle Haus in Robin Hill — zum Verkauf stand und Irene im Begriff war, zu ihrem Jungen in British Columbia oder irgend einem solchen Ort hinaus zu gehen. Für einen wilden Augenblick war Soames der Gedanke gekommen: ‚Weshalb sollte ich es nicht zurückkaufen? Es war für mich bestimmt — —!‘ Doch so schnell er gekommen, war er wieder fort. Ein zu kläglicher Triumph, mit zu vielen demütigenden Erinnerungen für ihn und Fleur. Sie würde nach dem, was geschehen, nie dort leben wollen. Nein, das Besitztum mußte an einen Pair oder einen Kriegsgewinnler

kommen. Es war von Anbeginn ein Zankapfel gewesen, das Gehäuse der Fehde; und wo die Frau fort war, jetzt ein leeres Gehäuse. ‚Zu verkaufen‘ oder ‚Zu vermieten‘. Im Geiste konnte er dies Schild hoch oben auf der epheu-umrankten Mauer sehen, die er gebaut hatte.

Er ging durch den ersten der beiden Räume der Galerie. Das war wirklich eine Menge Arbeit! Und jetzt, wo der Mann tot war, schien sie nicht so trivial. Die Zeichnungen waren ganz hübsch, hatten sogar eine gewisse Atmosphäre und etwas Individuelles in der Pinselführung. ‚Sein Vater und mein Vater, er und ich, mein Kind und sein Kind!‘ dachte Soames. So war es immer weiter gegangen! Und alles um dieser Frau willen! Durch die Ereignisse der letzten Woche besänftigt und unter der Einwirkung der melancholischen Schönheit des Herbsttages war Soames näher daran denn je, sich klar zu machen, daß das Wesen der Schönheit etwas Geistiges war, das nur durch völlige uneigennützigte Hingabe zu erfassen war. Wenigstens war er in seiner Liebe zu seiner Tochter dieser Wahrheit nahe, die so unbegreiflich für einen echten Forsyte ist, vielleicht begann er dadurch ein wenig zu verstehen, wie er um den Lohn gekommen war. Und dort, unter den Zeichnungen seines Veters, der errungen hatte, was für ihn unerreichbar gewesen, gedachte er der beiden mit einer Nachsicht, die ihn überraschte. Aber er kaufte keine der Zeichnungen.

Gerade am Ausgang, als er wieder ins Freie hinaus wollte, begegnete er durch einen Zufall, den er garnicht für unmöglich gehalten hatte, als er in die Galerie ging — Irene, die eben eintrat. So war sie also noch nicht fort und machte jetzt ihren Abschiedsbesuch bei dem Nachlaß jenes Mannes! Er unterdrückte eine unfreiwillige, fast unbewusste Regung, das mechanische Reagieren seiner Sinne auf den Reiz

dieser Frau, die er einst besessen, und ging mit abgewandtem Blick an ihr vorüber. Doch als er es getan, konnte er sich's nicht versagen, sich nach ihr umzusehen. Das also war das Ende. — Die Leidenschaft und der Hauptinhalt seines Lebens, dessen Wahnsinn und Sehnsucht, die einzige Niederlage, die er erlitten, würden schwinden, wenn sie ihm diesmal aus dem Gesicht kam; selbst solche Erinnerungen hatten ihren eigenen sonderbar schmerzenden Wert. Auch sie sah sich um. Plötzlich hob sie ihre behandschuhte Hand, ihre Lippen lächelten leise, die dunkeln Augen schienen zu sprechen. Nun war es an Soames, das Lächeln und den kleinen Abschiedswink nicht zu erwidern, und er ging, zitternd von Kopf bis Fuß, auf die vornehme Straße hinaus. Er wußte, was sie hatte sagen wollen: ‚Jetzt, wo ich deinem Bereich und dem der Deinen für immer entrückt sein werde — verzeihe mir, ich wünsche dir alles Gute!‘ Das war der Sinn, das letzte Zeichen jener furchtbaren Zeit, wo es weder Moral, Pflicht, noch Vernunft für sie gegeben hatte — ihres Abscheus vor ihm, der ihren Körper besessen hatte, aber nie ihren Geist oder ihr Herz gerührt. Es schmerzte, ja — schmerzte mehr, als wenn sie ihre Maske unbewegt gelassen, ihre Hand nicht erhoben hätte.

Drei Tage später, in dem rasch gilbenden Oktober, nahm Soames eine Taxidroschke nach dem Highgate-Friedhof und ging durch seinen weißen Wald zum Erbbegräbnis der Familie Forsyte. Dicht neben der Zeder, über Grabkammern und Kolumbarium — groß, häßlich und individuell, schien es der Gipfel angemessener Zweckmäßigkeit. Er erinnerte sich einer Auseinandersetzung, bei der Swithin dafür eingetreten war, vorn den stehenden Fasan anzubringen. Der Vorschlag wurde zugunsten eines Kranzes in Stein verworfen, über dem die einfachen Worte: ‚Erbbegräbnis von Jo-

lyon Forsyte. 1850' standen. Es war alles in guter Ordnung. Alle Spuren der Beerdigung von neulich waren entfernt, und sein schlichtes Grau wirkte ruhevoll und schwermütig im Sonnenschein. Die ganze Familie lag jetzt dort, außer der Frau des alten Jolyon, die infolge eines Vertrags in das eigene Familienerbbegräbnis in Suffolk zurückgebracht worden war; der alte Jolyon selbst lag in Robin Hill, und Susan Hayman war eingäschert, so daß niemand wußte, wo sie sein könnte. Soames blickte mit Befriedigung darauf — es war massiv, erforderte wenig Aufmerksamkeit, und das war wichtig, denn er wußte wohl, daß niemand sich darum kümmern würde, wenn er nicht mehr da war, und er mußte sich nun wohl bald nach einem Unterkommen dort umsehen. Er hatte vielleicht noch zwanzig Jahre vor sich, aber man konnte nie wissen. Zwanzig Jahre ohne einen Onkel oder eine Tante, mit einer Frau, von der man besser nichts wußte und einer Tochter, die vom Hause fort war. Seine Stimmung neigte zu Melancholie und Rückschau.

Dieser Friedhof war voll von Leuten mit außerordentlichen Namen, die mit außerordentlichem Geschmack begraben waren, wie man sagte. Aber man hatte auch eine schöne Aussicht hier oben, direkt auf London. Annette hatte ihm einmal eine Geschichte von jenem Franzosen, von Mauissant, zu lesen gegeben — eine höchst unerquickliche Angelegenheit, wo alle Skelette in einer Nacht aus ihren Gräbern aufstanden und all die frommen Inschriften auf den Steinen in Beschreibungen ihrer Sünden verwandelt wurden. Keine wahre Geschichte übrigens. Er wußte über die Franzosen nicht Bescheid, aber an den Engländern war, abgesehen von ihrem Geschmack und ihren Zähnen, die allerdings jämmerlich waren, eigentlich nichts auszusetzen. ‚Erbegräbnis von Jolyon Forsyte. 1850.‘ Eine Menge Leute waren

seitdem dort begraben — eine Menge englischen Lebens zu Moder und Staub zerfallen! Das Surren eines Flugzeugs, das unter den goldig gefärbten Wolken vorüber kam, veranlaßte ihn, emporzublicken. Es war mit der Expansion doch ganz verteuftelt vorwärts gegangen! Aber schließlich kam alles auf einen Friedhof hinaus — auf einen Namen und ein Datum auf einem Grab. Und er dachte mit sonderbarem Stolz daran, daß er und seine Familie so gut wie nichts dazu getan, diese fieberhafte Expansion zu fördern. Als gute solide Vermittler waren sie mit Würde an die Arbeit gegangen, zu verwalten und zu besitzen. Ihr Vorfahr allerdings hatte in einer schrecklichen Periode gebaut, und Jolyon in einer zweifelhaften gemalt, aber soviel er sich erinnerte, hatte kein anderer von ihnen allen seine Hände damit besudelt, irgend etwas zu schaffen — es sei denn, daß Val Dartie und seine Pferdezucht zählte. Sammler, Anwälte, Advokaten, Kaufleute, Verleger, Buchhalter, Direktoren, Agenten für Landbesitz, sogar Soldaten waren sie gewesen! Das Land hatte sich freilich trotz ihrer ausgedehnt. Sie hatten es gehemmt, kontrolliert, verteidigt und hatten Nutzen gezogen aus dem Prozeß — und wenn man bedachte, wie ihr Vorfahr mit so gut wie nichts begonnen hatte, und seine Nachkommen in gerader Linie bereits, wie Gradman schätzte, eine bis anderthalb Millionen besaßen, war es nicht so schlecht! Und doch hatte er mitunter das Gefühl, als sei die Blütezeit der Familie vorüber und das Streben nach Besitz im Aussterben. Sie schien unfähig, Geld zu machen — diese vierte Generation, sie widmete sich der Kunst, der Literatur, der Landwirtschaft oder der Armee. Oder sie lebte von ihrem Erbe — sie hatte keinen Schwung und keine Ausdauer. Sie würde noch aussterben, wenn sie sich nicht vorsah.

Soames verließ die Gruft und hatte den Wind jetzt gegen sich. Die Luft hier oben wäre köstlich, wenn er nur das Gefühl hätte los werden können, daß Tod darin war. Unruhig betrachtete er die Kreuze und Urnen, die Engel, die ‚Immortellen‘, die Blumen, blühende und welke, und plötzlich bemerkte er eine Stelle, die so verschieden von allen andern hier oben aussah, daß er die paar Meter hinaufgehen mußte, um sie anzusehen. Ein stiller Winkel mit einem massiven, merkwürdig geformten Kreuz aus roh behauenen Granit, von vier Lebensbäumen bewacht. Die Stelle lag frei, nicht in der Enge der andern Gräber, hatte einen kleinen eingehegten Garten an einer Seite, und vorn stand eine golden schimmernde Birke. Diese Oase in der Wüste konventioneller Gräber wirkte auf Soames' ästhetischen Sinn und er setzte sich dort im Sonnenschein nieder. Durch die zitternden goldenen Birkenblätter blickte er auf London hinunter und überließ sich den Wogen der Erinnerung. Er dachte an Irene im Montpellier Square, als ihr Haar rotgolden war und ihre weißen Schultern sein — an Irene, den Preis seiner Liebesleidenschaft, die sich seinem Eigentumsrecht widersetzte. Er sah Bosinneys Leiche in der weißen Leichenkammer, und wie Irene auf dem Sofa mit dem Blick eines sterbenden Vogels ins Weite geschaut. Dann wieder gedachte er ihrer vor der kleinen grünen Niobe im Bois de Boulogne, wo sie ihn nochmals abgewiesen hatte. Im Geiste sah er sich an dem Novembertag, als Fleur geboren werden sollte, an dem treibenden Fluß, sah die welken Blätter auf dem grünlichen Wasser schwimmen und das schlangenköpfige Unkraut schwanken und sich wiegen ohne Unterlaß. Sah sich wieder am Fenster, das sich in die kalte gestirnte Nacht über dem Hydepark öffnete, als sein Vater eben gestorben war. Dann sprangen seine Gedanken zu jenem Bilde ‚Die

zukünftige Stadt' über, zu der ersten Begegnung Fleurs mit Jon, der bläulichen Spur von Prosper Profonds Zigarre und Fleur, die am Fenster stand und hinunterwies, wo er umher-schlenderte. Zu dem Anblick Irenens und ihres Mannes, die neben einander auf der Tribüne von ‚Lords‘ Cricketplatz saßen. Zu ihr und ihrem Jungen in Robin Hill. Zu dem Sofa, wo Fleur zusammengekauert in der Ecke lag, ihren Lippen, die sich auf seine Wange pressten und ihrem ‚Pach-pachen‘ zum Abschied. Und plötzlich sah er wieder den letzten Wink von Irenens Hand in grauen Handschuhen.

Er saß dort lange Zeit und dachte an seine Laufbahn, sein unermüdliches Streben nach Besitz, und selbst seine Fehlschläge gewährten ihm Befriedigung.

‚Zu vermieten‘ — das Zeitalter und die Lebensart der Forsytes, wo ein Mann seine Seele, sein Kapital und seine Frau fraglos und unbeschränkt sein eigen nannte. Und jetzt hatte der Staat, oder wollte er sein Kapital, seine Frau gehörte sich selbst, und Gott weiß, wer seine Seele hatte. ‚Zu vermieten‘ — ein gesunder und einfacher Glaubenssatz!

Die Wasser der Wandlung schäumten herein und trugen die Verheißung neuer Formen nur, wenn die zerstörende Flut völlig verebbt war. Er saß dort und war sich ihrer dunkel bewußt, doch seine Gedanken waren fest auf die Vergangenheit gerichtet — wie wenn jemand in einer wilden Nacht mit dem Gesicht zum Schweif eines galoppierenden Pferdes reitet. Über die Dämme der viktorianischen Zeit hinweg rollten die Wasser über Besitz, Manieren und Moral, über Melodien und die alten Formen der Kunst — Wasser, die einen Geschmack wie von Blut in seinem Munde hinterließen, bis an den Fuß dieses Highgate-Hügels leckten, wo der Viktorianismus begraben lag. Und dort oben, an dessen eigenartigster Stelle, wo er saß, ließ Soames — die

Verkörperung gesicherten Vermögens — sich durch ihr ruheloses Rauschen nicht beirren. Instinktiv weigerte er sich dagegen anzukämpfen — dazu war zuviel ursprüngliche Klugheit in ihm, zuviel von dem besitzheischenden Tiere Mensch. Sie würden sich beruhigen, wenn das Flutfieber der Zerstörung und Verwüstung ausgetobt, die Schöpfungen und das Eigentum anderer genügend vernichtet und zertrümmert waren — sie würden sich verlaufen und verebben, und neue Formen würden erstehen, die auf ein Streben gegründet waren, das älter ist als das Fieber der Wandlungen — auf das Streben nach einem Heim.

„Je m'en fiche,“ sagte Prosper Profond. Soames sagte nicht „Je m'en fiche,“ — es war französisch, und der Mensch war ihm ein Dorn im Auge — aber tief innen wußte er, daß Wandlung nur die Zwischenzeit des Todes zwischen zwei Formen des Lebens war, daß die Zerstörung notwendig war, um neuerem Besitz Platz zu machen. Was hatte es zu bedeuten, daß das Schild angebracht und Behaglichkeit zu vermieten war? — eines Tages würde doch jemand kommen und alles wieder herstellen.

Nur eines beunruhigte ihn wirklich, als er dort saß — das schmerzliche Sehnen in seinem Herzen — weil die Sonne wie ein Zauber auf seinem Antlitz lag, auf den Wolken und den goldenen Birkenblättern, und das Rauschen des Windes so sanft, das Grün der Lebensbäume so dunkel war, und die Mondsichel so blaß am Himmel stand.

Mochte er sie auch ersehnen und immer wieder ersehnen — erlangen würde er sie nie — die Schönheit und Liebe in der Welt!

INHALT

DRITTER BAND

Die Geschichte

1. Die Geschichte

1. Die Geschichte	1
2. Die Geschichte	2
3. Die Geschichte	3
4. Die Geschichte	4
5. Die Geschichte	5
6. Die Geschichte	6
7. Die Geschichte	7
8. Die Geschichte	8
9. Die Geschichte	9
10. Die Geschichte	10
11. Die Geschichte	11
12. Die Geschichte	12
13. Die Geschichte	13
14. Die Geschichte	14
15. Die Geschichte	15
16. Die Geschichte	16
17. Die Geschichte	17
18. Die Geschichte	18
19. Die Geschichte	19
20. Die Geschichte	20
21. Die Geschichte	21
22. Die Geschichte	22
23. Die Geschichte	23
24. Die Geschichte	24
25. Die Geschichte	25
26. Die Geschichte	26
27. Die Geschichte	27
28. Die Geschichte	28
29. Die Geschichte	29
30. Die Geschichte	30
31. Die Geschichte	31
32. Die Geschichte	32
33. Die Geschichte	33
34. Die Geschichte	34
35. Die Geschichte	35
36. Die Geschichte	36
37. Die Geschichte	37
38. Die Geschichte	38
39. Die Geschichte	39
40. Die Geschichte	40
41. Die Geschichte	41
42. Die Geschichte	42
43. Die Geschichte	43
44. Die Geschichte	44
45. Die Geschichte	45
46. Die Geschichte	46
47. Die Geschichte	47
48. Die Geschichte	48
49. Die Geschichte	49
50. Die Geschichte	50

INHALT

DRITTER BAND

Zu vermieten

Erster Teil

KAPITEL	SEITE
I. Begegnung	11
II. Fine Fleur Forsyte	35
III. In Robin Hill	45
IV. Das Mausoleum	56
V. Heimaterde	69
VI. Jon	82
VII. Fleur	89
VIII. Idyll im Gras	97
IX. Goya	102
X. Trio	117
XI. Duett	125
XII. Launen	133

Zweiter Teil

I. Mutter und Sohn	149
II. Väter und Töchter	156
III. Zusammentreffen	177
IV. In der Green Street	191
V. Reine Forsyte-Angelegenheiten	199
VI. Soames' Privatleben	209
VII. Junes Beistand	223
VIII. Der Zaum zwischen den Zähnen	231

KAPITEL	SEITE
IX. Öl ins Feuer	240
X. Entscheidung	252
XI. Timothy prophezeit	258

Dritter Teil

I. Der alte Jolyon geht um	277
II. Das Bekenntnis	289
III. Irene!	298
IV. Soames überlegt	304
V. Die fixe Idee	314
VI. Verzweiflung	320
VII. Botschaft	331
VIII. Die wehmütige Melodie	343
IX. Unter der Eiche	350
X. Fleurs Hochzeit	354
XI. Der letzte der alten Forsytes	368

DIE FORSYTE SAGA

1. Band: Der reiche Mann, Nachsommer
2. Band: In Fesseln, Erwachen
3. Band: Zu vermieten

Biblioteka Główna UMK

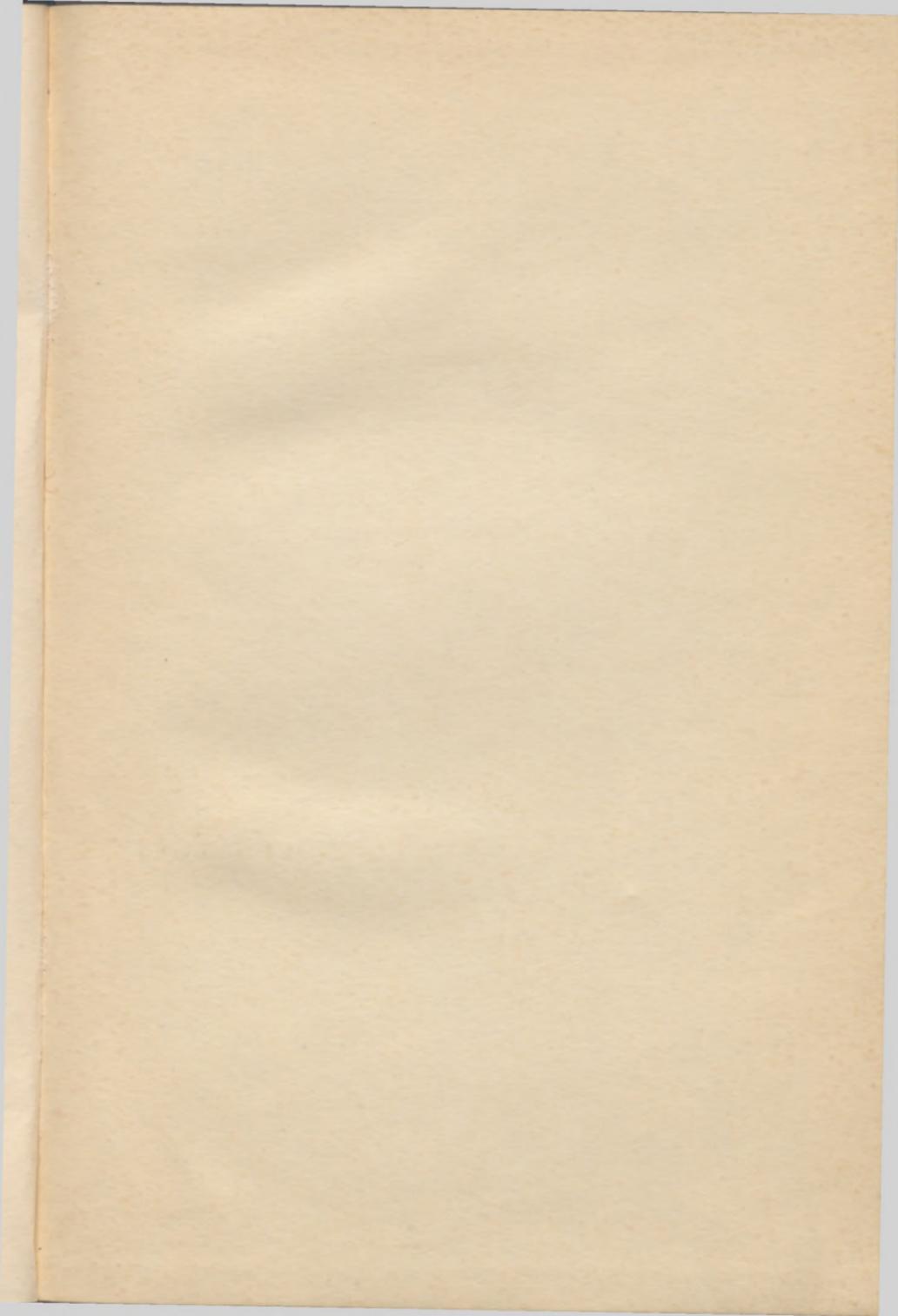


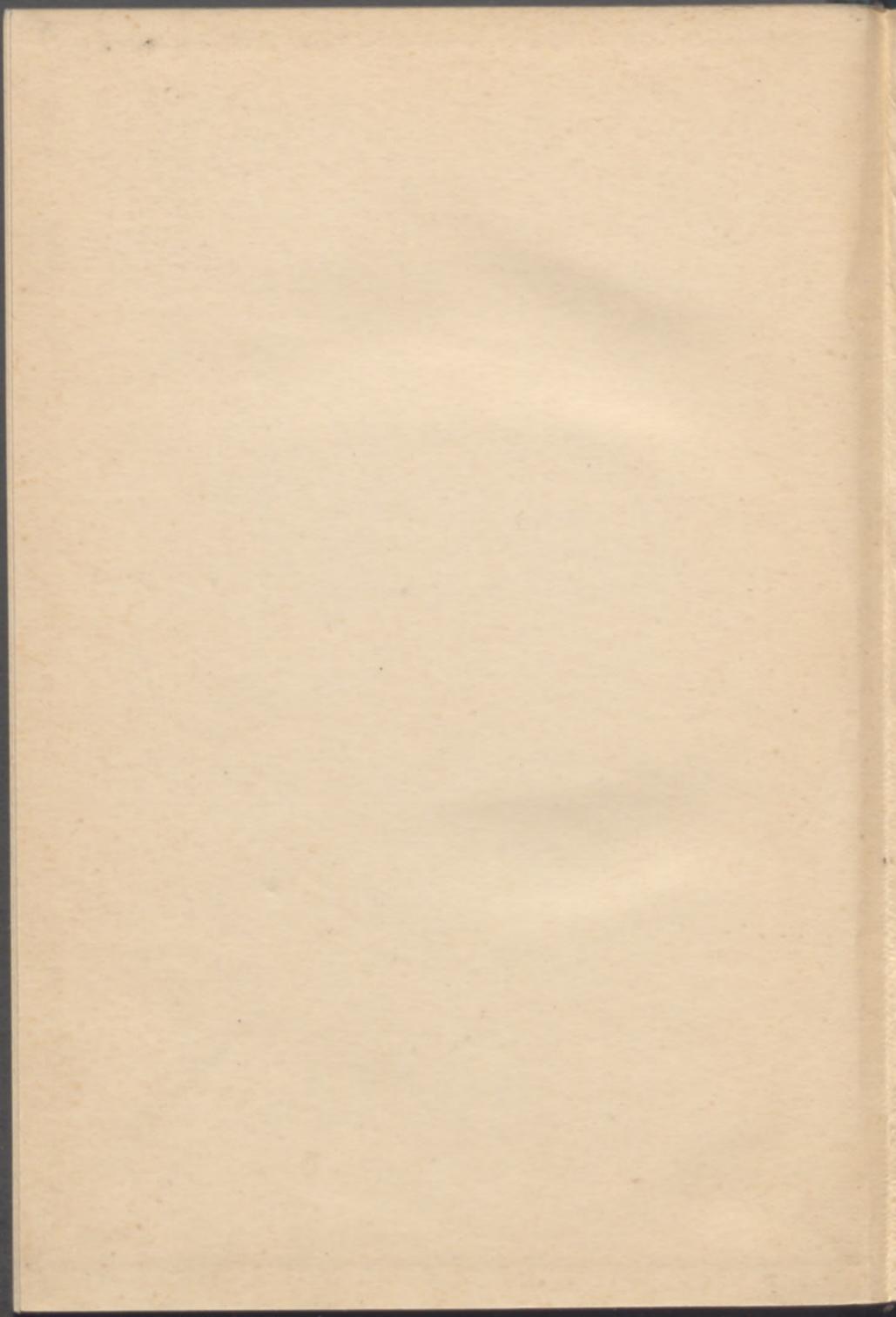
300000199227

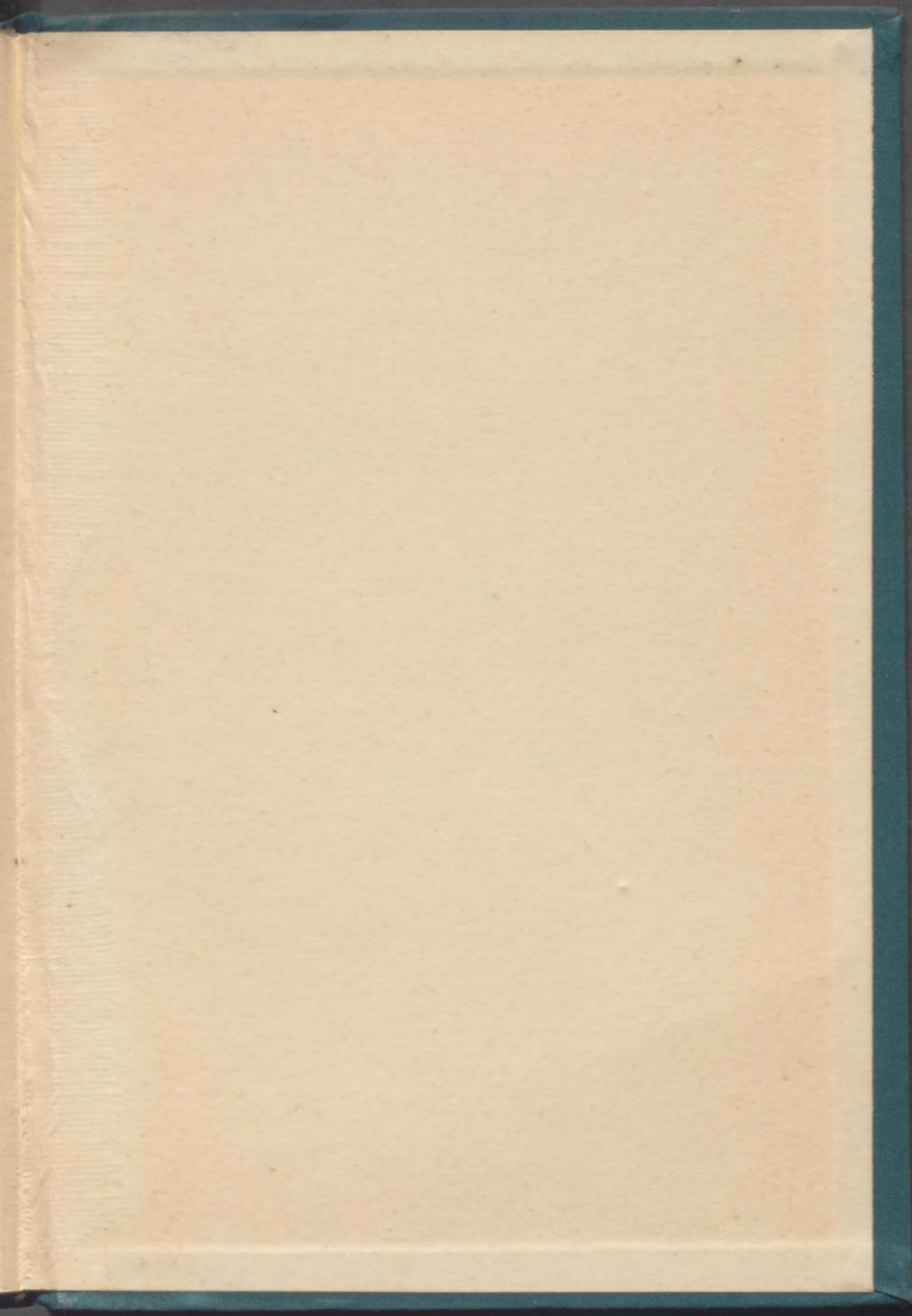
14568



14568







BIBLIOTEKA * * * * *



VNIVERSYTECKA

14568

* * * * * W TORVINI